Wolken und Sonnenschein.



Novellen und Erzählungen

von Joseph Spillmann, S.J.

Wolken und Sonnenschein.

Wolken und Sonnenschein.

Novellen und Erzählungen

von

Joseph Spillmann S. J.

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Freiburg im Breisgau. 1894.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Zweiter Band.

Der Judenknabe von Prag.

Erzählung.

(1878.)

1.

Wie der kleine Abele ein Christ werden will.

Gott, dem Allbarmherzigen, sei Dank und Preis: nun ist alles zu einem glücklichen Ende gediehen, wie Er es von aller Ewigkeit her theils vorherbestimmt, theils zuzulassen beschlossen hat! Heute sah ich den lieben Knaben noch einmal, und es sind mir dabei die hellen Thränen in meinen weißen Bart gerollt; nun werde ich ihn nicht mehr schauen, bis der Herr zum Gerichte kommt. Wie wird er in himmlischer Schönheit zur Rechten Christi strahlen! Wenn ich armer Sünder dann im Angesichte von Himmel und Erde zittere und zage, mag er wohl bei meinem Richter ein huldreiches Wort für mich einlegen. Ja, er und die liebe Mutter Gottes, die alles so wohl gelenkt und gewendet hat, und der zu Ehren ich nun in der Einfalt meines Herzens aufzeichnen will, was sich in diesen letzten Wochen hier in Prag begeben.

Es ist mir jetzt noch frisch in der Erinnerung und mag vielleicht in spätern Zeiten etwas zum Lobe Mariä beitragen, wofern meine himmlische Herrin dieses einfältige Geschreibsel segnen will. Worte, insbesonders geschriebene,

sind überhaupt den Samenkörnern ähnlich, welche der Wind hin und her verweht, daß auch nach vielen Jahren noch an fremden Orten die Blumen aufblühen, wie mir letzten Sommer, ich weiß nicht von wannen, ein tiefrothes Blutströpflein in meinem Gartenbeet aufsproßte, und ich habe es gepflückt und der lieben schmerzhaften Mutter zum Sträußlein gewunden.

Ja, das Blutströpflein! Ob es nicht doch eine geheime Bedeutung hatte, wie damals der Bruder Kunibert meinte?

Und so fange ich, P. Sebaldus O. C., denn in Gottes Namen an und will alles in der Weise aufschreiben, wie ich es entweder selber erlebte oder von glaubwürdigen Leuten nachher gehört habe.

Heuer, im Jahre des Herrn 1701, da die Christenheit das große Jubiläum feiert, welches der nun schon in Gott ruhende Heilige Vater Innocenz XII. verkündete, da sein glorreicher Nachfolger Clemens, dieses Namens der elfte, an Christi Statt die katholische Kirche leitet, da Leopold I. die römische Kaiserkrone trägt, da Johann Joseph, aus dem Grafengeschlechte der Brenner, Erzbischof von Prag ist und hier in unserem armen Kapuzinerklösterlein auf dem Hradschin P. Honorius in Milde und Strenge als Guardian waltet — hat sich die Begebenheit mit dem jungen Abele zugetragen.

Es war im Märzmonat und in der heiligen Fastenzeit — des Tages kann ich mich nicht mehr genau entsinnen; doch mag es nicht viel früher oder später als Oculi gewesen sein —, da ging ich eines Nachmittags in unserem Klostergärtlein spazieren und freute mich der warmen Sonne und des anbrechenden Frühlings. Erst schaute ich nach meinen Blumen. Die Schneeglöcklein waren schon nahezu vorüber; die goldigen Schlüsselblumen aber standen in vollem

Flor, und unter dem alten Birnbaume blühten die ersten Veilchen, die lieben, duftigen Fastenblümlein. Dann räumte ich an den kleinen Eckbeetchen das dürre Laub beiseite, und siehe, da lugten die ersten Crocus-Blumen aus dem Sande hervor, kräftig gelb und zart lila, daß ich meine Freude hatte. Konnte es mir auch nicht versagen und rief den Bruder Kunibert herbei, um ihm die Blumen zu zeigen; denn ich hatte die Zwiebeln erst letzten Herbst von meinem geistlichen Bruder aus Regensburg erhalten.

Bei diesem Anlasse haben wir alte Knaben, und sogar in der heiligen Fastenzeit, uns gegen das Silentium verfehlt; der P. Guardian merkte es aber alsbald, öffnete das Fensterlein seiner Zelle und dictirte uns eine Pönitenz, welche ich mit dem Beistande Gottes denselben Abend noch im Refector verrichtet habe.

Wir nun ließen die Köpfe hängen und gingen unserer Wege. Ganz unten im Garten längs der Mauer ist ein stiller Pfad, an dessen Ende sich ein kleines Heiligenhäuschen mit einem Bildnisse der schmerzhaften Mutter befindet. Dahin trug ich die erste offene Crocus-Blume zusamt ein paar Veilchen, meiner lieben Mutter zum Gruße, und wandelte dann auf und ab, den armen Seelen einen Rosenkranz betend, bis mich das Glöcklein zur Vesper riefe.

Nicht manches Gesetzchen hatte ich gebetet, da kam Bruder Kunibert und meldete: „P. Sebalde, es steht ein Judenknabe an der Pforte, der mit einem Kapuzinerpater reden will. Kommet also und höret, was sein Begehr sei.“

Fast ein bißchen ungeduldig fragte ich: „Hat vielleicht P. Guardian bestimmt, daß ich mich mit diesem Judenknaben abgebe? Ansonst wir in dieser Jubiläumszeit mit den Christenleuten Arbeit genug haben.“

„Ei, ei, P. Sebalde," meinte der Bruder Pförtner darauf, „es will mich bedünken, daß Ihr in dieser Stunde mehr der Erholung als der Arbeit pfleget. Im übrigen wisset, daß P. Guardian im Beichtstuhl ist, P. Operarius zu einem Kranken ging und somit Ihr nach aller Ordnung der Nächste seid, den ich zur Pforte zu rufen habe."

Das war nun soweit alles recht; doch gefiel mir der liebe Sonnenschein im Garten besser als die düstere Pförtnerstube. Sagte also zum Bruder Kunibert, er möge den Judenknaben zu mir herausbringen, und er that mir den Willen.

Bald kam der Knabe. Ich konnte mich nicht genug über sein edles, bescheidenes Wesen verwundern, und hätte ich niemals bei einem Kinde des verstoßenen Volkes so viel Anstand und Sittsamkeit gesucht. Wie er mich sah, rückte er alsbald das Sammetbarett von seinen schwarzen Locken, richtete sein dunkles Auge fast schüchtern auf mich, dann sagte er in wohllautender Sprache: „Das ist gut, mein hochwürdiger Vater, das hat der Herr wohl gefügt, daß ich gerade Euch treffe. Es war mein Wunsch, aber ich kannte Euern Namen nicht."

„Und woher kennst du mich denn?" fragte ich verwundert.

„Der Küster zu Sanct Veit ist mir hold und läßt mich zuweilen heimlich in die Kirche schlüpfen. So hörte ich neulich Eure Predigt auf Lichtmeß, und was Ihr damals von der Jungfrau aus dem Hause Davids sagtet, hat mir baß gefallen. Auch ich bin aus dem Stamme Juda, so unsere Ueberlieferungen nicht trügen."

„Armes Kind," sagte ich traurig, „das Scepter ist von Juda gewichen, weil Israel seinen Tag nicht erkannte, an welchem es sein Heiland, wie eine Henne ihre Küchlein, um sich sammeln wollte!"

Bei diesen Worten, welche ich eigentlich viel mehr für mich als für ihn gesprochen, schaute mich der Knabe gleichwohl gar ernst und verständnißvoll an und antwortete: „Ich weiß es: unsere Väter haben gesündigt; sie haben den gottverheißenen Messias ermordet, sie haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder‘, und siehe — es ist über uns gekommen! Wir irren umher von Land zu Land, unstät wie Kain, der seinen Bruder Abel erschlug; aber der Herr wird sich dereinst unser erbarmen und die Reste Israels retten, — und“, fügte er bei, derweil eine Thräne in sein Auge trat, „hassen sollten uns darum die Christen nicht.“

Männiglich kann sich denken, wie sehr ich über diese unerwarteten Worte aus dem Munde eines Judenkindes staunte. Ich gab ihm gänzlich darin Recht, daß kein Christ einen Juden hassen dürfe, den Worten Christi gemäß: „Liebet eure Feinde“, und fragte ihn sodann höchlich verwundert, ob er denn, was ich aus seinen Worten schier annehmen müsse, glaube, daß Jesus von Nazareth der gottverheißene Messias sei, und er erwiderte, fromm die Hände über der Brust kreuzend: „Ich glaube es und bin entschlossen, ein Christ zu werden.“

„Und wie kommst du zu diesem beseligenden Glauben?“ forschte ich weiter.

„Maria, die Mutter Christi, hat es mich geheißen.“

Ich traute meinen alten Ohren nicht und ließ ihn die Antwort abermals wiederholen, und nochmals sagte er mit derselben überzeugenden Einfalt: „Maria, die Mutter Gottes.“ Daß der Knabe mich nicht belügen wollte, dafür würde ich des Todes sterben; ich meinte also, es habe ihm geträumt. Er aber bestand darauf, es sei kein Traum gewesen, und sagte: „Maria, die auf der großen Säule des Marktplatzes steht, hat es mich geheißen.“

Auf meine Frage erzählte er dann ausführlicher wie folgt: Es habe ihm einmal, da er noch ein zartes Knäblein war, eine christliche Magd von der heiligen Jungfrau erzählt, wie die Christen sie ihre Mutter nennen dürfen, und wie ihm das so gut gefallen, auch eine Mutter im Himmel zu haben. „Seitdem habe ich oftmals traurig in der Ferne gestanden, wenn meine christlichen Spielgenossen sich vor dem Bilde der Mutter Gottes hinknieten, habe meine Mütze abgenommen und auch mich der himmlischen Frau empfohlen. Nun geschah es letzten Dienstag nachmittags, daß ich mit vielen Schülern der Jesuiten auf dem Platze des Federspieles pflog, und da wir recht in der Hitze des Spieles waren, erscholl das Aveläuten. Alsbald stellten meine Kameraden das Spiel ein, scharten sich um die hohe Mariensäule und sprachen niederknieend ihr Gebet. Da weiß ich nicht, wie mir wurde; plötzlich kniete ich, wie von unsichtbaren Händen gezogen, zu den übrigen nieder, und da ich das Gebet, welches sie sprachen, nicht kannte, sagte ich das einzige Wort: ‚O du mächtige Tochter unseres Volkes, sei auch meine Mutter!‘ Und siehe, kaum hatte ich auf diese Weise in meinem Herzen gefleht, so antwortete mir Maria: ‚Werde ein Christ, und ich will deine Mutter sein.‘“

„Das hat die heilige Jungfrau mit lauter Stimme dir zugerufen?“ fragte ich.

„Ich habe es deutlich gehört,“ antwortete er.

„Und auch deine Spielkameraden haben es gehört?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe es so deutlich gehört, wie ich jetzt Eure Worte vernehme, mein Vater. Und seit der Stunde drängen mich meine Kameraden, ich müsse ein Christ werden, und noch mehr als sie drängt mich eine

Stimme in meiner Brust ohne Unterlaß und sagt mir: Verlasse das Haus deines Vaters und werde ein Christ!"

Ob nun das Bild auf dem Marktplatze wirklich geredet habe, wie das bei andern Gnadenbildern glaubwürdigerweise geschehen ist, oder ob die liebe Mutter Gottes bloß innerlich zu dem Herzen des Knaben sprach, will ich dermalen nicht entscheiden. So viel ist gewiß und war mir von Stund an klar, daß die göttliche Gnade in ungewöhnlicher Art diese arme, noch nicht mit dem Taufkleide gezierte Seele an sich zog. Beschloß auch sofort, mich des Knaben anzunehmen, wofern unser P. Guardian, mit dem ich in so wichtiger Angelegenheit erst Rücksprache nehmen mußte, damit einverstanden wäre, möchte daraus für mich entstehen, was da wollte, und obwohl ich mich erinnerte, daß schon mehr als ein Ordensbruder dem Hasse der rachsüchtigen Juden mit Blut und Leben zum Opfer fiel.

Da kam es mir in den Sinn, daß ich ihn noch nicht nach seinem Namen und seiner Sippe gefragt hatte, was ich doch billig zu Anfang hätte thun sollen. Holte also schleunig mein Versäumniß nach und erfuhr nun zu meinem nicht geringen Schrecken, daß der Knabe der einzige Sohn des alten Abel Abele sei und soeben das zwölfte Jahr vollendet habe. Ferner vernahm ich, daß sein Vater sich gegenwärtig auf einer Handelsreise nach Venedig befinde und von dort vor Monatsfrist nicht leicht zurückerwartet werde, und schien es somit das Gerathenste, den Knaben vor des Vaters Heimkunft zur heiligen Taufe vorzubereiten.

Es ist aber dieser Abel Abele der allerreichste Jude nicht nur in Prag, sondern in ganz Böheim, und hatte ich oftmals von armen Leuten über ihn klagen hören ob der unbarmherzigen Härte, mit welcher er seinen Schuldnern den

letzten Heller, ja das Blut unter den Nägeln hervorpreßte. Daß somit seines einzigen Söhnleins Entschluß, ein Christ zu werden, einen höllischen Sturm hervorrufen werde, lag auf der Hand, und ich überlegte in meinem Herzen, ob es in Anbetracht der zarten Jugend des kleinen Abele nicht rathsam sei, die Spendung der heiligen Taufe ein paar Jahre hinauszuschieben. Allein der Gedanke, daß die Mutter Gottes selber jetzt den Knaben berufen, verscheuchte jeglichen Zweifel; auch fand ich ihn gänzlich entschlossen, von seinen Eltern zu scheiden, wiewohl ihm das seiner Mutter wegen, welche er kindlich liebte, recht bitter wurde. Sprach ihm also, bis das Vesperglöcklein läutete und mich in das Chor rief, Muth ein; dann bat ich ihn, er möge sich ein halbes Stündchen im Garten gedulden, derweil ich mit meinen Brüdern das Lob Gottes und seiner Heiligen singe, und ging in die Kirche. All das Wunderbare, das ich soeben gehört, ließ jedoch meinen Geist nur halb und halb beim Psalmodiren, so zwar, daß ich zum Aergerniß meiner Brüder eine falsche Antiphon anstimmte, was mir der liebe Gott verzeihen möge.

Als die Vesper zu Ende, wartete im Kreuzgange P. Guardian meiner und winkte mir, ihm auf seine Zelle zu folgen. Konnte mir schon denken, warum, und nahm diesmal den wohlverdienten Wischer hin, ohne die Nase zu rümpfen. Dann erzählte ich ihm die wunderbare Geschichte von dem Judenknaben. P. Guardian hörte mich ruhig zu Ende, strich sich seinen schwarzen Bart und meinte: „P. Sebalde, da habt Ihr Euch in Eurer Gutmüthigkeit wieder einmal einen rechten Bären aufbinden lassen."

Ließ mich aber hierdurch nicht beirren und sagte: „O mein lieber P. Honori, wollte Gott, man bände mir täglich

solche Bären auf, welche sich in der heiligen Taufe in Lämmer Christi verwandeln! Kommt doch und seht das Knäblein, und Ihr möget selber entscheiden, ob dieses unschuldige Antlitz eines Lügners Larve trage. Kommt mit, der junge Abele steht drunten im Garten und wartet unser!"

Dessen war P. Guardian zufrieden, und wir stiegen selbander in das Gärtlein nieder. Bald fanden wir den Knaben; er hatte inzwischen an dem Heiligenhäuschen gar säuberlich die dürren Blätter aus dem Epheu gelesen und das kleine Beet davor abwechselnd mit weißen Schneeglöcklein und gelben Schlüsselblumen so besteckt, daß die Reihen in hebräischen Buchstaben das Wort Mirjam, das heißt: Maria, bildeten. Wiewohl ich es nämlich in meinen jungen Jahren in litteris Hebraicis nur mit Mühe bis zum Hithpaël gebracht, konnte ich die sonderbaren Schriftzeichen doch noch lesen und dem P. Guardian verdolmetschen. Als der Knabe unsere Schritte hörte, wandte er sein von der Arbeit lieblich geröthetes Gesicht herum, strich die vollen Locken aus der Stirne und grüßte uns recht ehrfurchtsvoll und kindlich, was alles bei P. Guardian eines guten Eindruckes nicht verfehlte.

Gleichwohl nahm er ihn scharf ins Gebet und fragte ihn seine Geschichte rückwärts und vorwärts. Der Knabe wiederholte in einfältigen Worten, was er mir erzählt hatte, und widersprach sich dabei nicht mit einer Silbe. Als er aber merkte, daß P. Guardian seiner Erzählung nicht recht traue, wurde er fast betrübt und sagte: „Glaubt Ihr meinen Worten nicht, ehrwürdiger Vater? Und habe doch in meinem Leben noch niemals gelogen."

„Ich glaube dir, mein Kind," antwortete der P. Guardian. „Aber mich schreckt der Kampf, so deiner harret.

Wie willst du gegen den Willen deines Vaters den Befehl der heiligen Jungfrau ausführen?"

„Sie wird mir helfen," sagte der Knabe voll Zuversicht. „Ich bin entschlossen, meinem Vater zu entfliehen."

„Aber dein Vater ist reich, sehr reich," prüfte ihn P. Honorius des weitern. „Wenn du ihm entfliehst, machst du dich zum Bettler, und du weißt nicht, wie hart und bitter das Bettelbrod schmeckt."

Doch machte solche Vorstellung keinen sonderlichen Eindruck auf den entschlossenen Knaben, vielmehr antwortete derselbe: „Wohl hat mein Vater viel Seidenzeug in seinen Gewölben und reichlich Gold in seinen Kisten; das alles will ich mit Freuden verlassen und betteln gehen. Daß ich aber von meiner Mutter scheiden muß, das freilich ist über die Maßen hart; doch wird mich Maria zu trösten wissen."

„Amen," sagte ich da, zu Zähren bewegt, „und sie wird dir eine vielliebe Mutter sein."

„Maria soll mir eine vielliebe Mutter sein und wird, wie ich hoffe, dereinst auch meine Mutter trösten. Diese ist dem christlichen Glauben nicht so abhold: schaut nur, was sie mir einst umhing, da ich noch sehr klein war." Mit diesen Worten zog der kleine Abel zu unserem großen Staunen ein Scapulier hervor.

Da wir dessen ansichtig wurden, sagte der P. Guardian: „Wahrlich, mein Knabe, dich hat die heilige Jungfrau von der Wiege an zu ihrem Kinde angenommen! Nun zweifle auch ich nimmermehr, daß du ihrem Rufe ohne Zaudern zu folgen habest. Sie wird dir Kraft und Stärke verleihen, selbst wenn du mit deinem Blute den Glauben besiegeln müßtest. So wollen wir allda vor ihrem Bilde nieder-

knieen, voll Dank für das Werk, das sie begonnen, und um ihre mächtige Hilfe flehen."

Knieten also selbdritt nieder, und P. Honorius betete mit erhobenen Händen und gar beweglicher Andacht das „Unter deinen Schutz und Schirm", worin ich aus vollem Herzen einstimmte.

Dabei faltete der kleine Abel, dieses Gebetleins noch unkundig, seine Hände, schaute vertrauend zur schmerzhaften Mutter empor und sprach zum Schlusse ganz allein ein kräftiges Amen, daß uns beiden Männern schier die Thränen in die Augen traten. Auch ereignete es sich, daß zur selben Stunde in der nahen Santa Casa oder Loreto-Kapelle das Aveläuten anhub, dem hinwiederum alle Kirchen von Prag antworteten, und es kam aus einem Nachbargarten ein Blutfink auf den alten Birnbaum geflogen und schmetterte sein Abendlied. Das war der erste und letzte Blutfink, den ich heuer in unserem Garten hörte, und Bruder Kunibert meinte nachher, auch das sei eine Vorbedeutung gewesen.

Jetzo ging P. Guardian mit mir zu Rathe, was mit dem Knaben zu thun sei, und hierbei waren wir keineswegs einerlei Meinung; denn ich wollte ihn heimlich im Kloster behalten und hätte gar zu gerne das unschuldige Blut zu einem Sohne des hl. Franciscus herangezogen, derweil P. Honorius nichts davon hören wollte, indem er den Sturm scheute, den der reiche Jude gegen uns arme Kapuziner heraufbeschwören würde. Sein Plan ging vielmehr dahin, den Knaben in das Proselytenhaus zu schicken, das eigens zum Unterhalte neubekehrter Juden gestiftet ist und in dem sie unter dem Schutze der Obrigkeit gegen die Nachstellungen ihrer Sippe gesichert sind. Zu meinem

großen Herzeleid konnte ich den guten P. Honorium nicht zu meiner Meinung bereden weder für unser Klösterlein hier in Prag noch für ein anderes unserer böhmischen Provinz. Mußte mich also zu seinem Willen bequemen, wobei ich gleichwohl nicht gänzlich und freudig gehorchte, vielmehr mir fest fürnahm, die ganze Historie an meinen geistlichen Bruder in Regensburg zu schreiben, zuversichtlich vertrauend, er werde sich dieses Pflegekindes der lieben Mutter Gottes annehmen.

Summa Summarum: bis von dorther eine Antwort kam, mußte ich meinem P. Guardian nachgeben, auch alsbald in seinem Auftrage mit dem Knaben nach Sanct Clemens gehen, um daselbst mit dem Rector des großen Jesuiten-Collegii, welcher dem Proselytenhause vorsteht, Rede und Rath zu pflegen. Das nahm seine Zeit; denn die Jesuiten wollten sich in sothaner Angelegenheit die Finger auch nicht verbrennen.

Der P. Rector berief seine Consultores oder Räthe, und diese fragten den Knaben mit großer Milde im Ton, aber der Sache nach noch viel schärfer als unser P. Guardian, die Kreuz und Quer nach allen Umständen des wunderbaren Vorfalls, zeigten sich schließlich doch befriedigt, und der P. Rector sagte Ja und Amen. Wollte auch sofort persönlich mit mir den Knaben nach dem nahegelegenen Proselytenhause geleiten, und es wurde diesem daselbst, wie bei einer solchen Begleitung nicht anders zu erwarten, die beste Aufnahme zu theil. Nachdem zu allseitiger Zufriedenheit jegliches geordnet war, verabschiedeten wir uns für diese Nacht, wobei der Knabe in wohlgesetztem Latein — denn er war dieser Sprache schier besser kundig als ich — dem Jesuiten sein gratias sagte, mir aber die Hand küßte

und mich um meinen öftern Besuch gar dringend ersuchte. Herzlich gerne versprach ich das dem guten Kinde.

Vor dem Hause sagten wir zwei Ordensleute uns mit freundlichen Worten „Gute Nacht", empfahlen uns auch der eine in des andern fromme Gebete und heilige Opfer. Dann wandte ich mich der steinernen Brücke zu, welche durch den Martyrtod des großen hl. Johannes von Nepomuk so hoch berühmt ist. Es war inzwischen Nacht geworden und die Lichter brannten hell vor dem großen steinernen Crucifixe, das von einem Juden zur Strafe für eine Gotteslästerung daselbst errichtet wurde, wie es denn auch zum ewigen Andenken in hebräischer Schrift das Bekenntniß der Gottheit Christi trägt.

Ich ging nicht vorbei, ohne ein Vaterunser für die Bekehrung des verblendeten Judenvolkes, insonderheit aber für den kleinen Abele zu beten, und auch den hl. Nepomuk grüßte ich in der gleichen Meinung mit einem kurzen Gebete. Dann wandelte ich fast traurig durch die dunkeln Straßen dem Hradschin zu; weiß nicht, wie es kam; aber es lag mir so bang auf dem Herzen, als ob die nächste Zeit viel bittern Schmerz und schweren Kummer bringen müßte.

2.

Wie mich P. Guardian gen Zalow schickt und was mir in Abeles Haus begegnete.

Am andern Morgen nach der Terz sagte mir P. Guardian, der Pfarrherr von Rostok, der nachgerade alt und bettlägerig wird und oftmals nicht sein eigenes Dorf, geschweige die zugehörige Filiale von Zalow besorgen kann, habe für den Rest der Fastenzeit, absonderlich für die Karwoche, einen Kapuziner begehrt, der seiner Gemeinde das Jubiläum predige. Solle mich also im heiligen Gehorsame aufmachen und diesen frommen Leuten das Evangelium verkünden gemäß den Worten Christi: »Euntes praedicate« — „Gehet hin und prediget", wie es geschrieben stehet bei Matthäus am letzten.

Nach Zalow wäre ich nun schon lange ums Leben gerne gegangen, weil dasselbige unscheinbare Kirchlein die älteste christliche Kirche von ganz Böheim sein soll; denn sie wurde von Herzog Borziwoj bald nach seiner Taufe daselbst auf seinem Gute erbaut, da man zählte nach unseres Herrn Geburt 874 Jahre. Gleichwohl war mir heute dieser Auftrag nicht ganz nach der Mütze, indem er einen Strich durch

meine Rechnung machte: hatte mir nämlich vorgenommen, den kleinen Abele oftmals zu besuchen und ihn selbst auf die heilige Taufe vorzubereiten. Darüber machte ich also meinem P. Guardian etliche Vorstellungen, wurde aber kurz und bündig mit der Frage abgefertigt, ob mir etwa das Seelenheil dieses Judenknaben, der ohnehin im Proselytenhause gut aufgehoben sei, mehr am Herzen liege als über sechshundert christliche Bauern von Rostok und Zalow.

Dagegen wußte ich nichts einzuwenden und nahm also in nomine Domini den Weg unter die Füße; konnte mir aber nicht versagen, erst im Proselytenhause vorzusprechen, obschon dasselbige keineswegs an meiner Straße lag. Ging demnach über die Karlsbrücke nach der Altstadt und sah bald den kleinen Abele vor mir stehen.

Der Knabe lächelte; doch merkte ich seinen rothen Augen wohl an, daß er in der Nacht mehr geweint als geschlafen hatte. Ich fragte ihn, und er sagte ehrlich: „Ja", und auf mein „Warum?" antwortete er das eine Wort: „Die Mutter!" und dabei fielen zwei heiße Zähren aus seinen Augen auf meine Hand. Da ließ ich ihn ruhig ausweinen; denn es trösten die Thränen schier besser als menschliche Worte, und als er ruhig geworden, wies ich ihn auf die liebe Mutter im Himmel hin, welche er gestern so beweglich zu seiner Mutter erwählt; sagte ihm, er solle für die irdische beten, daß auch sie die Gnade der Bekehrung erhalte, und schloß endlich mit den ernsten Worten: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth."

„Glaubt nicht, mein Vater," antwortete er, „daß ich darum gesonnen sei, nach Hause zurückzukehren; aber verzeihet mir meine Traurigkeit und seid so gut, besuchet doch heute meine Mutter. Ich glaube, es wird Euch gelingen,

auch sie zur Flucht aus dem Hause meines Vaters zu bewegen; denn nur weil sie den Vater fürchtet, wird sie keine Christin. Ihr wisset nämlich nicht," sagte er traurig, „wie schrecklich zornig der Vater werden kann, und wie sehr wir ihn dann alle fürchten."

Da nun der zornmüthige Mann nicht zu Hause war, entschloß ich mich auch zu diesem zweiten Umwege durch die Judenstadt. Wollte wenigstens den Versuch machen, ob die Mutter des Kindes unserer Religion wirklich so zugethan sei, wie der Knabe vorgab. Demnach sagte ich dem Knaben zu; da er mich aber des weitern anging, ich möchte ihn täglich besuchen, mußte ich ihm gestehen, wie und warum solches nicht möglich sei. Dabei zog ich, wohl sehend, wie meine Zeitung ihm das Wasser in die Augen trieb, aus meiner Kapuze eine Hand voll Heiligenbilder und ließ ihn auf gut Glück eines ziehen. Er zog sich die heiligen Blutzeugen Mauritius, Ursus und Victor von der Thebaischen Legion, und so berichtete ich ihm mit kurzen Worten noch dieser Martyrer glorreichen Kampf, versprach ihn gleich nach meiner Rückkehr zu besuchen, sowie in der Zwischenzeit fleißig für ihn zu beten, und schied im Namen des Herrn.

Befahl ihn demnach in Gottes, seiner glorreichen Mutter und aller lieben Heiligen Schutz und ging meiner Wege, gar wenig bedenkend, daß ich den Knaben in dieser Zeitlichkeit nicht mehr sehen sollte. Eine Magd, ein fromm einfältig Ding, bettelte mich um ein Bildchen an, das ich ihr gab, öffnete dann unter wiederholten Knixen und verschloß hinter mir die Thüre.

Vor dem Hause gewahrte ich einen Burschen, welcher nachlässig an der Mauer der gegenüberliegenden Wohnung lehnte, und weiß ich heute noch nicht, warum mir derselbe

auf den ersten Blick auffiel, da ja solche Tagdiebe leider Gottes genug in unserer guten Stadt Prag umherlungern. Er bot mir die Tagzeit, die ich ihm, wiewohl nicht sehr freundlich, abnahm, da ich solche Kunden nicht ausstehen kann, und er trollte durch all die krummen und engen Gassen der Altstadt hinter mir drein, bis ich in die schmutzigen Winkel der Judenstadt einbog.

Es liegt aber die Judenstadt am untern Ende der Altstadt, unfern der Moldau, und wohnen daselbst, durch Thore und Mauern von der Christenstadt abgetrennt, an die achttausend Juden. Sie haben allda durch kaiserliches Privilegium mehrere Synagogen, unter denen die „Altneuschule" (weiß nicht, von wannen der Name) von ihnen schier wie ein großes Heiligthum angesehen wird, indem sie behaupten, dieselbe sei von den ersten Flüchtlingen nach Jerusalems Zerstörung erbaut worden. Kann aber nicht verschweigen, daß mir dieser Bericht aus vielen Gründen wenig glaubhaft scheint, wiewohl ich dem seltsamen, schier unheimlichen Bau ein hohes Alter nicht absprechen mag. Es hängt auch in dieser Synagoge eine gewaltig große Fahne vom Gewölbe herab; dieselbe hat Ferdinandus III. der Prager Judenschaft verehrt zum Lohne für die große Treue und Tapferkeit, welche dieselbe bei der Belagerung dieser Stadt durch die Schweden anno Domini 1648 an den Tag gelegt. Glaube aber, daß sie mehr für ihre eigenen Geldsäcke als für Kaiserliche Majestät so tapfer kämpften.

Als ich in die Nähe dieser Synagoge gekommen war, sah ich auf dem Schilde eines ziemlich großen Hauses einen Granatapfel gemalt und darunter den Namen „Abel Abele". Fragte also den ersten besten im Gedränge, und der war kein anderer als derselbige Pflastertreter, welcher mir schon

vorher aufgefallen, ob dieses das Haus des reichen Abele sei, was der Bursch freundlich bejahte, und so ging ich stracks auf die Thüre zu. Eine Magd öffnete und fragte sehr verwundert, was mein Begehren sei. Ob der reiche Abel Abele anwesend, forschte ich, worauf sie, wie ich erwartete, mit Nein antwortete; es sei niemand als die Frau zu Hause. Auf die weitere Frage, ob dieselbe willens wäre, ein Wort mit einem Kapuziner zu wechseln, welcher ihr Nachricht von ihrem Kinde bringe, meinte das Mädchen, daran sei nicht zu zweifeln, doch müsse es seine Herrin zuerst fragen. Hiermit ließ mich die Magd in der dunkeln Hausflur stehen. Da sind mir denn doch allerlei Bedenken gekommen, was mein P. Guardian zu diesem Abenteuer sagen würde, indem es mir jetzt doch etwas gewagt vorkam, so ohne alle Begleitung in das Haus eines erbitterten Juden einzudringen.

Da aber das Mädchen bald kam und mich einlud, die Treppe hinauf in eine Stube des Hinterhauses zu kommen, dachte ich: „Wer A sagt, muß auch B sagen", empfahl mich meinem heiligen Schutzengel und folgte der Magd.

Fand also in einer mit gar kostbaren Geräthen schön gezierten Stube eine Frau in den mittlern Jahren, die viel Siechthum, vielleicht auch Kummer und Elend erlebt haben mochte — so wenigstens sah sie mir aus. Die schaute mich mit ihren rothgeweinten Augen fragend an und sagte: „Bringet Ihr Kunde von meinem Abel? O wenn Ihr wüßtet, was das Herz einer Mutter leidet, nie hättet Ihr mein Kind genommen!"

„Gute Frau," sagte ich, von ihrem großen Schmerze gar sehr ergriffen, „glaubet mir, daß ich Euer Leid recht wohl verstehe; aber Gott pflegt diejenigen, so er liebt, durch

Leiden zur Freude zu führen. Auch Euch ruft er, ich weiß es; Ihr glaubt, wie Euer gutes Kind, an Christum oder steht doch wenigstens diesem Glauben nicht ferne. Abel selbst erzählte mir —"

„Abel," unterbrach mich die Frau, „Abel — also Ihr, Ihr habt mit ihm geredet; Ihr seid es wohl selbst, der ihn zur Flucht verführte!"

„Wohl redete ich vor einer halben Stunde noch mit Eurem lieben Knaben, und er ist es, der mich hierher schickt, Euch zu grüßen und Euch zu bitten, seinem Beispiele zu folgen, derweil Euer Mann abwesend ist."

„O mein Kind! Mein Abel! Ihr, Ihr habt ihn mir genommen!" schluchzte sie.

„Nicht ich, gute Frau. Gott, der einst zu Abraham sagte: ‚Verlaß dein Land und deine Sippe!' hat ihn gerufen, und Euer Knabe hatte den Muth, diesem Rufe zu folgen. O es ist ihm schwer geworden, Euretwegen und nicht wegen Geld und Gut, und nur der Gedanke, daß Maria, die Tochter Davids, auch Euch aus der Knechtschaft Aegyptens in das wahre Gelobte Land, verstehe in die Kirche ihres Sohnes, führen werde, gab ihm Kraft und Stärke zu dem Opfer, welches die Trennung von Euch ihm auferlegte. Folget also demselben Rufe der Gnade, welcher auch an Euch ergeht. Wie hättet Ihr sonst Eurem Kinde das heilige Scapulier geben können?"

Aber noch immer war der Jammer von Abels Mutter zu groß, und in ihrer Aufregung konnte sie meine Trostworte nicht recht fassen. Ließ sie also selbst dieses und jenes von dem Knaben erzählen, wobei ihre Zähren reichlich flossen, und das tröstet, wie ich des öftern erfahren, mehr als alle noch so wohlgesetzten Zusprüche. Bei dieser

Gelegenheit erfuhr ich aus ihrem Munde, welch mildes und mitleidiges Herz der Knabe vom lieben Gott erhalten und wie schier von der Wiege an seine größte Lust gewesen, sein eigen Vesperbrod mit armen Kindern zu theilen.

Da sagte ich: „Sehet nun, liebe Frau, wie der grundgütige Gott diese kleinen Opfer Eures Kindes gar so reichlich und wunderbarlich belohnte." Erzählte ihr demnach von der wunderbaren Einladung der Mutter Gottes. So sei es des Knaben heilige Pflicht gewesen, diesem Rufe der Tochter Davids zu folgen, und er habe das Opfer gebracht, um auch für sie die Gnade der Bekehrung von Gott zu erflehen, und täglich bete er auf seinen Knieen für sie und ihr Heil.

Jetzt wurde die unglückliche Mutter ruhiger, und ihr Herz schien sich der Gnade zu öffnen. Sie erzählte mir aus ihrem Leben, das der Herr gar rauh und dornenvoll gemacht hatte. Durch das Gesetz gezwungen, hatte der reiche Abele die arme Verwandte geheiratet, und wenn schon alle Judenweiber im Vergleiche mit den christlichen Frauen nur als Mägde, ja Sklavinnen behandelt werden, so war das bei der armen Sarah nur noch mehr der Fall. Oftmals erfuhr das ängstliche und furchtsame Wesen von ihrem Ehewirt die roheste Behandlung. Eine christliche Magd hatte sie mit der Wahrheit unserer heiligen Religion vertraut gemacht und halb und halb beredet, ihrem traurigen Lose zu entfliehen und sich taufen zu lassen. Da kam Abele hinter die Pläne seines Weibes; er peitschte die Magd aus dem Hause, schlug die Mutter seines Kindes grausam und verfolgte sie seither mit um so ingrimmigerem Argwohn und Haß, je mehr er mitunter gewahrte, daß sein einziges Kind zu den Christen hinneige. Was unter sothanen Um-

ständen Sarah zu leiden hatte, kann sich männiglich vorstellen; ja sie kam dabei nahezu um den Verstand, indem einerseits ihr Gewissen sie anstachelte, mit dem Knaben der Gewalt des alten Abele zu entfliehen, andererseits beim bloßen Gedanken an des Genannten Grimm eine wahre Todesangst ihre Entschlüsse lähmte.

Solches erfuhr ich von der armen Frau; glaubte also das Eisen schmieden zu müssen, solange es glühte, und setzte ihr gewaltig zu, auch Himmel und Hölle in Bewegung, daß sie jetzo die günstige Gelegenheit der Abwesenheit ihres Mannes ergreife und alsbald zu ihrem Knaben in das Proselytenhaus flüchte. Ich selbst wollte sie sofort dorthin geleiten, und sie würde daselbst vor der Wuth ihres Mannes völlig gesichert sein. Schon war sie ziemlich entschlossen, und ich frohlockte bereits über den Sieg der Gnade; dachte auch an den Jubel, wenn ich dem lieben Knaben so rasch und unverhofft seine Mutter bringen würde: da sollte ich erfahren, daß ein solcher Seelengewinn nicht um so leichten Preis, wie mein eitel Gerede, zu erzielen sei.

Item: es riß die Magd unversehens die Stubenthüre auf und rief, wiewohl mit gedämpfter Stimme: „Der Herr kommt!" Männiglich kann sich unsern Schrecken vorstellen; doch hatte die Jüdin noch so viel Geistesgegenwart, daß sie rasch eine anstoßende Kammerthüre öffnete, mir winkte, dort hinein zu flüchten, und selbe, bevor ich recht zu mir selber gekommen war, hinter mir zudrückte. Es war auch die höchste Zeit; denn so mich der Jude in seinem ersten Grimm erblickt hätte, so glaube ich ganz gewiß, er hätte mich erwürgt.

Gewaltig erschrocken schaute ich mich in der kleinen Kammer um, ob ich etwa durch eine andere Thüre die

Treppe gewinnen und ins Freie entkommen möchte, erblickte auch eine solche, aber sie war verschlossen, und unter dem einzigen Fenster, das übrigens fest vergittert war, gewahrte ich den großen Judenkirchhof, der allda mitten zwischen den Häusern in der Nähe der genannten Altneuschule gelegen ist. Hatte freilich für den Augenblick wenig Lust, die unzähligen allda aufgehäuften und mit hebräischen Inschriften bedeckten Grabsteine zu betrachten; dachte vielmehr, da ich nach keiner Seite ein Entkommen sah, an mein eigenes Grab und suchte meine arme Seele durch eine gute Reu und Leid auf den Hintritt vor ihren ewigen Richter vorzubereiten, wie ich denn nichts anderes erwartete als den Tod von der Hand des rasenden Juden. Erwog auch in meinem Herzen, ob dies gefährliche Abenteuer nicht als wohlverdiente Strafe von Gott über mich verhängt sei, weil ich ohne Vorwissen meines Guardians den kleinen Abele besucht und meinen Weg durch die Judenstadt genommen hatte, und verlobte ich mich der heiligen Jungfrau zu einem wöchentlichen Fasttag, wenn sie mich in Gnaden aus diesem schlimmen Handel erretten würde.

Während ich so in der Kammer theils an meine Flucht theils auch an mein nahes Ende dachte, hörte ich nach wenigen Augenblicken nebenan die Thüre heftig öffnen und schließen, dann schrie eine rauhe Stimme: „Weib, wo ist mein Knabe?"

Das war der alte Abele, der ganz unvermuthet rasch von seiner Fahrt nach Venedig zurückkehrte. Er zog nämlich in Angelegenheiten seines Handels dorthin, ja noch viel weiter, bis Konstantinopel und Amsterdam. Wie ich nachher vernommen habe, erfuhr derselbe gleich bei seinem Eintritte in die Judenstadt von seinem Stiefbruder, so der

Rabbiner an der Altneuschule war, mit wenigen Worten, was sich gestern abend mit seinem Kind begeben, und es begleitete ihn der genannte Rabbiner alsbald nach seinem Hause.

Dieser nun antwortete, da die Frau in ihren Aengsten keine Silbe herausbrachte: „Hab' ich es dir nicht gesagt? Die Baalspfaffen, die Jesuiten und Bettelmönche, haben dein Kind in das Haus des Verderbens geschleppt — dein Fleisch und Blut ist in den Händen Beelzebubs!"

Da hörte ich, wie der Mann mit einem Wuthschrei sein Gewand faßte und zerriß — das knirschte vernehmlich —, und dann machte er heftige Schritte durch das Zimmer; sonst war alles mäuschenstill. Doch konnte er seinen Grimm nicht lange bemeistern, und will ich hier sicher nicht alle die schrecklichen Flüche niederschreiben, die er zumeist in hebräischer Sprache ausstieß und die ich daher auch nicht völlig verstand, wofür ich Gott von Herzen danke. Gleichwohl habe ich genug gehört, daß mir die Haare zu Berg stiegen und ich mich mit dem heiligen Kreuz bezeichnete.

„Ha, die Goim!" schrie er unter anderem — das Wort bedeutet soviel als Heiden; so schelten nämlich die verstockten Juden uns ehrliche Christenleut — „ha, die Goim! Haben sie mein einzig Kind geraubt! Haben es die Baalspfaffen in ihren Netzen gefangen! Soll es den Nazarener, den Zimmermannssohn, anbeten — mein Abel, mein eigen Fleisch und Blut! Und o, ich kenne sie, diese Seelenjäger, diese Jesuiten und Bettelmönche — mein Gold, mein gutes rothes Gold, das ich sauer genug aus der Hand der Goim gewonnen, das der Herr in meine Truhen gelegt, auf dieses haben sie es abgesehen, dessen wollen sie sich bemeistern! Aber, so wahr ich lebe und in Abrahams Schoß zu fahren

hoffe, es soll ihnen nicht gelingen! Keinen rothen Heller sollen ihre Finger berühren; eher will ich das letzte Goldstück in die Moldau werfen und mein Haus und Warenlager niederbrennen, als daß diese Baalspfaffen mein gutes Geld erhaschen sollten!"

So und in ähnlicher Weise schalt und raste der alte Abele, und es schämte sich der Filz nicht, sein eigenes schmutziges Laster der katholischen Klerisei anzuhängen, er, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, einer ehrlichen Christenheit zum Nachtheile zu schinden und zu schaben. Aber so sind die Menschen stets geneigt, gerade ihre eigenen Sünden dem lieben Nächsten anzuhängen. Ich hatte jedoch damals wenige Zeit, solche oder ähnliche Erwägungen anzustellen, indem ich hörte, wie der Abele, nachdem er eine Weile in der Stube unter lautem Schelten hin und her gegangen, sich plötzlich in seiner Wuth auf sein Weib, die Sarah, stürzte, und half es wenig, daß diese mit lautem Jammern ihre Unschuld an der Flucht des Kindes betheuerte. Der Jud würde sie wohl in seinem Grimm erschlagen haben, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt und die arme Frau vor dem Allerschlimmsten bewahrt hätte.

Da ich nämlich ihr ängstliches Hilfegeschrei hörte, erfaßte mich der eine Gedanke, daß diese arme Seele jetzt in ihren Sünden ohne Taufe aus der Welt scheiden und vor ihren Richter treten müsse, vergaß so aller Todesfurcht und öffnete plötzlich die Kammerthüre mit dem Rufe: „Zurück, Unglücklicher! Willst du dein unschuldiges Weib ermorden? Da, morde mich; ich habe deinen Knaben in das Proselytenhaus geführt!"

Nicht daß solche Rede irgendwie zu meinem Lobe gereichen solle, da ich sie keineswegs mit überlegtem Muthe,

sondern vielmehr aus blindem Antriebe, wie der heilige Schutzengel es mir eingab, geredet habe. Es ist aber kaum zu sagen, wie sehr die beiden Juden ob meines urplötzlichen Erscheinens erschrocken sind; ja sie wähnten schier, ich sei ein Gespenst, und ließ der alte Abele auch sofort von seinem Weibe ab. Da er jedoch sah, daß ich nur ein sterblicher Kapuziner sei, und hörte, daß ich seinen Knaben in das Proselytenhaus geführt, wandte sich alsbald sein Grimm gegen mich. Er sprang wie ein Tigerthier an meine Kehle, so daß ich meine Seele Gott befahl und mein letztes Stündlein gekommen glaubte, dieweil der Jude ein großer, breitschulteriger Mann, auch mir an Kräften weit überlegen war, obschon sein Haar und Bart schon stark ins Graue spielten. Da kam mir der Rabbiner, der seine Ueberlegung nicht so gänzlich verloren hatte wie sein rasender Bruder, zu Hilfe. Er riß ihn von mir los und sagte zu ihm: „Was nützt es dir, so du den Mönch erwürgst? Glaubst du, das könnte verborgen bleiben? Hat man ihn nicht in dein Haus gehen sehen? Soll die ganze Synagoge die bittere Frucht deiner Rache tragen? Ist es dir nicht nützlicher, wenn du ihn dahinbringst, den Knaben wieder herauszugeben?"

Wirklich brachten diese Worte den alten Abele etwas zur Besinnung, und nun begannen beide, bald mit Drohungen, bald mit Versprechen, mich zu drängen, daß ich den Knaben wieder in ihre Hände spiele. Es hat mich aber Gott mit seiner Gnade väterlich vor einem so schmählichen Verrathe beschützt. Schließlich schnallte der Jude eine schwere Geldkatze los und schüttete die goldenen Ducaten auf den Tisch, so viele ich meiner Lebtag nicht geschaut, vermeinend, er könne so einen Kapuziner fangen, dem seine Regel auch

nur ein Geldstück anzurühren verbietet! Sagte ihm also bloß den alten Spruch: Pecunia tua tecum sit in perditionem („Dein Geld sei mit dir zum Verderben", Apostelgeschichte am 8ten), worauf sie mich, wiewohl mit den Zähnen knirschend, meines Weges gehen ließen, wahrscheinlich, weil nach Abweisung eines solchen Grundes in ihren Augen alle andern Gründe erfolglos scheinen mußten. Unter der Thüre noch sagte ich, sie sollen der Frau schonen; ich wollte bei der Obrigkeit Anzeige machen, und so würde eine Gewaltthat an ihr nicht ungerächt bleiben.

Gott, seiner gnadenreichen Mutter und allen lieben Heiligen sei gedankt, die mir in dieser schweren Stunde schützend zur Seite standen! Daß ich frei aufathmete, als ich endlich wider Erwarten heil aus dem düstern Hause heraustrat, wird mir männiglich glauben. Zauderte auch nicht länger, sondern schritt an dem großen Judenkirchhof und der Synagoge vorüber rasch fürbaß und wurde erst etwas ruhiger, als ich das Stadtthor hinter mir hatte.

Da bemerkte ich auch, während ich etwas langsamer meines Weges ging, daß der junge Mensch, den ich schon heute dem Proselytenhause gegenüber und dann wieder in der Judenstadt gesehen, mir auf dem Fuße folge. Ich faßte denselben etwas näher ins Auge; da fiel mir auf, daß der Bursche in seinem Gesichte einem Juden so ähnlich sehe wie ein Ei dem andern, während er doch einen ehrlichen Christenrock trug, und wollte ihn schon fragen, ob er ein Christ oder ein Jud sei, als er mir mit den Worten zuvorkam:

„Gott sei Dank, hochwürdiger P. Sebalde, daß ich Euch wiederum in Eurem Leibe vor mir sehe. Muß Euch schon sagen, daß ich in der letzten Stunde Euretwegen in nicht

geringer Angst und Sorge war, ja auf dem Punkte stand, die Scharwache herbeizuholen. Sah ich Euch doch in das Haus des reichen Abele treten, und ich weiß wohl, daß dessen einzig Kind gestern Abend in das Proselytenhaus ging — auch ich bin in demselben seit Jahresfrist aus einem verstockten Israeliten durch Gottes Gnad' ein Christ geworden. Mein Name ist Rose, früher Abraham, jetzt aber durch Gottes Gnade Franciscus Rose, Ew. Hochwürden, nach Eurem glorwürdigen Erzvater von Assisi. War also in Furcht und Zittern und glaubte schier sicher, Euer Hochwürden hätten von der Hand des alten Abele und seines Bruders, des Rabbiners, die ich bald darauf in sichtbarer Erregung eintreten sah, den Martyrtod empfangen. Nun sei Gott ewig Lob und Preis, der Euch wie einen zweiten Daniel aus dieser Löwengrube errettete!"

„Da sieh, P. Sebalde," sagte ich zu mir selber; „ei, ei, wie du wieder mit deinen freventlichen Urtheilen danebengeschlagen hast! Wann wirst du endlich den Spruch des Völkerlehrers befolgen: ‚Nolite judicare' — ‚Urtheilet nicht'? Hast du nun nicht in deiner Herzensbosheit diesen frommen Mitbruder in Christo, der in so großer Liebe um dich besorgt ist, einen Taugenichts und einen Pflastertreter genannt, ja ihn schier für einen Spion gehalten, und er hat inzwischen über dein Leben gewacht. — P. Sebalde, da nimm dich wieder selber bei der Nase!"

So schalt ich mich in meinem Herzen und redete dann, um mein Unrecht nach Kräften gutzumachen, gar liebevoll und zutraulich mit dem Burschen. Er ging eine gute Strecke mit mir, und ich erzählte ihm alles von dem kleinen Abele, seiner Mutter und seinem Vater, gab ihm auch den Auftrag, das ganze Abenteuer meinem P. Guardian zu

melden, damit er nach seiner Weisheit der armen Sarah zu Hilfe käme. Das versprach er alles gern und fügte bei, er werde mit viel Freuden nach Rostok oder Zalow hinaus mir Kunde bringen, damit ich wisse, wie es um meinen lieben Knaben und dessen Mutter bestellt sei. Glaubte also, an dem jungen Burschen einen treuen Bruder gefunden zu haben, dem ich getrost die Hut über den kleinen Abele überlassen könnte, und ahnte nicht, daß ich drauf und dran war, den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Schäferhund zu machen.

Ja, wenn man alles wüßte! — So aber schüttelten wir uns die Hände, und da im selben Augenblicke gerade von den Thürmen der Stadt zu Mittag der Englische Gruß geläutet wurde — hörte das herrliche Glockenspiel der Lorettokirche neben unserem Klösterlein ganz deutlich vom Hradschin herübertönen —, betete ich den „Engel des Herrn" vor, und er antwortete; dann schieden wir.

3.

Wie der kleine Abele in seines Vaters Gewalt kommt.

Ohne weitern Unfall bin ich zu dem alten, bettlägerigen Pfarrherrn von Rostok gekommen und wurde allda freundlich empfangen, auch mit einem guten Glas alten Ungarwein, so eine edle Gabe Gottes und nach dem heutigen Abenteuer für meine alten Gebeine ein sonderliches Labsal war, gastlich bewirtet. Dann gab es in den nächsten Tagen Arbeit mehr als genug, indem die Bauersleute der Umgegend infolge des Siechthums ihres Seelsorgers in ihren Christenpflichten schier saumselig, ja beinahe verwildert waren, nun aber anläßlich des großen, gnadenreichen Jubiläums dem mütterlichen Rufe der Kirche doch nachkommen wollten. Am meisten gaben mir die Christenlehren zu thun; denn ich mußte die liebe Jugend von mehreren Jahrgängen zur ersten Beicht und Communion vorbereiten, und ob mich die widerhaarigen Buben oder die Mägdlein, denen die Zunge nicht leichtlich stille steht, mehr auf die Geduldprobe stellten, will ich nicht entscheiden. Es wußten aber die wenigsten die zum Heile nothwendigen Stücke herzusagen, von den acht Seligkeiten und den neun

fremden Sünden will ich gänzlich schweigen. Hab' ihnen aber doch mit der Gnade Gottes so viel vom Canisi eingetrichtert, daß fast alle zu den heiligen Sacramenten hintreten konnten.

Vor lauter Laufen und Rennen von Hof zu Hof, Predigen und Beichthören, Schule- und Kinderlehrehalten hatte ich den kleinen Abele schier vergessen. Da ging ich am heiligen Palmsonntag aus der Kirche ganz müde nach dem Pfarrhofe zurück. Ich hatte in der Predigt recht beweglich über den Jubel der unschuldigen Judenkindlein geredet, die da gerufen: „Hosannah dem Sohne Davids!" und über den giftigen Neid der Schriftgelehrten und Phärisäer, welche wollten, daß der Herr den Kleinen Stillschweigen auferlege — wobei mir urplötzlich, daß ich schier darob den Faden verloren hätte, der kleine Abele einfiel —, und siehe, da ich aus der Sacristei trete, steht am Gartenthürchen des Pfarrhofes der bekehrte Jude, welcher mir neulich eine so große Liebe bezeigt hatte.

Der grüßte mich über die Maßen freundlich mit dem katholischen Lobspruch, küßte mir ein über das andere Mal die Hand und nannte mich so oftmals „Hochwürdiger" und „lieber Pater Sebalde", daß es mir beinahe zu viel wurde. Schrieb gleichwohl alles der übergroßen Ehrfurcht zu, die man bei den Neubekehrten oftmals vor dem heiligen Priesterstande findet, und schlug dieses Mal alle bösen Gedanken tapfer aus.

Wie er sagte, kam er eigens von Prag, um mich zu sehen und mir nebst vielen Grüßen ein Briefchen des kleinen Abel zu bringen. Das las ich sofort und war dadurch so gerührt, daß ich den Boten mit ins Pfarrhaus nahm und zu nicht geringem Aerger der Haushälterin meinen Imbiß mit ihm theilte.

Ob nun der Brief wirklich von dem kleinen Abele war, wie ich damals fest glaubte, oder ob der Erzschelm ihn selber geschrieben, kann ich nicht sagen, meine aber jetzo schier das letztere. Er lautet aber folgendermaßen:

„Hochwürdiger und viellieber Vater!

Ich bin nun schon einige Wochen im Proselytenhause und habe es mit Gottes Gnade in der Erlernung des Canisi so weit gebracht, daß ich nach gestern glücklich bestandenem Examen, dem auch der hochwürdige Rector von Sanct Clemens beiwohnte, nächsten Karsamstag durch das Bad der Taufe Gott und der Kirche geboren werden soll. Freuet Euch und frohlocket mit mir! Damit aber mein Jubel am kommenden Samstag voll sei, müßt Ihr hereinkommen und Zeuge meines Glückes sein; saget nicht, das sei unmöglich, anerwogen mich solches sehr betrüben würde.

In der letzten Woche habe ich Eures Trostes sehr entbehrt; Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Vater alles aufbietet, um meinen Entschluß zu erschüttern. Er hat auch dem Patron des Proselytenhauses und dessen Frau tausend Goldgulden geboten, so sie mich ihm ausliefern wollten, was aber diese frommen Leute nicht angenommen haben. Einmal drohte er mir, meine Mutter solle meinen Eigensinn entgelten; das hat mir bittere Zähren erpreßt, namentlich nachher auf meinem Kämmerlein. Viel Trost spendet mir der junge Rose, den Ihr mir zugeschickt und der Euch dieses Briefchen zustellt. Fast täglich besucht er mich und stärkt mich in meinen guten Entschlüssen, so daß ich ihn nach Euer Hochwürden für meinen besten Freund betrachte. Schicket mir durch denselben die er-

wünschte Antwort und ermangelt nicht, nächsten Samstag zu guter Stunde einzutreffen, damit voll sei die Freude

Eures kleinen Abel,
eines Kindes der lieben Mutter Gottes.

Datum: Prag am Samstag in der
Passionswoche a. D. 1701."

Das Brieflein gefiel mir über die Maßen wohl, und ich überlegte hin und her, wie ich es anstellen könnte, um auf den Karsamstag nach Prag zu kommen. Ja, wäre es ein anderer Tag gewesen, so hätten mich meine alten Beine schon hineingetragen und zeitig wieder zurückgebracht! Jetzt aber fiel mir kein anderes Auskunftsmittel ein als ein Brief an meinen P. Guardian, in welchem ich denselben auf das beweglichste bat, er möge meinem Herzen nach den Mühsalen der heiligen Fastenzeit diese trostreiche Osterfreude gnädiglich zuwenden, indem ja für den einen Karsamstag Morgen der alte P. Modestus zur Noth sich behelfen könnte; ich würde ihn auf einem Bauernwägelein holen lassen. Setzte mich also nach Tische hin und schrieb das alles mit eindringlichen Worten nieder, anstatt der lieben Jugend Christenlehre zu halten. Dann ließ ich dem Rose einen guten Abschiedstrunk credenzen, schenkte ihm einige Gnadenpfennige und suchte für den kleinen Abel das schönste Bild aus meinem Brevier, eine Mutter Gottes von Alt-Oetting, gar säuberlich auf Pergament gemalt und rundum zierlich vergüldet. Auf die Rückseite schrieb ich den schönen Spruch des heiligen Jünglings Stanislai Kostkä: »Mater Dei, mater mea«, das heißt: „Die Mutter Gottes ist meine Mutter", und ließ so den Erzschelm mit Brief, Bild und Gnadenpfennigen im Namen des Herrn laufen.

Will nämlich nur gleich hier erzählen, was dieser Rose für ein sauberes Pflänzchen gewesen ist; als es zu spät war, habe ich alles gehört. Es hat derselbe von Kindesbeinen an nicht viel getaugt, war auch in Wien, nicht älter als sechzehn Jahre, seiner langen Finger wegen vom Henker gestäubt und aus der Stadt verjagt worden. Er strich nun hier und dort im Lande umher und kam endlich krank und elend auch nach Böheim und Prag. Daselbst hörte er, weiß nicht von wem, von dem Proselytenhaus und daß dasselbe seiner Stiftung gemäß jeden Juden aufnehmen und verpflegen müsse, der sich zum Christenthum bekehren wolle. Das war ihm in seiner schlimmen Lage ein gebratenes Hühnchen; besann sich also nicht lang, sondern meldete sich und wußte die Augen so fromm zu verdrehen — wie ich solches ja auch selber an ihm erfahren —, daß man ihn aufnahm, hegte und pflegte, und daß alle meinten, man habe an ihm — ich weiß nicht was für ein echtes Goldkorn gefunden. Ja, der Spitzbube ging in seiner heillosen Heuchelei so weit, daß er sacrilegischerweise das heilige Taufwasser über sich gießen ließ; meinte wohl, man würde ihm nunmehr Geld und Gut genug geben. Da man ihn aber statt dessen nur einem christlichen Kaufherrn als Laufburschen empfahl, entschloß er sich, eine günstige Gelegenheit abzuwarten und mit dem ersten besten Raube, der ihm gelingen würde, auf Reisen zu gehen und sein Glück anderswo, sei es unter den Juden oder unter den Christen, zu probiren.

So war der Rose gestimmt, als er zufällig an jenem Abende mich zugleich mit dem Rector von Sanct Clemens den kleinen Abele in das Proselytenhaus führen sah. Ob er nun den Kleinen zufällig kannte oder von andern er-

fuhr, daß es der einzige Sohn des reichen Abel Abele sei — kurz und gut, er faßte augenblicklich den Plan, die Sache nach der Weise des Judas Iskariot auszubeuten. Rose wohnte dem Proselytenhause gegenüber. Als er mich nun des folgenden Tages daselbst vorsprechen sah, beschloß er alsbald, meine einfältige Gutmüthigkeit, welche der durchtriebene Bursche mir wohl am Gesichte absah, zu seinem teuflischen Unternehmen zu mißbrauchen, nestelte sich also an mich fest, und daß es ihm völlig gelungen ist, mich hinter das Licht zu führen, habe ich schon oben des weitern mitgetheilt. Gott verzeihe dem getauften Juden seine Lügen, mir aber meine Leichtgläubigkeit!

Als er von mir weggegangen, begab sich der Erzschelm geraden Weges zum alten Abele und machte sich anheischig, dessen Kind, sei es durch List oder Gewalt, aus dem Proselytenhause fortzubringen und in die Hände des Vaters zu überliefern. Und sie wurden handelseinig, daß der Abele ihm in derselben Stunde vor Zeugen zweitausend Goldgulden zu bezahlen versprach, in welcher er ihm den Knaben vor dem Empfange der Taufe heil und gesund überliefere. „Beim Gott Abrahams!" schwor der Abele, „ich will Euch das Geld geben; so er aber schon getauft und ein Nazarener ist, sollt Ihr keinen rothen Heller bekommen!"

Alles war demnach schon lange geplant und abgesprochen, als der liederliche Judas am Palmsonntag den Brief brachte und ich ihm voll Vertrauen das Pergamentbildchen mit dem Spruche des hl. Stanislaus gab; hatte auch keine Ahnung, zu was für einem teuflischen Verrathe er dasselbe gebrauchen würde. Inzwischen wartete ich von Tag zu Tag auf eine Antwort meines Guardians, und in meinem Leben ist mir die Karwoche noch nie so lange geworden.

Es kam aber kein Brief. Das legte ich mir schier günstig aus, indem ich dafür hielt, der alte P. Modestus werde statt eines Briefes persönlich kommen. Und nun denke sich männiglich meinen Schrecken, da am Karfreitag Nachmittag, wo ich schon des Müllers Wägelein für den kommenden Morgen bestellt hatte, plötzlich ein Bub mir folgendes Schreiben brachte:

„Dem P. Sebalde wünscht P. Honorius, derzeit durch Gottes Zulassung Guardian, Heil im Herrn!

Lieber und hochwürdiger Pater!

Aus Eurem Briefe habe ich gesehen, was mir schon bei Eurer Abreise auffiel, daß Ihr mit Bezug auf das kleine Judenbüblein Namens Abele wohl einen Zelum, einen Eifer, aber non secundum scientiam, nicht gemäß der Klugheit habet. Es hat nun dem grundgütigen Gott gefallen, Euern geistigen Star zu stechen, will sagen, Euch in schmerzlicher Weise das geistige Auge zu öffnen. Der bewußte Judenknabe nämlich, den Ihr in Eurer Blindheit dem Wohle einer ganzen christlichen Gemeinde schier vorgezogen habt, ist heute in der Frühe, während der Patronus des Proselytenhauses zusamt seiner Ehegattin bei Sanct Veit dem Gottesdienste beiwohnte, heimlich entsprungen und zu seiner saubern Sippe zurückgekehrt, wie das leider schon viele andere Juden aus demselben Haus vor ihm thaten. Und ob er nun von Anfang heuchelte oder erst später durch den diesem Volke angeborenen Wankelmuth zum Falle kam, will ich nicht untersuchen. Mit einem Worte: es hat sich hier wieder bewahrheitet, was Gott schon durch den Propheten Isaias

beklagte: ,Vocavi et renuistis' — ,Ich hab' gerufen, und ihr habt nicht gewollt!'

Euer Hochwürden Desiderium, morgen hierher zu kommen, braucht mithin nicht mehr in Consideration gezogen zu werden, und zeige ich Euer Hochwürden nur an, daß Ihr bis auf weiteres — usque dum dicam tibi, Matthäus am zweiten — auf Eurem Posten zu verbleiben habt. Vale!

Datum in unserem Klösterlein zu Prag,
am heiligen Karfreitag a. D. 1701."

Daß mich dieser Brief nicht anders anmuthete, als wenn der feurige Donnerkeil vor meinen Füßen in den Boden gefahren wäre, brauche ich hier nicht mit vielen Worten darzuthun. Ich mußte ihn erst ein paarmal lesen, bevor ich seinen Inhalt begriff. Daß der kleine Abel am Vorabend seiner heiligen Taufe davongelaufen sei, konnte ich mir nicht reimen, und doch — da stand es schwarz auf weiß! Sollte er wirklich zum Falle gekommen sein? Hatte ihn vielleicht der Gedanke, daß seine Taufe von dem harten Vater an der Mutter grausam gerächt würde, zum Wanken gebracht? Oder sollte List und Betrug im Spiele und der Knabe gegen seinen Willen in die Gewalt seiner Sippe gerathen sein? Alle diese Gedanken gingen mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und ich konnte zu keiner Ruhe kommen; nur wollte es mir immer mehr scheinen, der Knabe müsse unschuldig und die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Setzte mich also in tiefer Nacht, sobald ich aus dem Beichtstuhle heimgekehrt war, hin und schrieb, wiewohl todtmüde, in diesem Sinne an meinen P. Guardian, an den Patron des Proselytenhauses, an den Rector des Jesuitencollegii und endlich an den Rose, dem

ich noch kein Titelchen mißtraute, sie sollten sich fleißig informiren, ob der Knabe nicht gegen seinen Willen durch Lug und Trug in die Judenstadt gebracht und daselbst mit Gewalt festgehalten werde. Und hat mich der vorletzte Brief viel Zeit und manche Prise gekostet, weil ich dem Jesuiten in etwas zierlicherem Latein schreiben wollte, als sonst bei mir gang und gäbe ist.

Ja, wenn meine Briefe etwas genutzt hätten! So aber legten die guten Leute dieselben beiseite. P. Guardian antwortete gar nicht; ebensowenig der Rose. Die Jesuiten schrieben freundlich, und der Vorsteher des Proselytenhauses sogar ausführlich, wie dem zuverlässigen Zeugnisse der Magd zufolge der Knabe durch das Fenster des Erdgeschosses gesprungen und mit einigen Juden, so ihn erwarteten, auf und davon geflohen sei. Ich mußte schließlich selber glauben, daß der kleine Abele der Versuchung zum Opfer gefallen, und konnte nichts anderes thun, als ihn der Gnade und Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

Und derweil ich so mit halb bitterem, halb wehmüthigem Gefühle des armen Judenknaben gedachte, bestand derselbe die harte Probe eines ebenso langsamen als grausamen Martyriums — just zu der Zeit, da wir ihn für einen Abtrünnigen oder Apostaten hielten. O was sind wir armselige Menschlein doch gar so große Thoren, wenn wir dem Allwissenden, der allein richten und urtheilen kann, so naseweis ins Handwerk pfuschen!

Der Rose, der Judas Iskariot, hat das arme Lämmlein den reißenden Wölfen überliefert, und ich selber mußte dem Unmenschen mit meinem Bildlein und Gnadenpfennig Thür und Thor öffnen. Das gab sich so: Natürlich kannte er als früherer Hausgenosse die Magd des Proselytenhauses und

wußte recht wohl, welch simples Ding sie sei. Darauf baute er seinen Plan und lauerte auf den Augenblick, wann der Patronus und seine Frau zusammen einen Ausgang machen würden; mit der Grethe wollte er dann schon fertig werden.

Doch wäre ihm der Streich beinahe mißglückt. Es blies nämlich in jenen Tagen ein überaus kalter Nordwind und hielt die Gemahlin des Patronus, welche gerade verschnupft war, in der warmen Stube fest, und der Rose dachte schon daran, in der Nacht vom Karfreitag auf den Karsamstag mit Hilfe einiger verwegener Burschen einen Gewaltstreich zu wagen; denn er war völlig entschlossen, die zweitausend Goldgulden zu gewinnen und somit den Knaben vor seiner Taufe in die Hand des Vaters zu liefern. Da kam ihm in letzter Stunde noch die große Frömmigkeit der ehrsamen Matrone zu statten, indem sie am heiligen Karfreitag es nicht über sich bringen konnte, am behagligen Ofen zu sitzen, während in den Kirchen der blutige Kreuzestod Christi gefeiert wurde, und daher ihren Ehewirt nach Sanct Veit geleitete.

Kaum hatte der Rose, welcher, wie der höllische Drache die Himmelspforte, die Thüre des Proselytenhauses umlauerte, die beiden auf die Gasse hinaustreten und den Weg nach Sanct Veit einschlagen sehen, als er in seiner Bosheit aufjubelte und sich des Sieges schier sicher fühlte. Gleichwohl schlich er ihnen eine gute Strecke weit nach, um seiner Sache ganz gewiß zu sein, und bog dann, als er sie untrüglich den Weg nach Sanct Veit nehmen sah, in ein kleines Gäßchen, in welchem nahe an der Judenstadt allerlei Gesindel wohnt, wechselte daselbst mit einem Bettelweibe ein paar Worte und eilte, so rasch er nur konnte, nach dem Proselytenhause zurück.

Auf sein heftiges Klopfen öffnete, wie er erwartet hatte, die Magd das Schiebfensterlein neben der Thüre.

„Ach, liebe Grethe," sagte der Erzschelm, „das ist gut, daß Ihr da seid, da nehmet diesen Gnadenpfennig, er ist von dem Kapuziner P. Sebald und an dem hochheiligen Hause von Loretto angerührt."

„Von dem P. Sebald!" sagte das einfältige Mensch, knixte und küßte gar ehrfurchtsvoll die Medaille.

„Freilich, von dem P. Sebaldo — und er schickt Euch einen schönen Gruß. Aber jetzt machet rasch auf; sehet Ihr denn nicht, wie warm ich mich gelaufen habe, und soll ich da draußen in dem eisigen Wind mir ein Siechthum holen?"

„Eigentlich darf ich in Abwesenheit der Herrschaften niemanden öffnen, aber Euch, und namentlich da Ihr von P. Sebald kommt und mir den schönen Gnadenpfennig bringt und den Gruß, kann ich doch nicht in der grimmigen Kälte stehen lassen! Also rasch herein und wärmet Euch in der Küche!" Richtig, die dumme Grethe machte ihm auf! Dann fragte sie: „Und wie geht es dem P. Sebald? Wird er bald wieder einmal hier in Prag predigen oder sitzt er noch immer draußen bei den Bauern in Zalow?"

„Für den Augenblick ist er hier in Prag," log der heillose Mensch, „aber nur für ein Stündchen. Nun möchte er rasch den kleinen Abele auf einige Augenblicke sehen und sprechen, und da es ihm rein unmöglich ist herüberzukommen, hat er mich geschickt, daß ich den Knaben zu ihm ins Klösterlein hole — ei du mein alles, was ich gelaufen bin!"

„Wie? Der P. Sebald wünscht, daß der Knabe zu ihm hinauf komme? Aber das geht nicht, das darf ich nicht

erlauben; solange die Herrschaft außer Hauses ist, darf niemand über die Schwelle! Ihr müßt warten, bis der Herr oder die Frau heimkommen."

„Aber liebe, gute Grethe! Die Herrschaft ist gewiß im Gottesdienst und der ist vor elf Uhr nicht aus, während der P. Sebaldus schon vor zehn Uhr wieder fort muß. Was würde der hochwürdige P. Sebaldus von Euch denken, wenn ich ohne den Knaben käme?"

„Ja, was würde er von mir denken! J du meine Güte, was wird er denken? Ach, daß doch mir immer solche Geschichten passiren müssen — aber ich darf nicht!"

„Er wird von Euch denken, daß Ihr entweder ihm oder mir, seinem Boten, nicht getraut habt! Nehmt doch nur Vernunft an, der Knabe ist ja in guten Händen, wir kennen uns ja."

„Freilich, wir kennen uns, und er wäre in guten Händen — aber es geht nicht; ich glaube, die Herrschaft würde mich vor die Thüre setzen!"

„Warum nicht gar! Die Herrschaft wird gar nichts davon merken; jetzt ist es halb neun, vor elf oder halb zwölf kommt die Herrschaft nicht zurück, und um zehn Uhr, spätestens halb elf, bringe ich den Knaben wieder hierhin. Geschwind, beste Grethe, holet den Jungen und machet dem alten P. Sebaldo die Freude, daß er ihn zum mindesten heute auf einen Augenblick sehen kann, da er morgen bei des Knaben Taufe nicht mehr hier ist."

„Ja, wenn ich wüßte, daß Ihr mit dem Knaben vor der Herrschaft zurück wäret —"

„Ich will Euch nie mehr unter die Augen treten, wenn ich ihn auch nur eine Minute zu spät bringe."

„Und daß es nicht von dem Knaben verrathen würde —"

„Meine Hand darauf, der Knabe soll reinen Mund halten!“

„In Gottes Namen also — auf Eure Verantwortung hin!“ Und die einfältige Gans rief den kleinen Abele und sagte ihm, er solle geschwind mit dem Rose zum Kapuzinerkloster hinauflaufen, wo ihn der P. Sebaldus erwarte, und sich ja sputen, daß er zeitig wieder zurückkäme.

Das unschuldige Lämmlein hörte auch nicht eher meinen Namen und sah das Pergamentbildchen mit dem von meiner Hand geschriebenen Spruche, das es gleichsam wie ein Pfand meiner Gegenwart hinnahm, als es sich voll Freuden bereit erklärte, mit dem reißenden Wolfe zu gehen, flugs in sein wollenes Wintermäntelchen schlüpfte und an der Hand des Judas Iskariot sein sicheres Asyl verließ. Und so wurde der kleine Abele zur selben Zeit, da man in den Kirchen das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi und wie er durch einen Kuß verrathen wurde, feierlich sang, ebenfalls von einem falschen Freund mit scheinbarer Freundlichkeit um des verwünschten Geldes willen verkauft und verrathen, war mithin auch in diesem Punkte seinem göttlichen Meister ähnlich.

Der Jude wählte unter dem Vorwande besonderer Eile die kleinsten und abgelegensten Gäßchen, bis er sein unschuldiges Opferlamm an das elende Häuschen des alten Bettelweibes gebracht hatte. „Ach,“ sagte er dann, „hier wohnt eine arme, kranke Person, der wollen wir doch rasch ein kleines Almosen reichen,“ und lockte den willig folgenden Knaben in die düstere Hausflur. Daselbst fiel er unversehens über denselben her, band ihm mit einem Tuche den Mund zu, daß er kaum einen halb erstickten Schrei ausstoßen konnte, und warf mit Hilfe des alten Weibes

das arme, wimmernde Kind, an Händen und Füßen geknebelt, in ein dunkles Kellerloch. Also ließen sie den kleinen Abele hilflos liegen, ja verspotteten ihn in schrecklicher Weise (wie das Bettelweib später gestand), sagend: der Nazarener würde ihm zweifelsohne zu Hilfe kommen; da derselbe aber heute gerade ans Kreuz genagelt sei, so möge er ihn, wie billig, entschuldigen und sich gedulden, bis es ihm einmal gelegener wäre und er sich seines Unfalles annehmen könne. Mit solchen und ähnlichen Lästerreden schlug der gottlose Verräther die Fallthüre über seiner Beute zu und traf die nöthigen Maßregeln, um das arme Kind mit Einbruch der Dunkelheit in das Haus des alten Abele zu liefern.

O du liebe Seele, wie mag es dir den ganzen Tag über in dem Kellerloche um dein junges Herz gewesen sein! Dein heiliger Schutzengel hat dich wohl getröstet und auf den Kampf gerüstet, welcher dir nun bevorstand!

Inzwischen war der alten Grethe gar schwül zu Muthe. Schon sah sie die Nachbarsleute aus der Kirche zurückkommen, und noch immer wollte der Rose mit dem Knaben sich nicht zeigen. Endlich kam auch die Herrschaft; aber der kleine Abele war nicht zu sehen. Die arme Person ist am selbigen Tage, wie sie mir nachher gestanden hat, vor Schrecken und Angst schier unweise geworden. Als die Essenszeit da war, konnte des Knaben Abwesenheit nicht mehr länger verborgen bleiben; jetzt legte sich das einfältige Ding aus übergroßer Herzensangst aufs Lügen und gab vor, der Abele müsse hehlings, während sie in Küche und Keller hantirte, entwischt und davongelaufen sein, wie das leider schon oftmals mit den unbeständigen Juden geschehen. Bei dieser unwahren Rede verblieb sie auch bei

mehrfachem Fragen, und ob nun der Patronus und seine Gattin der Magd wirklich glaubten oder zur Vermeidung gerechten Tadels sich bloß diesen Anschein gaben: sie meldeten alsbald sowohl nach Sanct Clemens als nach unserem Klösterlein, es sei der kleine Abele während des Gottesdienstes hinterlistigerweise entsprungen, wie mir denn auch sofort P. Guardian schriftlich mittheilte. Und hätte die leidige Menschenfurcht ein offenes Geständniß der Magd nicht verhindert oder P. Guardian mein Schreiben mit größerem Glauben gelesen, so wäre mit obrigkeitlicher Macht und Weisheit ein großes Verbrechen wohl noch zu hindern gewesen. Allein das sollte nach Gottes Zulassung nicht geschehen, zweifelsohne, weil unser Herr durch das Blutzeugniß eines unschuldigen Kindes viel mehr verherrlicht als durch die Bosheit aller höllischen Scharen verunglimpft wird.

4.

Wie der kleine Abele in seinem Blute getauft wird.

Seit ich das letzte Kapitel niederschrieb, sind schon etliche Tage verflossen, und es wollte mir gar nicht glücken, was nun kommen muß, ordentlich aufs Papier zu bringen. Hab' auch schier mehr geweint und gebetet als geschrieben; es waren aber keine bittern Thränen, sondern sie flossen gar mild und tröstlich, halb aus Reu und Leid, daß ich dem guten Knaben gerade zu der Zeit, wo er so grausam litt, in meinem Herzen so großes Unrecht that; halb auch aus Trost ob seines schönen Triumphes und aus Sehnsucht, bald mit ihm und allen lieben Heiligen im Himmel vereint zu werden. Dann ging ich gestern Nachmittag mit dem P. Guardian zum Sanct-Magdalenen-Kloster, wo die büßenden Frauen weilen, und ließ mir nochmals alles ganz genau erzählen, wie es sich zutrug und von den noch lebenden Zeugen bekräftigt wird, und will es nun in aller Einfalt niederschreiben, wobei ich jedoch bemerke, daß man den Reden und Widerreden keinen so steifen Glauben schuldet, wie den factis oder Thatsachen, indem bei den erstern, wie billig, erwogen werden muß, daß sie sich nicht so kräftig

dem Gedächtnisse einprägen wie die letztern und somit bei ihnen leichter etwa ein Irrthum unterlaufen kann.

Und wie ich nun so schreibe, scheint der helle, warme Frühling durch mein offenes Fensterchen in die kleine Zelle herein, und vom Klostergarten herauf, wo ich das liebe Kind noch vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter zu sehen glaube, tönt der kräftige Finkenschlag. Neben dem Kapellchen steht der alte, halbdürre Birnbaum und trägt ein paar Blüthen; die sind frisch und lieblich, als wäre er noch jung, und ich denke: was braucht denn der alte Stumpf noch zu stehen, wenn der Sturmwind das junge Bäumchen geknickt hat?

Aber auch der Gedanke ist thöricht — das steht ja alles bei Gott!

Es war also um Karfreitag Abend um die Zeit, da man schon in der Domkirche in wieder etwas freudenreicherem Tone die Antiphon anstimmte: »In pace in idipsum dormiam et requiescam« — „Im Frieden, ja im Frieden will ich schlafen und ruhen". Der Herr hatte den Kampf überstanden, bei seinem jugendlichen Jünger aber hub er jetzo an. Der Rose zog den von Kälte halb erstarrten Knaben aus dem Kellerloche hervor, bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er einen Laut von sich gebe, und schleppte ihn durch die dunkle Nacht in die nahe Judenstadt und dann auf dem geradesten Wege nach seinem väterlichen Hause.

Der alte Abele war zeitig von dem guten Erfolge des Rose benachrichtigt und erwartete mit seinem Bruder, dem Rabbiner, den Knaben. Nach der jüdischen Weise, die Tage zu zählen, war der Sabbat schon angebrochen; der Mann hatte daher, um nicht gegen das Gesetz zu fehlen, schon vorher auf einem Seitentischchen den Verrätherlohn zurechtgelegt, daß ihn Rose, wenn er den Knaben brächte,

nur einstecken könne. Von der Stubendecke herab hing die brennende Sabbatlampe, und sie standen darunter und nestelten schon eine gute Weile an ihren Gebetsriemen; werden aber nicht sonderlich in der Stimmung gewesen sein, ein Gott wohlgefälliges Gebet darzubringen, indem ihre Herzen grimmigen Zornes übervoll waren.

Da klopfte man an die Hausthüre. „Sie sind es," sagte die Magd, die später über alles gerichtliches Zeugniß ablegte; denn Abeles Weib, Sarah, war nicht zugegen. Mißtrauisch hielt sie der Jude seit dem Entweichen des Kindes in einer Kammer eingesperrt.

Gleich darauf brachte Rose den Knaben in die Stube. Wiewohl derselbe in seinem Herzen auf das Schlimmste gefaßt war, zitterte er dennoch beim Anblicke des grimmigen Vaters heftig. Doch sagte der alte Abele vorläufig keine Silbe zu seinem Söhnchen, als daß er ihn fragte, ob er etwa schon getauft sei. Da sowohl der Knabe als der elende Blutverkäufer dieses verneinten, deutete der Alte nach dem Nebentischchen. Sofort zählte und strich Rose seinen Judaslohn ein und reiste in selbiger Nacht noch schleunig ab. Es soll sich der Erzschelm, wie einige meinen, nach Venedig oder, wie andere glauben, nach den Niederlanden, ja sogar nach der Neuen Welt geflüchtet haben. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, und wenn er auch dem Arme menschlicher Gerechtigkeit entwischt, dem Racheschwert des göttlichen Gerichtes wird er sicher nicht entgehen, es sei denn durch aufrichtige Buße, ansonst er den höllischen Gluthen gleich seinem Vorbilde Judas Iskariot für alle Ewigkeit verfallen wird.

Als nun der Rose die Stube verlassen, sagte der Rabbiner zu seinem Bruder: „Gepriesen sei der Herr, der dein Kind aus der Gewalt Pharaos und den Banden Aegyptens

befreit hat, bevor es das Mal der Schmach empfing.“ Er meinte das gnadenreiche Taufwasser. „Jetzt mußt du das mißleitete Schäflein mit Milde und Nachsicht wieder der Herde Israels gewinnen; es hat ja auch der Herr unsere Väter, die ihn verkannten und dem Moloch und den Greueln der Völker nachliefen, in Gnaden aufgenommen, sobald sie sich ihm wieder zuwandten.“

„Ei ja, meinst du, es freue mich, mein eigenes Blut zu verderben?“ sagte der alte Abele. „Wenn er dem Nazarener entsagen und dem Glauben unserer Väter treu bleiben will, verzeihe ich seinen Frevel und den ängstigenden Kummer, den er auf mein greises Haupt häufte. So er aber auch jetzt noch entschlossen ist, den gekreuzigten Zimmermannssohn anzubeten, werde ich ihn, so wahr meine Seele lebt, lieber wie einen Hund mit diesen meinen Händen erwürgen als ihn unter den Goim wissen!“

Bei diesen Worten bebte der unselige Mann vor Wuth, seine Züge verzerrten sich und sein Auge rollte wild, daß die Magd behauptete, nie in ihrem Leben habe sie etwas Gräßlicheres gesehen. Dagegen bot der unschuldige Knabe einen gar rührenden Anblick. Noch waren seine Hände fest gebunden, und er stand schier da wie der kleine Isaak, nur daß sein verblendeter Vater mit dem Patriarchen Abraham gar wenig Aehnlichkeit hatte. Sein Auge, aus welchem der Schmerz große Thränen tropfen ließ, blickte offen und ehrlich zu dem zürnenden Manne; es war nicht anders, als ob die unschuldige Seele theils mit großen Aengsten, theils mit entschlossener Festigkeit aus ihm hervorschaue. Der Blick ging dem Vater doch etwas zu Herzen; in milderem Tone sagte er: „Löset ihm die Hände!“

„Ich danke Euch, Vater, und bitte, verzeihet den Kummer, den ich Euch bereitet habe," bat der Knabe und hob die Hände flehend empor.

„Verzeihen? Das muß erst verdient werden, und bis dahin sollst du mich nicht mehr Vater nennen. Ha, Bube, was hast du gethan!" fuhr er dann wieder fort, während der Zorn neu aufloderte. „Bist du nicht hinübergelaufen zu den Todfeinden deines Volkes, welche die Söhne Israels seit Jahrhunderten in den Staub treten? Hast du nicht meinen ehrlichen Namen vor allen Kindern unseres Volkes zur Parabel gemacht, daß sie die Köpfe über mich schütteln, und Kinder und Kindeskinder sich das Gericht erzählen werden, welches der Herr in seinem Grimme durch dich über mein Haus verhängte?"

Da sah der gute Knabe wohl, wie weit sein Vater davon entfernt sei, ihm zu verzeihen, und er sagte traurig: „Daß doch der barmherzige Gott Eure Augen öffnen möchte! Ihr würdet dann den Willen des Herrn erkennen, und daß ich, um ihm zu gehorchen, Euch den Gehorsam versagen muß."

„Wie? Du willst mir den Gehorsam versagen und wagst es, mich dennoch um Verzeihung zu bitten?"

„Ihr werdet mir verzeihen sobald Ihr erkennt, wie ich jetzo erkenne, daß Jesus von Nazareth der von Moses und den Propheten verheißene Messias ist."

Fest und bescheiden sagte der Knabe diese Worte und zeugte so für Christum, den Herrn. Da ereignete sich aber, was schon bei dem Zeugnisse des heiligen Erzmartyrers Stephanus sich zugetragen. Die verstockten Juden hielten sich die Ohren zu, und der alte Abele schrie voll Wuth, ob er diese Lästerung etwa von seiner Mutter zuerst vernommen.

„Von meiner Mutter,“ antwortete der kleine Abele, „aber nicht von Sarah, meiner irdischen Mutter, sondern von meiner himmlischen Mutter, der Tochter Davids, der seligsten Jungfrau Maria.“

Nun kannte der Grimm des verblendeten Mannes keine Grenzen mehr. „Von dem Zimmermannsweibe!“ schrie er. „O es ist klar, die Baalspfaffen haben ihn behext! Aber ich will ihm den Teufel der Lästerung austreiben!“ Und mit diesen Worten warf er sich über das weinende Kind her, riß ihm die Kleider vom Leibe, faßte einen Lederriemen und begann den Rücken des unschuldigen Bekenners so grausam zu zerfleischen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Als er endlich athemlos einhielt, lag der kleine Abel, braun und blau geschlagen, ja mit Blut überronnen, wimmernd und wehklagend am Boden und hätte vielleicht in derselben Nacht noch seine Seele ausgehaucht, wenn sich nicht in dem Herzen des Rabbiners ein Fünklein Menschengefühl geregt hätte, zugleich mit der Hoffnung, des Knaben Standhaftigkeit durch andere Mittel und Wege doch noch zum Falle zu bringen.

Der Rabbiner wandte sich also an seinen Bruder mit der Bitte, des Kindes Leben zu schonen und ihm den Knaben zu überlassen; in wenigen Tagen wolle er seinen Trotz brechen und ihn reuevoll dem Vater zuführen. Darein willigte der alte Abele nach einiger Hin- und Herrede, verschwor sich aber zugleich hoch und heilig, daß nur das Blut und Leben des ungerathenen Kindes seinen gerechten Grimm zu sühnen vermöge, falls auch dieser Versuch fruchtlos bliebe, indem er nie und nimmer den Gedanken ertragen könne, sein eigen Fleisch und Blut auf seiten der Nazarener und sein mühsam erworbenes Geld in den Händen der Goim zu sehen.

Es trug demnach der Rabbiner das weh- und wundegeschlagene Kind nach seiner eigenen Wohnung, hegte und pflegte es daselbst die ersten Tage mit anscheinend großer Liebe, um sein Herz für sich zu gewinnen. Als sich aber der kleine Abele etwas erholt hatte, zog der Mann schon andere Saiten auf und versuchte es zunächst mit aller Macht der Ueberredung und Lüge, den Glauben an die Gottheit Jesu zu erschüttern und zu vernichten. Er suchte aus vielen Stellen der Propheten darzulegen, daß der wahre Messias das Reich Juda herstellen und über alle Reiche der Welt erheben müsse; das alles habe der Nazarener nicht gethan und könne folglich auch nicht der wahre Gott sein. Dagegen stritt der kleine Abele, wie nachher der Rabbiner selber bekannt, mit vielen guten Gründen, welche ihm zweifelsohne der Heilige Geist selber eingab, daß solches alles billigermaßen von einem geistlichen Reiche zu verstehen sei, welches die von Jesu gesandten Apostel wirklich gegründet und aufgerichtet und über die ganze Welt ausgebreitet haben, indem sich dem geistigen Scepter Judä die Könige von Saba und von den Inseln, verstehe die Herrscher der entlegensten Reiche, unterwarfen. Ferner erinnerte er, daß der Messias nach dem Zeugnisse des gleichen Propheten, vornehmlich Isaiä am dreiundfünfzigsten, ein Mann der Leiden und der Schmerzen sein müsse, der für die Sünden seines Volkes des Todes sterben würde, was alles bei Jesus von Nazareth eingetroffen, der nicht nur gestorben, sondern zum Zeugnisse seiner Gottheit von den Todten auferstanden sei. Endlich schloß der Knabe, wie sein Oheim selber zugestehe, sei die Herrschaft schon viele hundert Jahre von Juda gewichen; es habe aber der Erzvater Jakob auf seinem Todesbette im Lande Gessen seinem Sohne geweissagt, daß das Scepter

nicht von Juda weichen werde, bis da komme, der geschickt werden solle, was wiederum darthue, wie thöricht die Juden jetzt noch auf einen Heiland harrten.

Und das alles brachte der Knabe, theils wie er es im Unterrichte des Proselytenhauses gehört, theils wie es ihm, woran ich nimmer zweifle, der Heilige Geist eingab, mit so viel Festigkeit vor, daß der in den jüdischen Schriften wohl bewanderte Rabbiner nicht viel Gescheites dagegen zu sagen wußte. Dafür wurde er aber nur um so zornmüthiger gegen den gotterleuchteten Knaben, je offenbarer sein hartes Herz der erkannten Wahrheit widerstrebte und sich gegen den Ruf der Gnade, welche so lieblich von den Lippen des Kindes erscholl, aus Bosheit verhärtete. So wuchs tagtäglich in seiner Brust der Haß gegen den Neffen; bald suchte er ihn nicht mehr durch Schmeicheleien und Gründe, sondern durch Drohungen, ja durch grausame Schläge und die noch viel grausamere Pein des Hungers und Durstes zu bewältigen.

O was waren das schwere Stunden und Tage, welche der kleine Abele in dem kalten und dunkeln Dachkämmerlein verlebte! Mit Recht sagt man: „Der Hunger thut weh," und das habe ich in meinem Leben das eine oder andere Mal erfahren, wiewohl nicht lange Zeit, indem der grundgütige Gott mein kleines Kreuz nach meinen schwachen Kräften abmaß. Aber dieses auserwählte Kind, an dem der Herr die Stärke seiner Gnade hat offenbaren wollen, hat die Hungerpein zugleich mit täglichen Peitschenhieben drei lange Wochen heldenmüthig ertragen, und ist seine Standhaftigkeii um so mehr zu preisen, als der Rabbiner ihm täglich einigemal köstlich zubereitete Speisen mit der Einladung vorsetzte, sich daran gütlich zu thun, falls er den verhaßten Nazarener

abschwören und ein Jude bleiben wolle. Der Knabe weinte wohl bitterlich und flehte um Barmherzigkeit, konnte aber nicht dazu gebracht werden, daß er um ein Linsenmus den Anspruch auf das himmlische Erstgeburtsrecht verkauft oder verrathen hätte. So trug der Rabbiner die Speisen wieder weg und gönnte ihm kaum eine Krume schimmeligen Schwarzbrodes, mehr zur Verlängerung seiner Qual als zur Stillung seines Hungers.

Nach drei Wochen war der gute Knabe so schwach und hinfällig, daß er mehr einem Todten als einem Lebenden glich. Jetzt erklärte der Rabbiner seinem Bruder rund heraus, er sei nicht im stande, den Eigensinn des Jungen zu beugen; derselbe sei übrigens schon halb verhungert und werde es nicht mehr lange treiben. Da knirschte der alte Mann vor Wuth, und ein schrecklicher Entschluß, über den er die letzten Wochen in seinem Grimme gebrütet, kam mit Hilfe des höllischen Feindes zur Reife. Doch sagte er dem Rabbiner noch nichts und bat ihn nur, den Knaben nach Einbruch der Nacht in sein Haus zurückzubringen, indem er gesonnen sei, den Starrkopf gründlich zu brechen. Dabei schaute er seinen Bruder mit einem so schrecklichen Blicke an, daß dieser wohl ahnte, um was es sich handle.

Dennoch brachte der Rabbiner den Knaben nach der Wohnung des alten Abele; er mußte ihn schier tragen. Der Vater öffnete die Hausthüre und verschloß sie sorgfältig; dann führte er sein Kind in dieselbe Kammer, in welcher ich einst verborgen war und wo ihn die Mutter erwartete. Hierauf winkte er seinem Bruder und trat mit diesem, ohne eine Silbe gesprochen zu haben, in die anstoßende Stube.

Wie mir das unglückliche Weib gestern noch erzählte, hatte sie der Mann gegen Abend aus ihrer Kammer herab-

geholt und ihr unter schrecklichen Drohungen den Befehl gegeben, den Knaben, an dessen Verderben sie schuld sei, mürbe zu machen. Nach dem ganzen Wesen des Gatten erwartete sie im Falle des Mißlingens eine neue grausame Züchtigung für den Knaben; doch hatte sie keine Ahnung von dem, was bevorstand.

„O wie bitterlich weinte ich!" erzählte die arme Sarah mir und dem P. Guardian, dieweil die Erinnerung ihr aufs neue reichliche Thränen entlockte; „wie bitterlich weinte ich, da ich nach fast zwei Monaten meines Kindes ansichtig wurde und dasselbe in einem so elenden Zustande sah, daß es sich kaum auf den Füßen halten konnte! Nur an den lieben Augen konnte ich es erkennen. Ich zog den Knaben an seiner vor Schwäche und Fieber zitternden Hand an mich und begann mit allen Worten, die ein Mutterherz finden kann, zu bitten und zu flehen, wer ihn denn so bezaubert habe, daß er auch nicht mehr ein bischen Liebe zu mir hege und so gänzlich entschlossen sei, mein Glück und das Glück seines Vaters zu vernichten. Er hatte aber auf alle meine Bitten und Beschwörungen keine andere Antwort als Thränen und sagte, er könne meinem und seines Vaters Wunsche nie und nimmer entsprechen, da derselbe dem göttlichen Willen schnurstracks zuwiderlaufe; wunderbarerweise habe ihm ja die Tochter Davids befohlen, sich taufen zu lassen.

„‚Ach,' sagte ich, ‚siehst du denn nicht, daß das alles eitel Trug und Täuschung ist? Dein Vater wird ja in Ewigkeit nicht zugeben, daß du die Taufe empfangest.'

„‚Und ich will eher sterben als Gott ungehorsam sein,' entgegnete mein Kind.

„Da riß sein Vater die Thüre auf und sagte: ‚Du hast es gesprochen; ja, sterben sollst du eher als dem Nazarener an-

gehören!‘ Dann wandte er sich an den Rabbiner und sagte: ‚Wie hat der Herr Gott Israels durch den Mund seines Knechtes Moses uns befohlen? Hat er nicht gesagt: „Wenn ein Mann einen halsstarrigen und frechen Sohn zeugte, der des Vaters oder der Mutter Befehl nicht hört und der, obwohl gestraft, nicht gehorchen will, so sollen sie ihn nehmen und zu den Aeltesten der Stadt führen und zur Gerichtspforte und sollen sagen: dieser unser Sohn ist frech und halsstarrig und verschmäht unsere Mahnungen zu hören“ — und wie soll nach des Herrn Wort des Ungehorsamen Urtheil lauten? Sprich es aus, du, der du ein Lehrer in Israel bist!‘ wandte er sich mit heiserer Stimme an den Rabbiner.

„Und dieser sagte: ‚Steinigen soll ihn das Volk der Stadt, und er soll sterben, damit das Uebel aus eurer Mitte entfernt werde und ganz Israel es höre und zittere — so sagt der Herr durch den Mund seines Knechtes Moses im Buche Ele Haddebarim.‘ (Es meinte der Rabbiner das Buch Deuteronomium am 22. Kapitel, 18.—21. Vers.)

„‚So sagt der Herr, und ich sage: Amen — des Herrn Wort bleibe ewiglich! Wir wollen es nach Möglichkeit erfüllen. Daß das ganze Volk dich steinige nach dem Gesetze, haben die verhaßten Nazarener unmöglich gemacht; aber wir wollen des Herrn Wort vollziehen, so gut wir können, und zum letztenmal frage ich dich: Willst du deinen Eltern gehorchen oder sterben?‘ — So redete in schrecklichem Zorne mein Mann.

„Der Knabe aber flehte: ‚O Vater, ladet doch nicht mein Blut auf Eure Seele —‘

„‚Du willst nicht?‘ schrie der Vater, ‚so ist dir in dem Gesetze Mosis dein Urtheil gesprochen — getauft sollst du niemals werden!‘

„‚In meinem Blute wenigstens, und mein Herr Jesus Christus wird meinen Willen für die That hinnehmen!‘

„So sagte das Kind gar mild und fest entschlossen. Ich werde diese seine Worte nicht vergessen, auch wenn ich hundert Jahre alt würde; denn es waren die letzten, welche ich von den Lippen meines Abel hörte. Er hatte sie kaum gesprochen, so rissen sie ihn von mir los; ich wollte um Hilfe schreien, aber mein Mann stieß mich, von seinem Grimme überwältigt, hart auf ein Ruhebett nieder, mich mit dem Tode bedrohend, wenn ich einen Laut von mir geben würde. Auch die Magd, welche sie herbeiriefen, wurde mit der gleichen Drohung geschreckt. Dann gingen sie mit dem Knaben und schlossen die Kammerthüre hinter uns ab.

„Uebrigens würde, wenn wir auch nicht vor Todesangst geschwiegen, von den Kammern unseres Hinterhauses, das zwischen Warenschoppen versteckt lag und nur auf den großen Begräbnißplatz einen Ausblick bot, wohl niemand unsern Hilferuf gehört haben. Freilich, wenn ich das Schreckliche hätte glauben können, so würde mich auch die Furcht vor dem Tode nicht abgehalten haben, wenigstens einen Versuch zur Rettung meines Kindes zu unternehmen; so aber glaubte ich, es handle sich nur darum, durch die bloße Zurüstung zum Tode den Willen des Knaben zu beugen.

„Wir hörten sie die Bodentreppe hinansteigen und eine über uns gelegene Kammer öffnen und verschließen. Dann drang ein lauter Schrei an unser Ohr, dem gedämpfte Klagelaute folgten. ‚Ach Gott, sie verstopfen ihm den Mund,‘ jammerte die Magd; ‚ich fürchte, sie werden ihn grausam peitschen; der Herr war so schrecklich grimmig, wie ich noch nie einen Menschen sah!‘ — Aber, gerechter Gott, wir hörten nicht das Klatschen der Peitsche, nein, das

waren — Hammerschläge — ganz deutlich Hammerschläge — und dazwischen ersticktes Wimmern und Klagen — und wieder Hammerschläge — und zum dritten und viertenmal Hammerschläge!

„‚Was haben sie nur zu hämmern?" fragte die Magd. Da, mit einemmale wurde es mir klar, und ich schrie: ‚Gott Abrahams — sie kreuzigen ihn!' und als Bestätigung meiner gräßlichen Ahnung tropfte es erst langsam und dann immer rascher durch die Dielen zu unsern Häupten in die Kammer herab. Die Magd leuchtete hin und sagte entsetzt: ‚Das ist Blut — rothes warmes Blut!' — —

„Was weiter geschah, weiß ich nicht zu sagen.

„Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag. Ich lag auf meinem Bette, und mein Mann stand vor mir. Sein Gesicht war schrecklich bleich und sein Auge unstät, daß ich meinte, er habe den Verstand verloren. Ohne mich anzusehen, sagte er, der Knabe sei heute Nacht gestorben. Voll Abscheu wandte ich mich von ihm ab und sagte: ‚Mörder!' Da zuckte er zusammen, drückte seine Linke auf meinem Mund und würgte mich mit der Rechten in die Kissen hinein; in heller Todesangst versprach ich zu schweigen, und der Schreckliche ließ von mir ab.

„Er hieß mich aufstehen und das Trauergewand anlegen; ich that alles, was er wollte. Ich sah den Knaben; sie hatten ihn gewaschen und in das lange Todtenhemd gekleidet; das deckte seine blutigen Füße, und die großen Aermel bargen seine Hände. Sein Antlitz war gar mild und ruhig. Die Klageweiber kamen, und auch die Nachbarn und Freunde kamen, und keiner fragte, woran der Knabe gestorben sei; denn sie ahnten die Wahrheit und scheuten den Zorn meines Mannes. Der Todtengräber bereitete auf dem alten Be-

gräbnißplatze unter einer grünen Fliederstaude das Grab; ich sah ihn von meinem Fenster aus schaufeln. Und dann trugen wir ihn hinaus und gruben ihn ein am späten Nachmittage, eine Stunde vor dem Anbruche des Sabbat. Mein unglücklicher Mann meinte wohl, keiner werde es wagen, gegen den reichen Abele ein Wort zu reden; aber der Spruch des Herrn mußte sich bewahrheiten: ‚Das Blut deines Bruders Abel — ja deines Kindes Abel — schreit zu mir um Rache!'"

So erzählte mir gestern glaubwürdig die Mutter, und ich habe es aufgeschrieben, so gut ich mich ihrer Worte erinnern kann. Wirklich und wahrhaftig ist der kleine Abele mit seinem göttlichen Meister gekreuzigt worden. Ich selbst bin neulich mit Bruder Kunibert im Hause des Abele auf der Bodenkammer gewesen und habe die großen Blutflecken, welche an der Wand, namentlich aber auf dem Fußboden zu sehen sind, kniefällig und mit andächtigen Küssen verehrt. Was aber des weitern bei seiner Kreuzigung sich zugetragen, hat man nie mit Sicherheit erfahren können, und somit kann ich die letzten rührenden Worte, welche er etwa an seinen Vater und Oheim richtete, nicht hersetzen. Nur so viel hat der Rabbiner kurz vor seinem Tode gestanden, daß sie dem Knaben, als sie ihn schon festgenagelt hatten, nochmals das Leben angeboten, wofern er Christum verläugnen wolle, daß er aber betheuert habe, er wolle lieber mit Christo sterben als ohne Christum leben. In dieser Weise ging seine glorreiche, in dem eigenen Blute getaufte Seele nach nicht gar zu langem Todeskampfe in die ewigen Freuden des Himmels ein, und es läßt sich denken, wie die liebe Mutter Gottes ihr Kind mit aller Huld und Güte aufnahm und an ihrer Hand zum Throne

ihres göttlichen Sohnes geleitete, mit dem es fürderhin herrschen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

O du unschuldiger, heiliger Blutzeuge, bitte für uns!

Es hat sich aber dieser heilige Knabe gewürdigt, in derselben Nacht, in welcher er litt, mir im Traume zu erscheinen. Er trug ein überaus glänzendes Kleid, weiß nicht, aus was für einem Stoffe, und rothe Rosensträuße in seinen Händen, winkte mir damit, milde lächelnd, und sagte: „P. Sebalde, warum habt Ihr an mir gezweifelt?" worauf ich alsbald erwachte; da schlug die Kirchenuhr von Zalow die zweite Stunde nach Mitternacht. Rieb mir also die Augen, wunderte mich des seltsamen Traumes, erhob mich von meinem Lager und begann bei dem klaren Mondschein, der die großen Buchstaben meines Breviers deutlich sehen ließ, die Matutin des heiligen Martyrers Pankratius zu beten. Dabei störte mich aber mehr als einmal der Gedanke an den Traum.

Ja, P. Sebalde, warum hast du gezweifelt?

Und noch glaubte ich nicht, sondern redete mir alles als ein eitel Traumbild aus.

5.

Wie ich gen Prag zurückkehrte und alles ans Tageslicht kam.

Also träumte ich in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag vor dem Sonntag „Jubilate" (dem dritten nach Ostern), da man das Evangelium liest: „Ueber ein Kleines und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und abermals über ein Kleines und ihr werdet mich wieder sehen" (Johannes am sechzehnten).

Und wie ich nach der Predigt über diesen Text von der Kanzel herabkam und der Morgengottesdienst zu Ende war, traf ein Bote mit einem Briefe meines P. Guardian ein des Inhalts: „Kommt morgen nach Prag zurück," so daß die Bauern von Zalow meinten, ich hätte über mich selber gepredigt: „Ueber ein Kleines und ihr werdet mich nimmer sehen."

Kann übrigens nicht sagen, daß dieser Brief mir sonderliches Herzeleid verursacht hätte, indem ich zeitlebens lieber bei meinen Brüdern im Kloster als auf einer Expositur weilte, und machte ich mich daher des andern Tages bei guter Stunde per pedes Apostolorum auf den Heimweg.

Es hatte mir zwar der Schulze, den ich schon manche Jahre her kenne, sein Wägelein angeboten; da aber das Frühlingswetter zu schön war, lehnte ich dankend ab und bat ihn, er möge lieber nach der Erntezeit einspannen und uns hereinfahren, was etwa die Bauern aus Liebe zu Gott unserem Klösterlein schenken wollten. Des war er gerne zufrieden, und ich ging meiner Wege.

Wenn ich aber so einsam durchs Feld wandle, gehe ich nicht rasch, sondern gemächlich und sehe mir dieses und jenes an und mache mir meine Gedanken darüber, und oftmals hat ein solcher Gang meiner Seele besser gethan als eine lange Meditation, wie auch unser heiliger Vater Franciscus über eine einfältige Feldblume in die göttliche Liebe verzückt werden konnte. Nun, so weit ist es bei mir freilich nicht gekommen. Wandelte also durch den schönen Frühlingstag, sah die blühenden Bäume und die hellgrünen Saatfelder und hörte darüber in dem lieblichen blauen Himmel gar munter die Vögel jubiliren und musiciren. Und weiß ich nicht, wie es kommt, daß mich gerade die fröhliche Lenzzeit, welche mich in jungen Tagen so sehr freute, fast eher trüb und traurig stimmt. Muß eben immer daran denken: wartet nur, ihr Blümlein und ihr Bäume und ihr Wiesen und Felder; es währt gar nicht lange, und ihr alle seid abgeblüht und blattlos und kahl und öde! Ach wie vieles habe ich in meinem Leben fruchtlos hinwelken sehen, und in meinem eigenen Herzen, wie sproßte und blühte einst alles, wo jetzo nur mehr ein leeres Stoppelfeld ist — und daß die Ernte nur in die himmlischen Scheunen eingeführt und nicht etwa als Brennstoff für das Fegfeuer aufgespeichert wäre! Da kommt mir inmitten der fröhlichen Frühlingszeit das Trauern näher als das Jubeln;

weiß nicht, lieber Leser, der du dereinst dieses Geschreibsel zu Gesichte bekommst, ob es dir auch so geht — bete ein Vaterunser für mich!

Unter solchen und ähnlichen Gedanken war ich zu der Stelle gekommen, wo der Aumetitzerbach in die Moldau fällt und die Fähre ist. Daselbst traf ich den Fährmann in heftigem Wortwechsel mit einem schon ziemlich betagten Juden, den er, weiß nicht warum, überzusetzen weigerte. Da fiel mir ein, ich könnte dem Streit dadurch ein Ende machen, daß ich mich selber hinüberfahren ließe; denn ob ich auf dem einen oder dem andern Ufer nach Prag zurückkehrte, so konnte ich doch noch vor Mittag auf dem Hradschin sein, und ich kann es nun einmal in der Seele nicht ausstehen, wenn zwei Menschen dem Teufel die Freude machen und sich zanken und schmähen. Trat also hinzu und fragte den alten Michel, den ich wohl kannte, ob er mich um Gotteslohn überfahren wolle. Des war er zufrieden, und da ich ins Schiff gestiegen, winkte ich dem Juden, daß er mir folge, und wiewohl das den Fährmann etwas ärgerte, wagte er doch nichts dagegen einzuwenden, nur daß er darauf bestand, der Jude müsse bezahlen.

„Das ist nicht mehr als billig," sagte ich, „und damit Ihr auch von mir einen kleinen Nutzen habet, will ich Euch aus dem Evangelio eine schöne Geschichte erzählen."

Erzählte ihm also die Geschichte vom barmherzigen Samaritan, wobei der Jude schier besser aufmerkte als der Christ. Und als wir am jenseitigen Ufer landeten, gesellte sich der erstere mir bei, und wir gingen selbander Prag zu. Dabei kamen wir in ein Gespräch, und ich fragte meinen Mann, welches Geschäft er betreibe. Da gestand er, wiewohl nicht gerne, er sei ein Todtengräber. Es sind nämlich

die Todtengräber bei den Juden verachtet, ja schier gehaßt. Ich forschte nun, ob in letzter Zeit viel Volk in der Judenstadt gestorben sei; denn vor nicht so langer Frist war daselbst ein großes Sterben. Er sagte nein, sie hätten in der ganzen Woche nur ein altes Weib und einen Knaben von etwa zwölf Jahren begraben.

„Wie hieß der Knabe?" fragte ich, indem das gleiche Alter mich an den unglücklichen Abele erinnerte.

„Das kann Euch gleichgiltig sein — wenn er nur in Abrahams Schoß ruht."

„Wenn er in Abrahams Schoß ruht, so wird mir das nicht gleichgiltig, sondern sehr erfreulich sein. Ich kenne übrigens den einen oder andern Judenknaben von diesem Alter."

„Nun, es war des reichen Abele Kind —"

„Des reichen Abel Abele Kind?" rief ich und blieb stehen.

„Ja, des reichen Abel Abele — habt Ihr das gekannt?"

„Und wißt Ihr, daß der Knabe Christ werden wollte?"

„Habe davon gehört — er hat es aber bereut und ist zu seinem Vater zurückgekehrt."

„That er es freiwillig?"

„Nun, wie hätte man ihn zwingen können?"

„Und ist jetzt todt und gestorben, ich meine eines natürlichen Todes gestorben?"

„Nun, wie soll er sonst gestorben sein? Es wird doch der alte reiche Abele sein einzig Kind nicht erschlagen!"

Der Todtengräber sagte die letzten Worte etwas unsicher. Ich drängte ihn mit unterschiedlichen Fragen, doch war nichts weiter aus dem Manne herauszubringen; dann erzählte ich ihm alles, was ich von dem Kinde wußte, und meinen sonderbaren Traum vom letzten Donnerstag nachts. Das

schien ihn sehr zu erschüttern, und vielleicht hätte er denselben Abend noch gestanden. Es kam aber ein Trupp Wanderer des Weges; da brach er ab, dankte mir für meinen Freundesdienst und bog rasch in einen Seitenpfad.

„P. Sebalde, warum habt Ihr an mir gezweifelt?" Diese Frage wollte nun nach dieser unerwarteten Mittheilung von dem Tode des lieben Knaben nicht mehr aus meinem Sinn, und schon glaubte ich für meine Person steif und fest an den glorreichen Martyrtod des kleinen Abel.

In unserem Klösterlein auf dem Hradschin angekommen, eilte ich auf die Zelle meines P. Guardian. Derselbe schloß mich mit großer Liebe in seine Arme, gab mir seinen Segen und fragte nach den Erlebnissen in den letzten Wochen. Ich erzählte ihm also alles und pries Gott, daß er sich gewürdigt habe, durch mich, seinen unwürdigen Diener, ein weniges zu seiner Ehre in den Gemeinden von Rostok und Zalow zu wirken.

Dann kam die Rede auf den kleinen Abele und ich erzählte meinen Traum und mein Zwiegespräch mit dem jüdischen Todtengräber, fand aber bei P. Honorio wenig Glauben; ja, er wurde schier ungehalten und sprach: „P. Sebalde, lasset das jetzt gut sein von wegen des davongelaufenen Judenbübleins! Was den Traum angeht, halte ich ihn für ein eitel nächtlich Phantasma, so entweder aus Eurem dicken Geblüt oder auch aus der List des Teufels hervorging, indem Ihr ja selbst gesteht, daß es Euch nachher beim Brevierbeten störte. Was aber das Zwiegespräch mit dem jüdischen Todtengräber angeht, will es mir nicht recht gefallen, daß Ihr mit solchen Persönlichkeiten, die auch unter den Juden schlecht angeschrieben sind, auf offener Landstraße vertraulich zusammengeht, und

versehe ich mich in Zukunft in diesem Punkt von Euch eines bessern!"

So ließ er mich mit meinem Glauben an den Martyrtod des kleinen Abele gründlich abfahren, und ich nahm mir vor, denselben gegen niemanden mehr zu verrathen, da ich keine Lust verspürte, mich dafür auslachen zu lassen. Gleichwohl bin ich diesem Vorsatze schon in der nächsten Stunde untreu geworden, indem ich mein Herz vor dem alten Bruder Kunibert ausschüttete, und diese einfältige Seele schenkte mir Glauben und sagte, er werde von nun an den Knaben in seinen Gebeten der Schar der heiligen Blutzeugen beizählen.

Und dabei wäre es schier geblieben, nämlich daß wir zwei allein auf Gottes Erdboden ihm diese Ehre erwiesen hätten. Allein Gott sorgte dafür, daß die Glorie seines Dieners in Prag und ganz Böheim bekannt wurde.

Am späten Abende desselben Tages noch rief mich Bruder Kunibert in die Pförtnerstube; es sei nämlich der Jude da, mit dem ich heute früh bei Rostok über die Moldau gefahren.

Richtig, da stand der alte Todtengräber und zupfte sich vor Verlegenheit an seinem gelbweisen Barte! Dann sagte er nach einigem Räuspern, er habe etwas auf dem Herzen, und so ich ihm Schutz und Sicherheit verspreche, wolle er mir alles sagen. Konnte mir schon denken, was es sei, und sagte ihm, soviel ich dessen vermöchte, meine Hilfe und Fürsprache zu. Darauf rückte er allmählich heraus, wie er den alten Abele schon lange Jahre kenne und viel von seiner Härte und seinem Stolze zu leiden gehabt, und wie der junge Abele, von dessen Tode er mir heute Morgen geredet, von Jugend auf ein ganz anderes Wesen gezeigt habe.

„Vor Jahresfrist," erzählte er, „war ich krank und bettlägerig; da ist der kleine Abel täglich zu mir gekommen und hat mir manchmal einen Apfel oder sonst etwas, das er sich vom Munde absparte, gar liebreich geboten. Das ist mir heute Morgen, als ihr mir den Traum erzähltet, recht schwer aufs Herz gefallen. Ich habe darauf in der Nachbarschaft etwas Umfrage gehalten, was man über den Tod des Knaben denke, und gefunden, daß männiglich einerlei Meinung sei, daß nämlich derselbe keineswegs eines natürlichen Todes gestorben, daß aber aus Furcht vor dem alten Abele niemand darüber zu reden wage. Ich weiß ganz sicher, daß sie den Knaben vor ungefähr einem Monat durch List in das Haus seines Vaters zurückbrachten; von da führten sie das Kind in die Wohnung seines Oheims, eines Rabbiners an der Altneuschule, und dieser ließ es drei Wochen lang bei Wasser und Schwarzbrod hungern. Der Knabe blieb aber bei seinem Willen; da schleppten sie ihn nächtlicherweile wieder zu dem Abele zurück, und ich habe allen Grund, zu glauben, daß sie ihn alsbald kreuzigten. Es hat nämlich ein Bekannter von mir, der zufällig in jener Nacht an dem Hause vorbeikam, einen lauten Schrei und deutliche Hammerschläge gehört, und am andern Morgen wurde ich zu Abele gerufen, wo ich ganz unerwartet den Auftrag erhielt, schleunig für den Knaben das Grab zu bereiten."

So erzählte der Todtengräber. Ich stellte ihm nach Kräften vor, wie er es dem gottseligen Knaben schulde, sein Zeugniß laut und ungescheut vor den Gerichten zu wiederholen; davon wollte er aber nichts hören, und erst nach langem Zaudern brachte ich ihn dahin, daß er die Angelegenheit auch dem P. Guardian mittheilte.

Bruder Kunibert holte diesen, und er ließ sich haarklein alles von dem alten Juden erzählen, stellte auch manche verfängliche Frage an ihn; denn er traute ihm nicht sonderlich. Schließlich schwieg P. Honorius eine gute Weile, nahm bedächtig ein paar Prisen, drehte die Dose zwischen seinen Fingern und sagte: „Ob Eure Geschichte auf Wahrheit beruht oder nicht, läßt sich gar leicht ergründen. Ich bringe die Sache gehörigen Ortes zur Anzeige, man öffnet das Grab des jungen Abele, und wenn er wirklich von seinem Vater erschlagen oder, wie Ihr glaubt, gar gekreuzigt wurde, so muß sich das an den Wundmalen annoch erkennen lassen."

Dem stimmte ich lebhaft bei, und nach vielem Zureden gab sich der Todtengräber endlich zufrieden, indem P. Guardian ihm vorderhand einen Zufluchtsort im Kloster anbot und versprach, er werde ihm für sein ferneres Fortkommen in einer andern Stadt mit Rath und That behilflich sein, wenn sich alles seiner Aussage gemäß verhielte. Es wurde ihm gleich die kleine Fremdenstube eingeräumt, übrigens dem Bruder Kunibert aufgetragen, auf den Juden ein scharfes Auge zu haben; denn wenn wir Kapuziner auch kein Geld haben, so wird doch in unserer Sacristei nebst andern reichen Kirchengefäßen die berühmte Monstranz der Santa Casa mit den 6666 Diamanten aufbewahrt, und P. Guardian traute dem Kunden doch nicht völlig.

Dann befahl mir der letztere, ihn sofort nach Sanct Clemens zu begleiten. Wie er nämlich gleich zu Anfang die Geschichte des kleinen Abele nicht auf seine und der Kapuziner Verantwortung allein laden wollte, so hielt er auch jetzt für gut, vor allem den Rector der Jesuiten um seine Meinung und Ansicht zu fragen. Warfen also in aller Eile das Schultermäntelchen um und gingen zu den Jesuiten.

Wiewohl es schon etwas spät war und der Bruder Pförtner ein saures Gesicht machte, kam der hochwürdige P. Rector sofort ins Sprechzimmer oder Allocutorium, wie sie ihre Pförtnerstube nennen, und hörte unsere wundersame Märe, wovon ihm einiges zwar nicht leicht glaublich, aber nichts unmöglich vorkam. Dann fragte er, ob wir von der Geschichte schon anderweitig geredet, so daß sie ruchbar werden könne, und da ich gestehen mußte, daß außer uns zweien auch der Bruder Kunibert darum wisse, hielt er es für besser, den gleichen Abend noch bei der geistlichen Obrigkeit die Sache anhängig zu machen. So fuhr der P. Rector mit dem P. Guardian spornstreichs zum Erzbischofe. Ich aber eilte nach Hause, um den Bruder Kunibert und allen andern vorderhand strengstes Silentium aufzulegen. Dann wartete ich an der Pforte auf die Rückkehr des Guardians. Erst spät in der Nacht kam er, befriedigte aber meine Neugierde keineswegs, sondern hieß mich zur Ruhe gehen, indem ich am folgenden Tage alles erfahren würde.

Mußte mich also gedulden. Es hatte aber der Erzbischof, wie ich später erfuhr, die beiden freundlich vorgelassen und war nach umständlicher Kenntnißnahme des wunderbaren Vorfalles sofort mit denselben im eigenen Wagen zum Grafen Thurn, dem Stadtobersten, gefahren, um die Hilfe des brachium saeculare, will sagen: weltlicher Gewalt, anzurufen. Nachdem daselbst die ganze causa criminalis referirt und durchberathen war, beschlossen der Erzbischof und der Herr Graf Thurn einhellig, sie wollten mit der Gefangennahme der muthmaßlichen Uebelthäter bis zur Morgenfrühe warten, inzwischen aber die Thore der Stadt, namentlich der Judenstadt, strengstens bewachen lassen. Mit Tagesanbruch solle dann ein Theil der Scharwache nach dem Hause

des alten Abele und des Rabbiners ziehen, ein anderer Theil das Grab des Knaben öffnen, während gleichzeitig ein ganzes Regiment die Judenstadt umzingeln werde.

Alles das wurde, wie mit großer Heimlichkeit und Weisheit vorbereitet, so mit vollständigem Erfolge ausgeführt. Ich hatte kaum die Frühmesse gelesen, als ein Theil der Scharwache vor unser Kloster kam und ich zusamt dem Todtengräber Befehl erhielt, dieselbe nach dem Grabe des jungen Abele zu begleiten. Als wir eben in die Judenstadt einmarschirten, begegnete uns die andere Compagnie, den alten Abele, sein Weib und seine Magd in ihrer Mitte; sie führten dieselben nach dem Stadtgefängnisse. In den Straßen war viel Volk zusammengelaufen. Da sie nun einen Juden und einen Kapuziner zusamt mehreren Gerichtspersonen, von Bewaffneten umgeben, einherziehen sahen, meinten sie, es werde ein armer Schächer zum Galgen geführt, und schlossen sich uns haufenweise an. So kamen wir, von vielen hundert begleitet nach dem großen Begräbnißplatze bei der Altneuschule. Unter einem Fliederbusch, mitten zwischen alten Grabsteinen, fanden wir den frisch aufgeworfenen Hügel; der Hauptmann ließ ihn von seinen Soldaten umstellen, und alsbald begann der Todtengräber auf Befehl der Gerichtsherren zu schaufeln und zu graben.

Wir nun stunden, wie männiglich denken kann, in großer Erwartung daneben; denn sofort mußte sich zeigen, ob uns der alte Todtengräber etwa gehänselt habe. Es banden sich auch einige ihre Schnupftüchlein vor die Nase, da nach dem Zeugnisse des Juden die Leiche, wie weiland der todte Lazarus, schon den vierten Tag im Grabe lag. O du liebe Zeit, das war freilich nicht nöthig, und nahmen dieselben ihre Tüchlein bald herunter, als mit einemmal ein überaus

süßes, wunderbares Duften aus dem Grabe emporstieg. Jetzt stellte der Jude die Schaufel beiseite und räumte mit den Händen die letzte Erde vorsichtig weg; denn er war bei dem Todten angekommen, und schon trat die Leinwand, mit welcher sie ihn statt eines Sarges bedeckt, stellenweise sichtbar hervor. Der Todtengräber bat nun die Gerichtsdiener um Hilfe, die Leiche emporzuheben, und da diese zauderten, trat ich selbst hinzu und hob mit ihm meinen kleinen Freund aus dem Grabe. Wir entfernten die äußern Hüllen, welche von dem feuchten Boden beschmutzt waren; ich selbst kniete mich nieder und löste das Schweißtuch, mit dem sie nach jüdischem Gebrauch das Angesicht des Knaben verhüllt hatten. Da schaute es mich an, und alle Umstehenden brachen in einen Ruf der Verwunderung aus; denn das war nicht ein entstelltes Leichengesicht, sondern das Antlitz eines leicht und lieblich Schlummernden. Eine solche Schönheit und ein solch verklärtes Wesen habe ich niemals, auch nicht in einem Gemälde gesehen. Als ich ihm die schwarzen Locken aus der reinen Stirne strich, meinte ich, die Augenlider müßten sich öffnen und von den frischen, rothen Lippen hörte ich die Frage: P. Sebalde, warum habt Ihr an mir gezweifelt?

War übrigens nicht der einzige, der in laute Rufe einer freudigen Trauer und in trostreiche Thränen ausbrach. Und als nun erst einige andere Binden gelöst waren, wozu sich nunmehr nicht nur die Gerichtsdiener, sondern die anwesenden Richter, ja der Hauptmann der Scharwache herbeidrängten, und man an den Stellen der Hände und Füße frisches rothes Blut durch die Leinwand dringen sah, und erst, da wir eine Hand des Knaben gänzlich losgewickelt hatten und die grausame Nagelwunde, aus der reichliches

Blut floß, mit unsern Augen erblickten: da erhob sich rundum ein Rufen und Seufzen, ein Weinen und Schluchzen des andrängenden Volkes, daß ich all mein Lebtag nichts Aehnliches gehört. Ja, sie hätten uns beinahe zusamt den Herren vom Gerichte erdrückt und in das offene Grab hineingedrängt, wenn die Soldaten nicht rundum mit vorgehaltenen Piken solches verhütet hätten. „O seht doch den heiligen Knaben! O schaut seine blutigen Male! O der grausame Vater, der sie ihm geschlagen!“ So und ähnlich scholl es von allen Seiten.

Auch der alte Todtengräber kniete ganz zerknirscht bei dem Todten nieder, schlug an seine Brust und bekannte laut, daß derjenige, für den dieser Knabe gestorben, wahrlich der echte Messias sein müsse; denn diese Erhaltung der Leiche sei ein offenbares Wunder der göttlichen Allmacht.

Als der erste Sturm der Begeisterung sich etwas gelegt hatte, beschlossen die Gerichtspersonen, den todten Knaben für den Augenblick in sein nahes väterliches Haus zu schaffen. Daselbst nahmen sie ein vorläufiges Protokoll über den ganzen ebenso erschrecklichen als trostreichen Vorfall auf, unter welches auch ich meinen Namen setzte. Dann eilten sie mit demselben nach dem Palaste des Erzbischofs; ich aber blieb bei dem todten Abel, und die Wachen wehrten dem andringenden Volke.

Schon war die Kunde von dem Geschehenen den Gerichtspersonen vorangeeilt; sie trafen daher um den hochwürdigsten Herrn Erzbischof nicht nur eine große Zahl der Herren Canonici und Kapitulares, sondern auch den Stadtobersten mit vielen aus den Räthen der Stadt versammelt. Nach Anhörung des Protokolls beschlossen alle einhellig auf den Antrag des Erzbischofs, sowohl zur Sühne des ge-

schehenen Frevels als zur allgemeinen Auferbauung den wunderbar erhaltenen Leib des Knaben in feierlicher Procession abzuholen und vorläufig in der großen Halle des Rathhauses auszustellen. Sofort wurde dieser Beschluß unter Trommelschlag in den Straßen Prags verkündet, damit männiglich wisse, wann und wo sich die verschiedenen Zünfte und Innungen dem besagten Zuge einzureihen hätten. Und ist diese Procession mit großer Pracht und Herrlichkeit am Nachmittag gehalten worden, wie ich zum Schlusse dieser wahrhaftigen Geschichte, dem lieben kleinen Abele zu Ehren noch aufschreiben will.

Gleich nach ein Uhr gaben die Glocken von Sanct Veit, denen das feierliche Geläute aller Kirchen und Thürme beistimmte, das Zeichen, daß der hochwürdigste Erzbischof mit seinem Kapitel die Domkirche verlassen habe. Ich hatte bis dahin bei dem todten Knaben im Hause des Abele mit noch andern Geistlichen, welche sich im Laufe des Vormittags eingefunden, gewacht und gebetet. Jetzt traten wir an das Fenster und sahen die fast endlose Procession die lange Gasse herabkommen, vorauf die kleinen Knaben und Mädchen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, dann die Schüler der Gymnasien, vorab die von Sanct Clemens mit den Bannern und Bändern der marianischen Congregationen, ferner die Studiosen der Hochschule zusamt dem corpus doctum und den Pedellen. Ihnen folgte in langen Reihen singend und betend die Geistlichkeit, vorauf die Kapuziner, und es hat sichs der alte Bruder Kilian, der schier blind ist und geführt werden muß, diesmal nicht nehmen lassen, zum letztenmal in seinem Leben das Kreuz vorzutragen. Hinter dem Ordensclerus schritt der Weltclerus und endlich, umgeben von dem Domkapitel, der Erzbischof selbst. Unmittelbar vor ihm

trugen acht adelige Jünglinge aus dem Rathe der marianischen Congregation einen mit rothem Sammet ausgeschlagenen und mit Blumen zierlich umwundenen Schrein, der bestimmt war, den jugendlichen Blutzeugen aufzunehmen. Dem hochwürdigsten Herrn schlossen sich an der Stadtoberst und die Räthe der Stadt, der Adel und die Bürgerschaft, und in unabsehbaren Reihen die Zünfte und Gilden mit ihren Fahnen und Zeichen.

Als der hochwürdigste Erzbischof das Haus erreicht hatte, trat er ein und mit ihm der Graf Thurn, die Räthe und das Domkapitel; von der übrigen Geistlichkeit drängten nach, so viele die Stube und die anstoßenden Kammern fassen konnten. Da nun der hochwürdigste Herr und sein Gefolge an den Händen und Füßen des gar lieblich daliegenden Knaben die Wundmale gewahrten, welche er für seinen Herrn und Heiland empfangen hatte, konnte sich keine Seele der Thränen heiliger Rührung länger enthalten, und alle knieten nieder und küßten nach dem Beispiele des Oberhirten die mit den Malen Christi bezeichneten Glieder.

Dabei ist noch ein anderes Wunder zu vermelden. Als nämlich der Leibmedicus Sr. Erzbischöflichen Gnaden das frische und blühende Aussehen des Blutzeugen und die Biegsamkeit seiner Glieder, gleich als wäre das Leben noch in ihnen, nicht genug bewundern konnte, bat er zu noch größerer Bekräftigung des Wunders um die Erlaubniß, eine Ader desselben öffnen zu dürfen. Der Herr Erzbischof willigte ein, und kaum hatte das Messer den Arm geritzt, schoß auch das Blut so frisch empor, als ströme es aus einem lebendigen Leibe. Alles beeilte sich, sein Tüchlein in das Blut zu tunken, und auch ich war so glücklich, eine Reliquie zu erhaschen.

Darauf fragte der Erzbischof, ob etwa einer der anwesenden Geistlichen sich getraue, über das Martyrium dieses gottseligen Knaben einige Worte der Erbauung an das versammelte Volk zu richten, worauf ich, erwägend, daß nicht leicht ein anderer so viel von der Geschichte wisse, dem hochwürdigsten Herrn zu Füßen fiel und erklärte, mit seinem Segen und Gottes Gnade wolle ich das wohl thun. So habe ich dann fast eine Stunde vom Fenster aus an das in der Gasse stehende Volk geredet, was mir der Geist Gottes auf die Zunge legte, und es war nicht schwer unter solchen Umständen, reich und arm nicht nur zu Thränen, sondern auch zur Buße und Bekehrung zu bewegen. Ich bin aber nicht so einfältig, solches der Kraft meiner Rede beizumessen, indem die vier Wundmale des Knaben viel lauter und eindringlicher predigten als der beste Prediger der Christenheit.

Als die Predigt zu Ende war, trugen wir den heldenmüthigen Knaben unter dem Geläute aller Glocken nach dem großen Rathhause in der Altstadt und bahrten ihn daselbst vorläufig auf einem reich mit Sammet und Seide, Silber und Gold gezierten Paradebette auf, damit die ganze Bürgerschaft Prags Gelegenheit habe, die wunderbare Leiche zu sehen und ihre Wundmale zu betrachten. Vier Wochen lang lag sie daselbst, Tag und Nacht umringt von Mitgliedern der verschiedenen Orden und von einer Abtheilung Soldaten bewacht. Es ist gar nicht zu sagen, wie groß nicht nur der Andrang der Bürgersleute und der Bauern aus vielen Stunden im Umkreise war, sondern wie auch der höchste Adel, sowohl Herren als edle Frauen, sich herbeidrängten. Ich selbst habe mehr als einmal gesehen, wie die Offiziere mit ihren Degenbändern

und die adeligen Fräulein mit ihren Kleiderschleifen das Paradebett bedeckten.

Als diese vier Wochen verflossen, war der frommen Begierde des Volkes zwar keineswegs Genüge gethan; der hochwürdigste Herr Erzbischof hielt aber doch dafür, daß man den wunderbar erhaltenen Leib zur Ruhe bestatten solle, bis die Kirche die Sache weiter geprüft habe und die Verehrung auf den Altären erlauben würde. So wurde der Leib des kleinen Abele in einen kostbaren Sarg gelegt und abermals der Erde übergeben, und habe ich bei seinem Begräbnisse den Entschluß gefaßt, seinen Kampf und glorreichen Sieg mit meinen einfältigen Worten niederzuschreiben, wie ich es jetzt unter der Beihilfe der göttlichen Gnade glücklich zu stande brachte.

Nur erübrigt noch, daß ich kurz das Schicksal seiner unglücklichen Sippe erwähnte. Die Magd und die Mutter, welche ja beide an dem Tode des Knaben unschuldig, gestanden sofort alles ein und baten um die Gnade der heiligen Taufe, indem sie beim Anblick des wunderbar erhaltenen Leichnams die Wahrheit unserer heiligen Religion nicht mehr länger verkennen konnten. Jetzt sind sie im Magdalenenkloster und bereiten sich auf den würdigen Empfang der heiligen Taufgnade vor. Nicht so ging es dem alten Abele. Da er sich seines Verbrechens unwiderleglich überführt sah, warf sich der unselige Mörder der Verzweiflung gänzlich in die Arme und raste dergestalt, daß ich schier glaubte, ein böser Geist habe den Leib des alten Sünders in Besitz genommen. In dieser schrecklichen Seelenstimmung ist er des Todes des Judas Iskariot gestorben; sie fanden ihn eines Morgens am Eisengitter seines Gefängnisses erhängt.

Der Rabbiner gestand alles und wurde von dem hochnothpeinlichen Gerichte verurtheilt, daß er am Rad sein Leben enden müsse; doch solle er zum Tode durch das Schwert begnadigt werden, falls er sich bekehren und die Taufe verlangen würde. Das, sowie alle Ermahnungen und geistlichen Zuspruch, lehnte er kalt ab. Es wurden ihm also vom Henker die Glieder gebrochen und aufs Rad geflochten; daran lebte er bis an den dritten Tag. Die ganze Zeit über wurde für sein Seelenheil in allen Klöstern und Kirchen Prags, zumeist aber am Grabe des kleinen Abele gebetet, und wirklich zeigte diese liebe Seele die Macht ihrer Fürsprache am Throne Gottes, indem sie ihrem Peiniger die Gnade der Bekehrung erflehte. Als ich mich am dritten Morgen dem Rade nahte, bat mich der arme Schächer mit schon brechender Stimme um die Gnade der Taufe, welche ich ihm dann auch eilig spendete. Kurze Zeit nachher verlor er das Bewußtsein und starb. R. I. P.

Du aber, lieber unschuldiger Blutzeuge, bitte für den armen P. Sebaldum und sage deiner gnadenreichen Mutter im Himmel, ihr zu Ehren hätte ich diese Blätter vollgeschrieben. Sie hat ja dir die große Gnade christlicher Starkmuth bei ihrem göttlichen Sohne erfleht; sie wird auch mir, wenn du mit mir vereint bittest, den endlichen Sieg und die ewige Krone, vorher aber die Gnade der Treue in den mancherlei Leiden und Prüfungen dieses Erdenlebens gnadenreich erflehen; denn nur wer mit Jesus gelitten hat, wird auch mit ihm verherrlicht werden. Amen.

* * *

In der vorstehenden Erzählung folgten wir im wesentlichen den Angaben eines Briefes, der in England in der Bibliothek von Stonyhurst aufbewahrt wird. Derselbe stammt

von der Hand eines Engländers, welcher zur Zeit der mitgetheilten Ereignisse sich an Ort und Stelle in Prag in dem berühmten Colleg Sanct Clemens befand. Unser Gewährsmann sah den Knaben, von dem er uns erzählt, als derselbe bei dem Rector von Sanct Clemens um die Aufnahme in das Proselytenhaus nachsuchte und da später seine Leiche in der großen Halle des Rathhauses ausgestellt war. Von diesem Zeugen haben wir also die wunderbare Berufung des Knaben durch die Mutter Gottes, seine listige Entführung aus dem Proselytenhause, sein Martyrium in der Wohnung des Rabbiners, seine Kreuzigung, die Entdeckung des Verbrechens durch die Angaben des Todtengräbers und endlich die außerordentliche Erhaltung seiner Leiche, so daß wir im wesentlichen dem uns vorliegenden Briefe treu folgten und nur den Rahmen und die unwesentliche Ausschmückung des uns vorgezeichneten Bildes beifügten. Das Fragment des Briefes bricht mit dem Selbstmorde des alten Abele (Abely) mitten im Satze ab, so kommt es, daß wir den Namen unseres Gewährsmannes nicht kennen, indem zugleich mit den letzten Zeilen, die wahrscheinlich das Ende des Rabbiners berichteten, auch die Unterschrift fehlt.

Der Narren-Peter.

Eine Geschichte aus dem Stockacher Narrenbuch.

(1878.)

Stockach, das freundliche Städtchen, war ehemals der Hauptort der Landgrafschaft Nellenburg und zählt noch heutigen Tages zu den vornehmern Ortschaften des badischen Seekreises. Es hat seine Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen, und darunter nimmt nicht die letzte Stelle das sogenannte „Narrengericht" ein, welches daselbst seit uralter Zeit alljährlich um die Fastnacht abgehalten wird*. Mit diesem sonderbaren Brauch und Herkommen hat es aber folgende Bewandtniß.

Im Jahre 1315 hielt Herzog Leopold von Oesterreich auf dem Stein zu Baden mit vielen Herren und Rittern einen Kriegsrath, wie er am besten in das Land Schwyz kommen und das widerspänstige Hirtenvolk zu Paaren treiben könne. Da wurde nach vielem Hin- und Herreden beschlossen, nach dem Städtchen Zug zu ziehen, als ob man willens wäre, die Schwyzer an ihrer Grenze bei Sanct Adrian anzugreifen, statt dessen aber bei Aegeri den Feind zu umgehen und unversehens im Rücken zu fassen. So riethen und planten die

* Die Notizen über Geschichte und Gebräuche des Stockacher Narrengerichtes sind einem Aufsatze über „Sitten und Gebräuche am Bodensee" entnommen, der im 5. Hefte der „Vereinsschrift für Geschichte des Bodensees" S. 147 ff. enthalten ist.

Herren. Und da man scherzhafterweise Hansen Kühne (Kuony), des Herzogs Leopold Hofnarren, auch um seine Meinung fragte, gab der Schalk zur Antwort: „Euer Rath g'fallt mir nit; Ihr rathet, wie Ihr wollet in das Land Schwyz hineinkommen, und rathet nit, wie Ihr wollet wieder herauskommen." Da lachten die Herren und Ritter, meinend, das wäre ein rechter Narrenspruch, und wenn sie nur erst im Lande drin wären, wollten sie auch schon wieder herauskommen.

Als aber der Herzog Leopold an Sanct Othmars-Tage (16. November 1315) mit seinem Heere den Paß zwischen dem Aegeri-See und dem Morgarten durchziehen wollte, griffen ihn die Eidgenossen aus einem Hinterhalte an und schlugen ihn völlig. Viele seiner Reisigen fanden unter den Morgensternen der Hirten, noch viel mehr in den Wellen des Sees ihren Tod; der Herzog selbst verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes das Leben und rettete sich mit Mühe nach Winterthur. Daselbst erinnerte er sich der klugen Rede seines Hofnarren, und wie es besser gewesen wäre, man hätte auf seinen schalkhaften Rath gehört. So forderte er ihn auf, er möge sich eine Gnade erbitten. Das that Hans Kühne; er erbat sich das Privilegium, in seiner Vaterstadt Stockach eine Narrenzunft stiften und alljährlich ein Narrengericht halten zu dürfen, auf daß es seinen lieben Landsleuten nie an Männern fehle, die ihnen wenigstens einmal im Jahre ungescheut im Schalksnarrenkittel ihre Thorheiten vorhalten dürften. Und darum muß man Hansen Kühne loben; denn er kannte zweifelsohne seine Mitbürger. Herzog Leopold gewährte gerne das verlangte Privilegium, und dasselbe wurde in der Folge von dessen Bruder Herzog Albrecht dem Weisen, sowie von dem Landgrafen von Nellenburg bestätigt und verbrieft. Die Stiftungsurkunde, auch Narrenbrief

genannt, datirt aus dem Jahre 1351; sie wurde feierlich in die Brunnensäule des mittlern oder Marktbrunnens zu Stockach niedergelegt.

Seither sind über 500 Jahre verflossen und manche Geschlechter der Menschen ausgestorben. Die Zeiten haben sich geändert; sie sind viel „aufgeklärter" geworden und haben mit den alten Sitten und Bräuchen gründlich aufgeräumt. Aber die von Hans Kühne gestiftete Narrenzunft besteht doch noch, und bis auf unsere Tage hat sich das grobgünstige Narrengericht von Stockach, wie es von jeher genannt ward, in Kraft und Würden erhalten. Ein Brauch freilich hat sich verloren, vermuthlich weil er mit der Zeit zu lästig wurde, nämlich alle thörichten Streiche und Geschichten, welche im Laufe des Jahres in der Umgegend vorkamen, in das Narrenbuch einzuschreiben und daraus an der Fastnacht einem ehrsamen Bürger zu Freud und Nutzen vorzulesen. Auch sind leider die alten Bände mit ihrer sonderbaren Stadt- und Landchronika abhanden gekommen; doch hat sich noch viele Stunden im Umkreise die Sage von dieser Weisheitssammlung erhalten, und so oft sich einer nach dem Dafürhalten seiner gescheiten Mitmenschen nicht ganz so klug benimmt, als es dort zu Lande sonst gang und gäbe sein soll, sagt männiglich: „Der kommt ins Stockacher Narrenbuch!"

Wir aber wollen hier eine Geschichte erzählen, welche, wie man uns glaubwürdig versichert, in einem der verlorenen Bände des Stockacher Narrenbuches wirklich zu lesen ist.

1.

Die Werbung.

Es mag etwa ein halbes Dutzend Menschenalter her sein — das genaue Datum ist natürlich in dem mehrfach erwähnten Narrenbuche zu lesen — da genas in Stockach Sibilla, die ehrsame Hausfrau des Nicodemus Kühne, eines Nachkommen des großen Erznarren Hans Kühne, ihres achten Söhnleins. Dasselbe erhielt in der Taufe den Namen Peter, und wie der kugelrunde Bube mit der Zeit in die Höhe wuchs und sich mit seinen Altersgenossen in den Gassen und Gärtchen des Städtchens umhertrieb, nannten ihn alle nur den „Narren-Peter". Diesen Namen erhielt er aber keineswegs, weil sein Verstand nicht recht ausreichte; im Gegentheile, wenn irgendwo ein loser Streich zu ersinnen und durchzuführen war, fiel er dem kleinen Peter ganz gewiß ein. Einzig und allein um seiner glorwürdigen Abstammung von dem hochberühmten Stifter des Narrengerichtes willen, den jedes echte Stockacher Kind, wie billig, in Ehren hält, wurde er also genannt.

Nur in der Schule hatte der Junge kein Glück, und wie gerne seine Frau Mutter, der inzwischen nach ihres Nicodemus

seligem Tode das Regiment des Hauses allein oblag, einen hochgelahrten Herrn aus ihm gemacht hätte, es wollte trotz aller Prügel, die der Schulmeister zur Anregung des jugendlichen Genies anwendete, herzlich wenig fruchten. Nachdem man sich also gegenseitig genug geärgert hatte, wurde der vierzehnjährige, kräftig gewachsene Bursche zu beiderseitiger Befriedigung der Schule ledig gesprochen. Aber was nun mit demselben anfangen?

Der hochweise Familienrath, den Frau Sibilla in dieser wichtigen Frage einberief, trank erst unterschiedliche Tassen Kaffee, um das richtige Verständniß in dieser Frage zu gewinnen, und schließlich einigte man sich, da es schon spät wurde und die verschiedenen Frau Basen nach Hause mußten, nach einer gewaltigen Redeschlacht dahin, daß es unter den obwaltenden Umständen das Beste sei, man gebe den kleinen Peter dem alten Weidenbauer auf den Hof. Der könne ihn zu einem rechtschaffenen Bauersmann heranziehen, und wiewohl der Kleine so nicht im Städtchen verbleibe, auch wenig Aussicht habe, dereinst Kirchenpfleger oder Säckelmeister oder Rathsherr zu werden, ja gewissermaßen als Bauer einen geringern Stand einnehme denn als Städter, sei das doch um so mehr allem andern vorzuziehen, als er auf diese Weise Aussicht habe, den Weidenbauer dereinst zu beerben.

Dessen gab sich Frau Sibilla nach etlichen Seufzern und Widerreden zufrieden, und auch der kleine Peter war damit einverstanden; dem war alles recht, wenn es ihn nur von der Schulbank befreite.

Der alte Weidenbauer war ein Oheim der guten Frau Sibilla, ein steinreicher Mann, der sein gutes Stück Acker- und Wiesenland nebst Wald und Weide hatte. Doch pflegten

seine Nachbarn zu sagen: „Für jeden Gulden im Beutel sitzt ihm eine Grille im Kopfe", und meinten, es sei auch ganz gut, daß der Weidenhofer nicht geheiratet habe; denn bei dem wunderlichen Kauz hätte doch jedes Weib das Fegfeuer auf Erden gehabt. So schlimm, wie die Leute ihn machten, war nun freilich der alte Bauer nicht; doch mochte er immerhin etwas knauserig und zu Zeiten, wenn ihn das Zipperlein plagte, auch recht griesgrämig sein.

Die Bitte seiner Stockacher Nichte gewährte er gerne; denn er hätte schon lange einen Handbuben dingen sollen, und das Geld konnte er sich nun an dem kleinen Stockacher Vetter sparen. So erledigte sich die Sache zu beiderseitiger Befriedigung.

Bei dem alten Junggesellen gedieh der Narren-Peter — der Name war ihm aus der Stadt auf das Land hinaus gefolgt — ganz vortrefflich, und in den zehn Jahren, die er auf dem Weidenhofe verlebte, wuchs der Knabe zu dem schmucksten und gewandtesten Burschen auf eine Meile im Umkreise heran. Keiner verstand es wie er, die Sense zu führen, und wenn man ihn mit dem Pfluge so leicht und gewandt die schnurgeraden, ebenmäßig tiefen Furchen ziehen sah, sagten die Bauern: „Wie der Narren-Peter kann's halt keiner — es ist nur schade, daß er für den alten Grillenfänger pflügt."

Allgemein meinten die Leute, nur die Aussicht auf die künftige Erbschaft halte den Burschen auf dem Weidenhofe bei dem Sonderling von Vetter fest. So meinten die Leute; den rechten Grund aber wußte Peter besser, und vielleicht ahnte ihn auch Verena, des Nachbars ebenso schönes als sittsames Töchterlein.

Verena war des Rainbauers einzig Kind, und da zudem sein Hof an Größe und Güte sogar dem Besitze des alten Weidenbauers um ein Erkleckliches überlegen war, durfte er unter den Burschen der Gegend bei der Wahl eines Schwiegersohnes schon etwas schwierig sein. Gleichwohl glaubte Peter sich nicht aller Hoffnung bar, um so weniger, da ihm das Mädchen nicht abhold schien und auch dessen Mutter den freundlichen Burschen wohl leiden konnte. Wenigstens erwiderte sie, seitdem er ihr einmal auf der Heimfahrt vom Ueberlinger Markte das scheue Pferd gezügelt, jedesmal ganz leutselig seinen Gruß, und das that die reiche Rainbäuerin nicht jedermann im Kirchspiele.

Mithin beschloß Peter, freilich klopfenden Herzens, solange seine Aspecten leidlich ständen und ehe ihm ein anderer zuvorkäme, sein Glück bei dem Rainbauer zu versuchen, warf sich eines Sonntag-Nachmittags in seinen besten Staat und machte sich auf den Weg nach dem Rainhofe hinüber. Die Ernte war gerade zu Ende und trefflich ausgefallen; dann sind die Bauern zwar guter Laune, tragen aber auch den Kopf doppelt so hoch als gewöhnlich. Auf dem sauern Gange überlegte der Freier noch einmal das Für und Wider seiner Hoffnungen, und dabei schob er seinen nagelneuen Dreispitz bald kühn in den Nacken zurück, bald zog er ihn, an seinem guten Sterne zweifelnd, tief in die Stirne, daß er fast aussah wie ein Schiff auf dem sturmbewegten Bodensee, dessen Bug unter der anschwellenden Woge steigt, um alsbald wieder in die Tiefe zu sinken.

Eines beunruhigte ihn vor allem. Sein Vetter, der Weidenbauer, zählte in der ganzen Gemeinde keinen besondern Freund; aber niemand konnte den alten Mann weniger ausstehen als gerade sein nächster Nachbar, Verenas Vater.

Das hatte außer den gewöhnlichen Nergeleien, welche in dem Verkehre mit Nachbarn wohl mit unterlaufen, noch einen ganz besondern Grund. Der Weidenbauer war nämlich ein klein wenig knauserig, und infolge davon hatte sich bei ihm die schlimme Gewohnheit festgesetzt, daß er sein Gesinde, manchmal ohne Noth, am heiligen Sonntag zu dieser oder jener Arbeit anhielt. Während des Gottesdienstes freilich und während der Nachmittagsandacht, darauf sah er, mußten Knecht und Magd in der Kirche sein; dann aber, glaubte er, müsse unser Herrgott ein Auge zudrücken, wenn er noch in aller Eile etwas „Nothwendiges" besorgen ließ. Er hatte darüber manchen Spahn mit dem Pfarrer, der in Güte und Ernst diesem ärgerlichen Wesen steuern wollte; allein es half nichts, und seitdem der Kaplan wirklich einmal recht eindringlich über die Sonntagsheiligung gepredigt und sich dabei die Köpfe aller Bauern, wie an einem Schnürchen, nach dem alten Knauser hingedreht hatten, war die Sache erst recht verfahren. Jetzt erwachte auch noch der Eigensinn des Bauern, und er sagte: „Und wenn sie sich alle auf die Köpfe stellen, will ich doch sehen, wer auf meinem Hofe Herr und Meister ist."

Ueber dieses heillose Arbeiten an Sonn- und Feiertagen ärgerte sich nun kein Mensch mehr als der Rainbauer, und aus den vielen Sticheleien, die hieraus hervorgingen, war nach und nach eine ganz gründliche Abneigung entstanden, so daß die Nachbarn sich schon Jahr und Tag nicht mehr grüßten. Der Narren-Peter hatte also allen Grund zu der Befürchtung, der Groll wider den alten Vetter möchte sich auch auf ihn erstrecken.

Bei dieser trübseligen Erwägung war die Spitze seines Dreimasters wieder tief gesunken, und Peter bemerkte

kaum, daß er vor dem Hofthore des Rainbauers angelangt sei.

Da weckte ihn ganz unerwartet eine helle Stimme aus seinen Träumen: „J du meine Güte, Peter, was macht Ihr für ein Leichenbitter-Gesicht!" lachte es fröhlich über die Gartenhecke. „Ist Euch der alte Vetter gestorben?"

„Seid Ihr es, Verena — ich wünsche einen schönen guten Abend," und der Dreispitz wurde gebührendermaßen gerückt. „Das ist gut, daß ich Euch treffe — nein, es ist mir niemand gestorben; ich danke für die Nachfrage, und wenn ich ein ernsthafteres Gesicht mache als gewöhnlich, so hat das seine Gründe — und davon möchte ich gerade mit Euch reden."

„Mit mir? Dann macht es kurz; die Mutter wartet in der Küche auf den Schnittlauch, und es will sich nicht recht schicken, daß ich so über den Gartenzaun hinweg mit fremden Leuten verhandle."

„Mit fremden Leuten? Ich bin Euch doch hoffentlich nicht ganz fremd?"

„Nun, ich wollte nur sagen, Ihr gehört doch nicht zum Hofe und auch nicht zur Verwandtschaft."

„Was nicht ist, kann noch werden; wir könnten ja zum Beispiel bald — Bräutigam und Braut sein," platzte Peter heraus und schaute dabei treuherzig in Verenas Antlitz. Das Mädchen that einen forschenden Blick in Peters Auge; dann wurde es über und über roth und sagte, sich abwendend: „Ich muß in die Küche."

„So bleibt doch noch einen Augenblick; es ist mir heiliger Ernst, und ich komme ja gerade, um mit dem Vater zu reden."

„Gut, der Vater ist in der Stube."

„Aber so sagt mir doch wenigstens ein ermuthigendes Wort!"

„Nicht, bevor Ihr mit dem Vater geredet habt."

„Verena!"

Aber Peter rief umsonst; das Mädchen war schon in der Hausthüre verschwunden. So mußte er denn wohl oder übel ohne das directe Jawort der Tochter sich an den Vater wenden. Er strich sein braunes Kraushaar bescheidentlich in die Stirne, sammelte sich noch einen Augenblick und schritt dann fast feierlich quer über den Hofraum auf die Hausthüre zu. Unter derselben angelangt, warf er einen raschen Blick in die offen stehende Küche; doch gewahrte er die Tochter des Hauses nicht, wohl aber trat ihm die Bäuerin entgegen. Peter grüßte auf das freundlichste und fragte, ob der Rainbauer zu Hause sei.

„Ei ja, mein Mann ist in der Stube," sagte die Bäuerin; „habt Ihr Geschäfte?"

„Keine Geheimnisse, Frau Armenpflegerin; es geht Euch alles gerade so viel an wie Euern Mann."

„So so, das müssen ja sonderbare Anliegen sein," schmunzelte die behäbige Bäuerin und öffnete die Stubenthüre mit den Worten: „Michel, der Peter vom Weidenhofe hat was mit uns zu verhandeln."

„Der Narren-Peter?" tönte es aus der Stube, und gleichzeitig wurde eine wohlbeleibte Gestalt sichtbar, die sich in dem Lederstuhle, offenbar in einem gemüthlichen Nachmittagsschläfchen gestört, geräuschvoll dehnte und reckte.

„Ei ja, der Peter Kühne — du könntest auch etwas manierlicher sein und die Leute beim rechten Namen nennen," mahnte die Bäuerin.

„Nun, nun, er wird mir's nicht übel nehmen; es nennt ihn ja alle Welt so," sagte der Bauer, strich sich die feuerrothe Weste mit den Silberknöpfen glatt und streckte dem Eintretenden lachend die derbe Hand entgegen.

Peter ergriff sie und sagte: „Gewiß darf ich das nicht übel nehmen; man nennt mich so wegen meines Altvordern, der das Stockacher Narrengericht stiftete."

„Weiß schon, weiß schon, daß Ihr von dem Erznarren abstammt — doch der tausend, sagt mir einmal, wie könnt Ihr heute Nachmittag vom Weidenhofe abkommen? Es ist ja ein leibhaftiger heiliger Sonntag, und Euer Vetter hat noch ein anderthalb Fuder Hafer drüben am Mückenbühl liegen."

„Wenn mein Vetter den Hafer hereinfahren will, so kann er das selber thun, ich werde am Sonntag keinen Finger mehr für ihn regen," sagte Peter, und das Blut schoß ihm jäh ins Antlitz.

„So — seid Ihr so selbständig geworden?" fragte der Bauer gedehnt und richtete dabei das klare Auge fest auf den verwirrten Burschen. „Nun, freuen sollte es mich; ich habe bis jetzt gemeint, Ihr thätet alles und jedes — um der zu erhoffenden Erbschaft willen. Werdet nur nicht böse — ich bin nun einmal nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Aber Michel," fuhr die Bäuerin vermittelnd dazwischen, „ist das auch eine Art und ein Anstand, einen Fremden zu empfangen? Du kapitelst ja den Peter herunter, als wäre er dein eigener Bube! — Nehmt es ihm nicht übel, Nachbar; er redet immer frisch von der Leber weg, und wenn es auch etwas rauh klingt, gut gemeint ist's doch. Setzt Euch an den Tisch und trinkt ein Krüglein Bier

mit meinem Mann, so wird sich Euer Geschäft besser verhandeln lassen."

Peter war über den Empfang so verwirrt, daß er sich an den schweren Eichentisch dem Bauern gegenüber hinsetzte, fast ohne zu wissen, was er that. Erst als auf der Mutter Ruf Verena eintrat und die umfangreichen Steingutkrüge mit den blank gescheuerten Zinndeckeln vor den Bauern und seinen Gast hinsetzte, wagte er einen flüchtigen Blick auf das Mädchen. Doch das zuckte mit keiner Wimper, legte Brod und Käse zurecht und huschte pfeilschnell aus der Stube fort. Der Bauer hatte das alles gesehen und verstand den Wink vollkommen, den ihm seine Frau zuwarf, nahm sich aber im selben Moment vor, dem Freier auch keinen Schritt entgegenzukommen. Nicht, daß er dem Burschen besonders abgeneigt gewesen wäre, aber er kannte dessen Charakter noch viel zu wenig und war fest entschlossen, seine Tochter nur einem Burschen zur Frau zu geben, der *Kopf und Herz auf dem rechten Flecke habe*. Von Peter wußte er nun nicht viel mehr, als daß er drüben auf dem Weidenhofe bei seinem Vetter rüstig arbeite; er beschloß also, ihn erst zu prüfen. Vorläufig wollte er ihm demnach keine Silbe der sauern Anfrage schenken und dann erst sollte er die Antwort vernehmen, welche jetzt schon unabänderlich in seinem Kopfe fix und fertig war.

So fing er ganz kühl über die Ernte zu reden an, und wie sie im Unterlande und im Bayerischen doch nicht so gut ausgefallen sei als bei ihnen. Dann fragte er nach den neuesten Kornpreisen von Ueberlingen und Lindau und Schaffhausen, obschon er sie alle recht wohl wußte, und meinte endlich, bedächtig in der Pfeife stochernd und den

verlegenen Burschen, der nur sehr einsilbig auf all das Red' und Antwort gab, mit einem halb spöttischen Blicke messend, er wolle mit dem Kornverkaufe noch zuwarten und nach Neujahr, wenn die Preise stiegen, einmal auf die Schranne nach Zürich fahren.

Dann trat eine Pause ein, und die Bäuerin, welche etwas ungeduldig wurde, sagte: „Peter wird wohl kaum des Kornhandels wegen gekommen sein."

„Nein," sagte dieser und räusperte sich. „Es war etwas anderes; aber es will mir schier scheinen, ich käme besser ein anderes Mal. Es liegt mir sehr am Herzen und ich weiß nicht, ob ich heute —"

„Nun, da Ihr einmal da seid, so sagt nur frisch, was es ist; ich hab' Euch schon gesagt, mein Mann ist nicht halb so schlimm, als er auf den ersten Blick scheint. Was ist es? Betrifft es Euch oder Euern Vetter?"

„Es beträfe mich und Eure Tochter." Der Stein war im Rollen!

„Aha," sagte der Bauer, „es ist in vierzehn Tagen Kirmeß in Winterspüren, und da wollt Ihr wohl Vreneli zum Tanze bitten? Offen gestanden, ich habe mir ein für allemal vorgenommen, meine Tochter nur mit einem solchen Burschen zum Tanze gehen zu lassen, der allenfalls auch mein Schwiegersohn werden könnte."

„Und weshalb könnte ich denn nicht Euer Schwiegersohn werden?"

„Ihr, Peter?" rief der Bauer und klopfte lachend seine Pfeife aus.

„Ja, ich — nicht um Verena zum Tanze zu bitten, sondern geradezu um anzufragen, ob Ihr mir Eure Tochter nicht zum ehelichen Weibe geben wollt, bin ich herüber-

gekommen. Ich bin ehrlicher Leute Kind, nicht ohne Vermögen, gesunden und geraden Leibes, ein arbeitsames und ehrliches Blut. Zudem stoßen die Höfe meines Vetters und Euer Hof zusammen und würden vereinigt das stattlichste Gut auf drei Meilen im Umkreise ausmachen, und so glaube ich, daß Verena und ich ganz gut zusammenpassen und wir mit Gottes Gnade wohl das Zeug hätten, einen christlichen Ehestand zu gründen, so daß Ihr in Euern alten Tagen Freud' und Trost an uns erleben könntet."

„Ei, ei, den Spruch habt Ihr gar so übel nicht hergesagt; das habt Ihr Euch alles wohl zusammengereimt," sagte der Bauer, stopfte die neue Pfeife fertig, schlug bedächtig Feuer, drückte den Schwamm fest und paffte die ersten blauen Wolken vor sich hin. Dann hub er ruhig an: „Ihr seid ehrlicher Leute Kind — nicht wahr, damit hat's angefangen? Nun, da kann man nichts dagegen sagen; etwas närrisch freilich ist Eure Sippe, das habt Ihr von Eurem Ahnherrn, dem Schalksnarren; auch seid Ihr ein geborener Städter — ein eigentlicher Bauernsohn wäre mir schon lieber. Doch das ist keine eigentliche Schwierigkeit. Ihr versteht zu pflügen trotz den geborenen Bauern; was wahr ist, will ich Euch nicht abstreiten. Jetzt kommen wir aber auf ein anderes Kapitel; mein Hof und der Hof Eures Vetters stoßen zusammen, ganz richtig! Aber gehört Euch denn der Hof Eures Vetters schon?"

„Noch nicht, aber er wird mir doch wohl dereinst gehören," sagte Peter etwas kleinlaut.

„Das ist möglich — der alte Weidenbauer kann aber noch lange leben, wenigstens zehn Jahre, die morschen Bäume stehen gewöhnlich am längsten. Und meint Ihr, wenn Ihr ihm heute kommt und sagt: ‚Vetter, ich will

nächstens des Rainbauers Verena heiraten,' er würde euch jungen Leuten so willig Platz machen?"

Peter rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Das glaubt Ihr selber nicht," fuhr der Rainbauer fort, „und wenn er es thäte, meint Ihr, ich ließe es zu, daß mein leiblich Kind in das Haus des alten Filz hinüberzöge, welcher alle Sonn- und Festtage, die uns der Herrgott gibt, zum Aergerniß der ganzen Gemeinde durch Schaffen und Werken entheiligen läßt? Da sei Gott vor!"

„Es ist gut," rief Peter, der alles verloren glaubte, sprang vom Stuhle auf und griff hastig nach seinem Hute. „Es ist gut, Rainbauer, ich sehe, solange mein Vetter lebt, habe ich keine Hoffnung auf die Hand Verenas!"

„Wenigstens solange er den Sonntag schändet, möchte ich ihn nicht in der Sippe haben. Wißt Ihr was? Bekehrt ihn von diesem Laster, Peter, und dann wollen wir weiter von der Sache reden," lachte der Bauer.

„Ich den alten Vetter in dem Punkte bekehren? Ihr stellt unmögliche Bedingungen!"

„Versucht es zum mindesten ehrlich, und zum allermindesten werdet dem Vetter gegenüber etwas selbständiger. Es ist ja nicht mit anzusehen, wie Ihr in allen Stücken nach des Alten Pfeife tanzt! Nun, Peter, gebt mir Eure Hand, wenn ich es schlimm mit Euch meinte, so hätte ich nicht halb so viele Worte an Euch hingeredet. Was Euer Anliegen angeht, so hat es damit keine Eile; Vreneli wird auf Konradi-Tag erst zwanzig, und übers Jahr könnt Ihr Euch ja wieder einmal erkundigen. Hiermit Gott befohlen für diesmal!"

Peter wußte nachher nicht, wie er aus der Stube und aus dem Hause gekommen war; er wußte nur noch, daß

ihm die Bäuerin unter der Thüre etwas Ermuthigendes gesagt hatte; aber was es gewesen, dessen konnte er sich nicht entsinnen.

Als er fort war, hatte der Rainbauer eine Standrede seiner Ehewirtin anzuhören. Das that er mit aller Ruhe; dann sagte er: „Soll ich denn dem Burschen meine Tochter und meinen Hof an den Kopf werfen seines glatten Gesichtes und seines manierlichen Aeußern willen? Ich muß doch erst wissen, aus was für einem Stoffe er gemacht ist, und das wird sich, wie ich denke, bald herausstellen. Meinst du denn, es sei mir wirklich Ernst damit, daß der Bursche den alten Weidenbauer bekehren soll? Gewiß nicht! Aber versuchen soll er's, und gerade in dem Punkte soll er Front gegen ihn machen; hierbei wird sich zeigen, was wir an ihm haben. Laß mich nur machen, Frau. Wenn er meiner Tochter werth ist, soll er sie haben; wenn er aber nur augendienerisch auf die Erbschaft des alten Knausers lauert und nebenbei auch noch auf meinen Hof speculirt, so soll es ihm nicht gelingen, den Rainbauer zu fangen."

2.

Ein toller Streich.

Man kann nicht gerade sagen, daß Peter in der besten Laune nach dem Weidenhofe zurückkam, und was er da zuerst erblickte, war keineswegs darnach angethan, ihn in eine bessere Laune zu versetzen. Ein Leiterwagen stand vor dem Scheunenthore, und der Meisterknecht spannte soeben die Rosse vor.

„Was soll's, Jerg, was spannst du ein?“ rief der Bursche.

„Das könnt Ihr Euch doch denken! Das anderthalb Fuder Hafer, das wir gestern Abend nicht mehr zwingen konnten, muß eingefahren werden.“

„Bei dem herrlichen Wetter! Da soll doch —“

„Ei ja, und wenn es noch zehntausendmal schöner wäre, und der Erzengel Gabriel stiege vom Himmel herab und verkündete dem Bauer, daß in sechs Jahren kein Tropfen Regen mehr fallen werde: er jagte uns doch hinaus, just weil's heiliger Sonntag ist. — Herum, du alter Sattelgaul, oder ich schlage dir deine steifen Knochen windelweich! Gelt, du stündest auch lieber im Stalle; aber stell dich nur nicht

so eigensinnig: ich muß auch, was ich nicht will!" und damit knallte er den Pferden über die Köpfe weg, und hinaus polterte der Wagen in den Hofraum.

„Das Knallen kannst du bleiben lassen, Jerg!" tönte es jetzt von der Thüre des Wohnhauses her, in welcher der alte Weidenbauer in Hemdärmeln und eine Gabel in der Hand erschien. „Es ist doch Sonntag, und wir wollen das bißchen nöthige Arbeit so still als möglich abthun."

„So, Sonntag ist's?" kam es zurück. „Es ist nur gut, daß man's weiß; ich habe gemeint, es sei Mittwoch oder Donnerstag, man vergißt das hier auf dem Hofe manchmal."

„Jerg," rief der alte Bauer, „wenn du mir noch einmal drein redest, so kannst du dein Bündel schnüren — verstanden?"

Der Knecht biß die Zähne aufeinander, hieb den Rossen eines darüber und fuhr durch das Hofthor, sagte aber nichts; denn es fiel ihm ein, daß die Erntezeit vorbei und somit der Bauer wohl im stande wäre, sein Wort zu halten. Statt seiner wandte sich Peter an den alten Vetter.

„Es ist und bleibt doch eine Schande vor Gott und den Menschen, wie man es hier treibt auf dem Weidenhofe," brach er in seinem Aerger los. „Das ganze Kirchspiel zeigt mit Fingern auf uns; eben noch mußte ich's vom Rainbauern hören!"

„Was geht mich der Rainbauer an! Was zahlt mir der Rainbauer, wenn es über Nacht meinen Hafer verregnet! Und was hast du, Grünschnabel, deinem alten Vetter vor Knecht und Magd den Text zu lesen? Wenn es dir auf dem Weidenhofe nicht gefällt, so geh nach Stockach hinein zu deiner Narrensippe!"

„Bei einem Wetter wie heute, wo ein Kind sehen kann, daß in den nächsten Tagen kein Regentröpflein fallen wird, die paar Halme Hafer heimholen — es ist ja haarsträubend! Thut was Ihr wollt, ich werde keinen Finger rühren!"

„Was verstehst du vom Wetter? Und wenn ich den Knechten Feierabend gebe, was thun sie dann als sich ins Bierhaus setzen? Ist das etwa eine christliche Sonntagsheiligung? Endlich vertändeln sie mir morgen mit dem elenden Hafer den ganzen Vormittag, anstatt gleich entschieden sich daran zu machen, das Feld umzubrechen. Also zieh nur rasch dein feines Sonntagswams aus und hilf uns ein Stündchen."

„Ich nicht, Vetter, und daß Ihr es nur wißt, ich werde nie mehr am Sonntag für Euch auch nur so viel schaffen."

„Wer hat dir denn die Mücke hinter das Ohr gesetzt — der Rainbauer oder sein Mädchen? Ja, schau nur so blitzwild drein — meinst du, ich hätte meine Augen nicht im Kopfe? Aber das sage ich dir: an dem Tage, wo du um das Ding freist, sind wir geschiedene Leute, und wenn du nach meinem Tode auch nur eine Hufe Land von mir erbst, so will ich Hans heißen. Jetzt geh deiner Wege und überleg es dir, ob du bei mir aushalten und einst meinen Hof erben willst, oder ob du vorziehst, bei dem Rainbauer, den ich in der Seele nicht ausstehen kann, ums Gnadenbrod zu betteln!"

Hiermit nahm der Alte die Gabel auf seine Schulter und schritt durchs Hofthor hinaus dem Wagen nach. Peter schaute ihm einen Augenblick nach: dann drehte er sich auf dem Absatze um und sagte: „So — entweder soll ich dich lassen oder Verena — da wird mir die Wahl wahrhaftig nicht schwer! Du bist doch allein schuld, daß mich der Rain-

bauer so leichthin abfertigte. Und beim Himmel, er hat recht! Was bin ich auch für ein Narr, daß ich dem alten Sonderling diene wie der letzte Knecht, ohne einen Pfennig, ja ohne ein freundliches Wort von ihm zu bekommen! Aber es soll anders werden, so wahr ich Peter Kühne heiße!"

Dieses Selbstgespräch hielt Peter, während er den Weg zum Dorfe einschlug. Als er über den kleinen Hügel stieg, welcher den Rainhof und den Weidenhof von dem unbedeutenden Weiler trennt, und von der Höhe aus drüben im Felde den Bauern mit Knecht und Magd das Fuder Garben laden sah, brummte er unwillkürlich vor sich hin: „Ich wollte, alle Hexen des Schwarzwaldes ritten den Wagen durch die Lüfte davon, daß der alte Sonntagsschänder einmal einen Denkzettel hätte!"

So brummte der Bursche in seinem Aerger und schritt rasch den Hang hinab zum Dorfe. Da auf einmal fuhr ihm ein Blitzgedanke durch den Kopf. Er blieb stehen und sagte: „Und wenn es die Hexen nicht thun, so könnte ich es ja probiren — so — nein, das geht nicht, aber so — etwas gewagt ist es; aber ein Kapitalspaß wäre es, wenn es ginge! Und warum sollte es nicht gehen, wenn mir ein paar Burschen helfen? Probirt muß es werden, und wenn es glückt, so will ich zehn gegen eins wetten, der Herr Vetter meint, der Leibhaftige habe ihm zur Strafe für seine Sonntagsschändereien den Streich gespielt! Der Narren-Peter lachte hellauf und schritt, ganz mit seinem Plane beschäftigt, dem Wirtshause zur „Goldenen Gans" zu, wo er einige seiner Kameraden zu finden hoffte.

Peter täuschte sich nicht. Man war eben daran, die letzte Kegelpartie abzuschließen. als er in den Garten trat. Er stellte sich hin und sah, wie die Kegel fielen; dabei

winkte er dem einen und dem andern, er habe noch etwas mit ihnen zu verhandeln, und nach einer halben Stunde saß er mit einem Dutzend Altersgenossen in der hintern Wirtsstube bei einem Kruge Bier. Der muntere Peter war allgemein beliebt. Keiner wußte so viele Schnurren und lustigen Streiche zu erzählen wie er, und diesen Abend schien es, als wolle er sich selber überbieten. Die Burschen lachten laut und schlugen ein über das andere Mal auf den Tisch, betheuernd, man merke wohl, daß der Narren-Peter von dem Erznarren herstamme und der Apfel nicht weit vom Baume gefallen sei. Als er sie dann in der rechten Laune hatte, lenkte er das Gespräch auf die Sonntagsarbeiten seines Vetters. Alle meinten einstimmig, das sei ein öffentliches Aergerniß.

„Das wohl verdiente, daß man dem alten Knauser einen Kapitalstreich dafür spielte", fügte Peter rasch bei. „Es ist mir so ein Plan gekommen, und wenn ihr mir helfen wollt, so werdet ihr einen Spaß erleben, daß eure Kinder und Kindeskinder noch davon reden sollen."

„Laß hören, Peter! Wenn das Ding nur halbwegs geht, so bin ich dabei!" tönte es von allen Seiten.

„Natürlich geht es", rief dieser und hub an, seinen Plan mit gedämpfter Stimme darzulegen. Anfangs gab es bedenkliche Gesichter und gewaltiges Kopfschütteln; aber Peter wußte allen Einwürfen zu begegnen, und nach einer Viertelstunde reichten sich die Burschen lachend die Hand, tranken noch auf „Gut Gelingen" ein Glas Schaffhausener und gingen einstweilen ihrer Wege.

„Nach Mitternacht also, sobald der Mond aufgeht!" sagte Peter, und: „Verlaß dich drauf, es wird keiner fehlen," antworteten die andern.

Im Weidenhofe war alles ruhig. Peter hatte sich, wie gewöhnlich, mit den andern zum Nachtessen eingefunden, welches diesen Abend infolge des Streites, den der Bursche mit seinem Vetter gehabt, einsilbig genug verlief. Dann gingen die Knechte noch einmal in die Ställe, um nach dem Vieh zu sehen, und auch der alte Bauer machte die gewohnte Runde. Müde eilten die Knechte bald nach ihrer Schlafkammer. Dann verschloß der Bauer sorgfältig die Hausthüre und zog sich in seine Schlafstube zurück, bei sich überlegend, daß er morgen doch lieber mit dem Stockacher Vetter Frieden schließen wolle; denn dem alten, einsamen Mann war der flinke und willige Bursche nicht halb so gleichgiltig, als es den Anschein hatte. Endlich legte er sich nieder und schlief bald ein, und alles war ruhig auf dem Weidenhofe.

Nur Peter und der Meisterknecht wachten noch. Kurz bevor der Bauer die Hausthüre abgeschlossen hatte, war Peter, den großen Hofhund am Halsbande führend, hineingeschlüpft und hatte das kluge, wachsame Thier dem Meisterknechte auf die Kammer gebracht. Wenige Worte wurden gewispert, aus denen dem letztern klar wurde, es handle sich um einen Kapitalstreich gegen den Bauern, und er habe dafür zu sorgen, daß der Hofhund die Sache nicht durch sein wüthendes Gebell verrathe.

Der Meisterknecht zerbrach sich den Kopf, worin dieser Kapitalstreich bestehen könnte, und setzte sich erwartungsvoll an das Kammerfenster, das den Ausblick auf den Hofraum und die Scheune bot. Es war elf Uhr vorbei und ging schon stark auf Mitternacht, noch immer harrte Jerg, von Zeit zu Zeit gewaltsam sich aus dem Schlummer aufraffend, der ihn allmählich beschlich. Zu seinen Füßen lag Bäri,

den großen Kopf auf den Vorderpfoten, und schlief. Schon dachte der Mann daran, der Peter halte ihn zum Narren, und wollte sich ärgerlich zu Bette legen. Da — waren das nicht Schritte unten im Hofe? Ja, Bäri hatte es auch gehört, knurrend hob er seinen Kopf, aber der Knecht legte rasch seine Hand auf ihn und beruhigte das Thier mit einem leisen: „Still, Bäri.“ Der Hund gehorchte und blinzelte mit halbem Auge nach dem Manne, der seine Stirne fest an die runden, halb erblindeten Fensterscheiben preßte und mit seinem Blicke die Dunkelheit zu durchbohren suchte. Allein er sah nichts und hörte auch weiter nichts: schon glaubte er, sich getäuscht zu haben.

Doch nein! jetzt vernahm er es ganz deutlich. Das waren Schritte drunten im Hofe; man schleifte irgend etwas über den Boden. Nun wurde es auch heller; der Mond mußte eben aufgehen, denn die Scheune und fast der ganze Hofraum traten klar hervor, während diese Seite des Hauses und auch die Stelle, von welcher das Geräusch heraufdrang, im tiefen Schatten lag. Doch konnte er bald einige Gestalten unterscheiden; sie waren geschäftig, eine Leiter aufzurichten und wider Peters Kammerfenster zu lehnen. Der Meisterknecht hörte, wie sich dieses öffnete, und sah den Burschen flink die Sprossen hinabsteigen. Unten angekommen, redete er eine Weile mit den Gesellen, deutete rechts und links und trug dann die schwere Leiter in freier Hand quer über den mondbeschienenen Hof zur Scheune hin. Die Burschen folgten ihm; Jerg konnte sie nun zählen und erkennen. „Das sind die Rechten,“ murmelte er, „was sie nur wollen mögen?“

Peter lehnte inzwischen die Leiter an die vordere Giebelwand der Scheune; allein sie reichte bei Klafterlänge nicht bis zur Höhe. Das schien den Leuten nicht nach der Mütze;

sie hielten Rath, und bald entfernten sich vier in der Richtung nach dem Dorfe. Die übrigen traten mit Peter in die Tenne, wo der unselige Wagen stand, der gestern Abend das letzte Fuder Hafer hereingebracht hatte. Was sie da thaten, konnte Jerg nicht sehen; sie arbeiteten offenbar stille und hurtig beim Scheine einer Laterne; denn diese zeichnete die sonderbarsten Schattenbilder an das halb offene Tennenthor. Nach etwa einer Viertelstunde trat Peter wieder auf den Hof heraus, jedoch, was trug er nur in seinen Händen? War das nicht ein Wagenrad? Und hinter ihm erschien alsbald ein anderer mit dem zweiten Rade, das dritte und vierte folgte; dann kamen die Achsen, die Deichsel, die Leitern, die Stangen, Stück für Stück der ganze Wagen, und das legten sie alles in guter Ordnung auf den Boden hin. Endlich trugen sie Stricke herbei, knoteten dieselben zusammen und setzten sich dann ruhig plaudernd der Scheune gegenüber auf eine Bank.

Die Neugierde des Meisterknechtes war aufs höchste gestiegen; denn er konnte sich auch gar nicht denken, wo hinaus diese sonderbaren Maßnahmen zielten. Zuerst war ihm der Gedanke gekommen, Peter wolle die eingefahrenen Garben wieder auf den Acker hinausbringen und er habe den Wagen nur auseinander genommen, um ihn jenseits des Hofthores wieder zusammenzusetzen, damit so das Gerassel auf dem gepflasterten Hofe vermieden werde, und dabei hatte er gedacht: „Wie ungeschickt die Burschen sind! Warum umwickeln sie nicht einfach die Radfelgen mit Stroh?“ Allein jetzt sah er, daß sie etwas anderes vorhatten, nur konnte er sich gar nicht denken, was.

Wohl eine Viertelstunde wurde seine Neugierde noch auf die Folter gespannt; dann war sie erlöst.

Die vier Gesellen, welche sich gleich anfangs in der Richtung nach dem Dorfe entfernt hatten, kehrten zurück, mühsam eine riesige Leiter auf ihren Schultern schleppend.

„Um Gotteswillen," sagte Jerg, „das ist ja die große Feuerleiter von der Kirchhofmauer; die wird ihnen schwer genug geworden sein. Wie sie den Schweiß sich von der Stirne wischen! Da — jetzt stellen sie das Ding auf und lehnen es an den Scheunengiebel; der Peter klettert hinauf und setzt sich auf den First; — sie werden doch nicht — wahrhaftig, die tollen Buben geben sich daran, den Wagen auf das Dach hinauf zu schaffen!"

Wirklich, das war die Absicht Peters und seiner Gesellen. Wie ein Eichkätzchen hatte der gewandte Bursche mit noch zwei andern die Höhe des gewaltigen Schaubdaches erstiegen; dann ließen sie den Strick hinab und hißten an demselben Stück für Stück des zerlegten Wagens empor. Erst kam die Achse des Hinterwagens und die dazu gehörigen Räder; die fügten sie flink zusammen. Es folgte die Vorderachse mit ihrem Räderpaare, und binnen wenigen Minuten waren Vorder- und Hinterwagen in der Weise miteinander verbunden, daß die Achsen quer auf dem Firstbalken ruhten, die Räder aber rechts und links auf die steilen Dachflächen reichten, wo man ihnen durch Bretter und Keile eine festere Unterlage bereitete. Jetzt setzten sie die Deichsel ein, daß sie weit über den Giebel in die Luft hinausragte, und nachdem auch die Wagenleitern aufgestellt waren, stand das ganze Fuhrwerk fix und fertig rittlings auf dem Dachfirste. — „Wie hinaufgehext," sagte Jerg, der seinen Augen kaum glauben wollte, und fügte bei: „Gott sei Dank, daß keiner der Waghälse das Genick brach!"

Allein die Beruhigung, die sich in diesen letzten Worten aussprach, dauerte nicht lange; denn der zweite und bei weitem gefährlichere Theil des Abenteuers begann nun. Die Burschen bildeten jetzt eine Kette aus der Tenne zur Leiter und die Leiter aufwärts zum Wagen, und rasch, wie bei einem Brande die Eimer, flogen die Hafergarben von Hand zu Hand zum Firste hinauf. Der Narren-Peter nahm sie in Empfang und schichtete sie regelrecht, bis der Wagen vollständig geladen war und man den Wiesbaum darüber festzog, gerade wie vor wenigen Stunden draußen auf dem Acker.

Jerg mußte sein Auge abwenden; es schwindelte ihm, wenn er den tollkühnen Burschen in dieser Höhe auf dem geladenen Fuhrwerke sah. Doch nun war Peter fertig und glitt an dem Bindeseil hinunter auf die Deichsel, wo er die Feuerleiter fassen konnte und so rasch den sichern Grund erreichte. Gleich wurden diese Leiter zu Boden gelassen, flink die hin und her verstreuten Halme aufgelesen und alle Merkmale des nächtlichen Abenteuers weggeräumt. Dann stieg Peter durch das Fenster in seine Kammer, die Burschen griffen die große Brandleiter auf und verließen in aller Stille den Hof. Es war alles wie ein Traum, und Jerg glaubte selber schier, er habe geträumt — aber da thronte unzweifelhaft im klaren Mondscheine der hochbeladene Wagen auf dem Dachfirste!

Es mochte gegen drei Uhr sein; die Hähne krähten den Morgen an. Eine Stunde später wurde es lebendig im Hofe. Der alte Weidenbauer rief den Knechten und diese polterten die Treppe hinab, um das Tagewerk zu beginnen. An der Hausthüre trafen sie den Bauern. Er schien nicht in der besten Laune; denn er hatte die Zipfelmütze bis an

die Augen in die Stirne hineingezogen, ein sicheres Zeichen, daß nicht alles geheuer sei, und statt den Knechten den „Guten Morgen“ zu erwidern, schalt er: „Schläft man so in den hellen Tag hinein? Geschwind in den Stall, die Rosse gefüttert, die Pflüge hinaus!“ Da öffnete er die Thüre; sein erster Blick fiel auf den hochgeladenen Erntewagen, der in der Morgendämmerung wie ein Spukbild vom Dachfirste herabsah, und das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Er taumelte förmlich zurück und lallte, sich an den Thürpfosten haltend: „Herr des Himmels, was ist denn das?“

„Was habt Ihr, Meister?“ riefen die Knechte erschrocken.

„Da — seht Ihr's denn nicht, oder bin ich über Nacht verrückt geworden — auf dem Scheunendache!“

„Gerechter Gott — das ist ja der leibhaftige Erntewagen, den wir gestern Abend hereinführen mußten.“

„Es ist der Wagen mitsamt dem Hafer — das ging nicht mit rechten Dingen zu,“ stotterte der Martin und schlug ein großes Kreuz.

„Das ist eine Strafe für Euer Sonntagsschänden, Bauer; den hat der leidige Satan durch die Lüfte da hinaufgeritten — das ist keines Menschen Werk, verlaßt Euch darauf!“ riefen die Knechte durcheinander.

Jetzt kamen auch Peter und Jerg die Treppe herab, und wenn die andern wirklich an ein übernatürliches Strafgericht glaubten, so stellten diese sich wenigstens, als seien sie derselben Ueberzeugung.

Der alte Weidenbauer zitterte wie Espenlaub; in seiner Angst kam es ihm gar nicht so unwahrscheinlich vor, daß hier zur Strafe für seine Verstocktheit übernatürliche Mächte

eingegriffen. War doch damals der Glaube an Hexerei noch allgemein verbreitet. Mühsam rang er nach Fassung und sagte endlich: „Wie der Wagen hinaufkam, kann ich mir freilich nicht erklären; es ist aber vielleicht doch nur ein toller Streich von losen Buben, und jedenfalls müssen wir ihn herunterholen, bevor das ganze Kirchspiel zusammenläuft und die heillose Geschichte ruchbar wird.“

Allein der alte Mann hatte gut befehlen; keiner der Knechte wollte den Teufelswagen mit einem Finger berühren, bevor er allermindestens vom Pfarrer benedicirt sei. Ebenso fruchtlos verlegte der Bauer sich aufs Bitten; ja endlich ging er so weit, daß er Belohnungen darauf bot und jedem Knechte einen Gulden versprach, der ihm helfen werde, den Wagen vom Dache herabzuholen. Alles umsonst!

„Und wenn Ihr mir hundert Gulden baar gezählt da auf die Bank hinleget,“ meinte einer, „glaubt Ihr, ich wollte mir dafür den Hals brechen?“

„Der Hans hat recht,“ sagte ein anderer; „es liegt ja auf der Hand, daß der Leibhaftige mit seinen höllischen Gäulen den Wagen da hinaufpracticirte, und so ein Ding rührt man nicht so leichter Hand wieder an — ich will laufen und den Herrn Pfarrer holen.“

So redeten die Knechte, und Peter und Jerg waren ganz derselben Ansicht. Jetzt kamen aber auch die Mägde aus dem Hause und als diese das Wunder schauten, ging es erst recht an ein Gezeter, das sei das offenbarste und wohlverdienteste Strafgericht, und wenn der Bauer nicht augenblicklich den Pfarrer kommen lasse, daß er den Spuk banne, so wollten sie auf dem Hofe, der ja augenscheinlich den höllischen Mächten zur Sühne für den Sonntagsfrevel überantwortet sei, keine Stunde länger zubringen.

Der Weidenbauer wußte inmitten dieses Geschreies nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Nochmals forderte er Peter auf, ihm zu helfen, und da dieser, wie alle andern, sich weigerte, schleppte er eigenhändig die Leiter herbei und lehnte sie an die Giebelwand der Scheune. Natürlich reichte sie jetzt ebensowenig als in der Nacht, und das wurde allseitig als ein neuer Beweis aufgefaßt, daß der Wagen nicht mit rechten Dingen auf das hohe Dach hinaufgebracht worden. Jetzt verließ den alten Bauern der letzte Rest der Fassung; laut jammernd gestand er seine Schuld und gab seine Einwilligung, daß man den Pfarrer hole.

Bis dieser kam, vergingen natürlich ein paar Stunden, und inzwischen verbreitete sich der Ruf des Ereignisses mit Windeseile durch die Gemeinde. Was Beine hatte, lief herbei, um das Wunder zu sehen. Die Burschen, welche in der Nacht Peter geholfen hatten, waren selbstverständlich nicht die letzten auf dem Platze. Auch der Rainbauer kam mit Weib und Kind auf den Hof, und während die Bäuerin in hellem Staunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug, schmunzelte Michel. Als er dann mit Peter zusammentraf, sagte er heimlich: „Ich meine, ich kenne das Gespenst!"

„Meint Ihr?" gab dieser zurück.

„Aber wie habt Ihr das Ding hinaufgebracht?"

„Ihr werdet ja gleich sehen, wie wir es herunterholen!"

Der Weidenbauer hatte inzwischen ein paar recht saure Stunden mitten unter dem Spotte und den Vorwürfen der versammelten Gemeinde zu verleben. Endlich kam der Pfarrer; da wurde es still. Der würdige Geistliche schaute sich den Wagen auf dem Dache ruhig an und nahm bedächtig eine Prise aus der silbernen Dose. „Habt Ihr wirklich gestern Nachmittag am heiligen Sonntag und bei dem

herrlichen Wetter das Fuder Hafer da droben hereingeführt, Weidenbauer?" fragte er dann mit großem Ernste.

„Ja, Herr Pfarrer," kam es recht kleinlaut zurück.

„Schämt Euch vor der ganzen Gemeinde! Und um das Aergerniß gut zu machen, so gebt nun vor allen hier Versammelten das Versprechen, daß Ihr nie mehr weder Knecht noch Magd zur Entheiligung des Sonntags anhalten wollt!"

„Ich verspreche es," sagte der Weidenbauer.

„So, die ganze Gemeinde hat es gehört, und ich will hoffen, daß Ihr Euer Wort auch halten werdet. — Einer Beschwörung bedarf es übrigens nicht," fügte der Pfarrer hinzu, schaute sich im Kreise herum den einen und den andern Burschen an und sagte: „Ich denke, du, Peter Kühne, und du, Ambros Kästle, und noch so der eine oder andere, welche da herumstehen, werden auch ohnedem sich getrauen, den Wagen von dem Dache herabzuholen."

„Der Pfarrer kennt seine Leute," lachte der Rainbauer, und als man nun die Feuerleiter herbeischleppte und vor den Augen der versammelten Gemeinde Garbe um Garbe und Stück um Stück den Wagen herabließ, dämmerte es in den Köpfen der Zuschauer, daß wohl auch in ähnlicher Weise das Fuder Hafer stückweise auf das Scheunendach hinaufgewandert sei — und alles löste sich in ein schallendes Gelächter auf.

Beim Weidenbauer aber verwandelte sich stufenweise Angst und Scham in Aerger und Zorn, und als Peter Kühne hinter dem letzten Wagenrade her die große Leiter herabgestiegen war, trat der Alte zu ihm hin und sagte: „So, Bube, hast du mir, deinem leiblichen Vetter, den Schimpf angethan? Augenblicklich nimm deine Siebensachen

zusammen und trolle dich vom Hofe, und heute noch lasse ich in Stockach ein Testament machen, daß dir kein rother Heller zukommt!"

Peter war doch etwas erschrocken, wenn er auch äußerlich nicht dergleichen that; denn er dachte: „Jetzt bin ich vom Regen in die Traufe gekommen! Wollte der Rainbauer mich nicht zum Schwiegersohne nehmen, weil mein Vetter den Sonntag entheiligte, so wird er mir doch noch viel weniger seine Tochter geben, nachdem ich auf den Weidenhof keine Hoffnung mehr habe."

Noch am selben Tage zog Peter nach Stockach. Es war ihm freilich der Gedanke gekommen, den Rainbauern beim Worte zu nehmen; denn er hatte ja den alten Vetter so zu sagen „bekehrt". Aber der junge Mann war viel zu stolz, den künftigen Schwiegervater gewissermaßen ums Gnadenbrod zu bitten, und beschloß, vor jedem andern Schritte sich irgendwie eine selbständige Lage zu verschaffen.

Der Rainbauer aber sagte zu sich: „Eines hat der Bursche gezeigt, daß er den Kopf auf dem rechten Flecke hat; wenn ich nun wüßte, daß es mit seinem Herzen ebenso bestellt wäre, so wollte ich ihn heute noch zum Schwiegersohne annehmen."

3.

Vor dem grobgünstigen Narrengerichte.

Seit dem Abenteuer, welches zu Ende der Erntezeit das ganze Kirchspiel auf dem Weidenhofe versammelt hatte, waren Monate vergangen. Der Aerger des alten Bauern über den tollen Streich seines Großneffen war verraucht. Gerne hätte er den rüstigen Burschen wieder um sich gehabt; denn mit ihm schien aller Friede und Segen von dem Hofe gewichen zu sein. Die Knechte, welche vordem viel mehr durch das Beispiel und den stets fröhlichen Muth Peters als durch die Befehle des grämlichen Alten zur Arbeit angetrieben wurden, zeigten sich nun lässig, und wenn sie auch pflügten und die Wintersaat bestellten, so war das trotz alles Scheltens nicht mit der Art und Weise zu vergleichen, wie zu Peters Zeiten die Felder besorgt wurden. Der Winter, der dann mit Schneegestöber und großem Froste hereinbrach, so daß der nahe Bodensee fast ganz zufror, brachte dem alten Manne der Reihe nach verschiedenes Siechthum, und endlich fesselte ihn das Zipperlein bleibend an die warme Stube und den gewaltigen Kachelofen.

Da saß er nun den lieben langen Tag, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, das Treiben der Knechte und Mägde in Feld und Stall zu überwachen, und hatte Zeit genug, darüber nachzudenken, wie sehr es ihm zu statten käme, wenn der Peter noch auf dem Hofe wäre. Mehr als einmal murmelte er vor sich hin: „Es wäre doch einer aus der Verwandtschaft, und er ist mir eigentlich stets ergeben gewesen und hat den schlimmen Streich wohl nicht so böse gemeint."

Doch konnte der Alte es nicht über sich bringen, dem Peter auch nur eine Silbe von seinem Siechthume nach Stockach hinein zu melden. „Das hieße ihn ja bitten, er möge so gnädig sein und wieder kommen," sagte er auf eine ähnliche Vorstellung des Pfarrers, „und ich denke, der erste Schritt wäre doch des Jungen Sache."

Allein Siechthum und das Gefühl der Verlassenheit machen auf die Dauer auch viel starrere Herzen mürbe als das des Weidenbauers, und da eines Sonntag-Nachmittags im Jänner der Rainbauer nach vielen Jahren zum erstenmal die Schwelle des Weidenhofes überschritt, um dem kranken Nachbar einen christlichen Besuch abzustatten, lief dem alten Manne das Herz über, und er klagte dem Besucher seine Verlassenheit.

„Hm, wenn der Peter noch da wäre", meinte der Rainbauer, dem die Stimmung des Kranken ganz erwünscht kam.

„Ja, wenn", jammerte der Alte.

„Na, Nachbar, Ihr hättet ihn den letzten Herbst auch nicht fortjagen sollen."

„Freilich, freilich! Aber ärgert Euch so, wie ich mich an jenem Morgen ärgerte, und bleibt noch vernünftig!"

„Ja, ja, es war ein toller Streich; aber ich glaube nicht, daß der Junge es so schlimm meinte, und dann — Ihr wißt, ich rede immer frisch von der Leber weg — hattet Ihr auch eine kleine Lection verdient."

„Sie war stark, sie war gesalzen, Nachbar; aber freilich, böse gemeint war sie nicht, und ich wollte, der Bursche wäre noch da. Wo ist er? Was treibt er? Ich habe kein Wort mehr von ihm gehört, seit er den Hof verließ. Ihr wißt wohl näheres von ihm; ich glaube, er freit um Eure Tochter — nicht?"

„Wohl möglich, daß ihm derlei Gedanken kamen," meinte der Rainbauer lachend; „aber seitdem er vom Hofe fort ist, haben wir weiter nichts von ihm gehört, als: er wolle sich erst eine selbständige Lage schaffen, bevor er an eine Heirat denke. So viel ich weiß, ist er in Stockach bei einem seiner Brüder und lernt das Brauen."

„Das Brauen — er, ein so tüchtiger Bauer!"

„Ich werde die nächste Woche nach Stockach hinein auf den Kornmarkt fahren — möglich, daß ich ihn da sehe. Soll ich ihm sagen, Ihr wünschtet ihn wieder auf dem Weidenhofe zu haben?"

„Nein, nicht so; das sähe ja aus, als wollte ich ihn um Verzeihung bitten, und das ist doch eigentlich seine Schuldigkeit, wie ich meine."

„So soll ich ihn wenigstens von Euch grüßen?"

„Grüßen — das wäre schier dasselbe; aber wißt Ihr was? Erzählt ihm einfach, wie elend es um seinen alten Vetter stehe und wie einsam ich lebe. Ich denke, so wird es ihm schon nahe genug gehen, und er wird von selber auf den Gedanken kommen, mir in meiner Noth beizuspringen."

„Topp! Und wenn er daraufhin wirklich zu Euch herauszieht, so habe auch ich dem Burschen eine fröhliche Botschaft zu melden", sagte der Rainbauer, und die Nachbarn schieden.

Peter weilte inzwischen wirklich in Stockach und tummelte sich rüstig in der Brauerei seines ältesten Bruders. Anstellig und geschickt, wie er war, hatte er sich in den wenigen Monaten zu einem recht brauchbaren Gehilfen herangebildet, und noch weit größere Dienste als in der Brauerei leistete sein Witz in der Wirtschaft, welche mit dem Braugeschäfte verbunden war. Seit Peter im „Schwarzen Bären" weilte, wurde derselbe doppelt so stark besucht; denn jedem Gaste wußte der fröhliche Bursche eine lustige Geschichte zu erzählen, oder doch einen treffenden Spruch zu sagen. Es ist daher nicht zu wundern, daß der Narren-Peter zu den Vorberathungen der Fastnachtsspiele gezogen wurde, als sich die Mitglieder der Narrenzunft nach altherkömmlicher Sitte am ersten Sonntag nach Dreikönig im Narrenwirtshause versammelten.

Die Narrenzunft von Stockach hat nämlich von alten Zeiten her eine eigene Lade, welche den Narrenschatz mit den Urkunden des Narrengerichtes enthält; es ist dieselbe eine eichene, mit Schnitzereien verzierte Kiste. Diese wird alljährlich, am Aschermittwoch Abend, in ein anderes Brauhaus übertragen, welches nun für das nächste Jahr das Narrenwirtshaus ist und in welchem sich die Glieder der Narrenzunft zu ihren Berathungen zu versammeln haben. In jenem Jahre aber war der „Schwarze Bär" das Narrenwirtshaus.

„Und närrischer", sagten die Leute, „sei es seit Jahren bei den Narrensitzungen in Stockach nicht hergegangen, als

da ihnen der Narren-Peter beiwohnte." Es dauerte auch gar nicht lange, so war er trotz des altbewährten Narrenvaters die Hauptperson. Auf seinen Vorschlag hin beschloß man, dieses Jahr das National-Epos von den sieben Schwaben mit dem Spieße zu Nutz und Frommen eines lachlustigen Publikums dramatisch aufzuführen. Er selbst übernahm dabei die Hauptrolle und machte bei den Proben den sechs übrigen Helden ihre Partien so lange vor, bis die einzelnen wußten, was sie zu thun und zu sagen hatten; denn an eine schriftliche Ausarbeitung dieser Fastnachtsspiele dachte dazumal niemand.

Um so nothwendiger war es natürlich, daß keiner der einmal eingeübten Spieler und am allerwenigsten der Hauptdarsteller von der einmal angenommenen Rolle zurücktrat, und daher mußten sich die Betreffenden verpflichten, vor Beendigung der Fastnachtsspiele Stockach nicht zu verlassen.

Diesen Umstand hatte der kranke Weidenbauer und sein Nachbar nicht in Erwägung gezogen, als sie an jenem Sonntag Nachmittag über die Art und Weise verhandelten, wie Peter wieder zu seinem alten Oheim zurückzubringen sei. Als daher letzterer wirklich am nächsten Markttage mit dem Burschen zusammentraf und demselben von der Krankheit und Verlassenheit des alten Mannes erzählte, schien der Bursche zwar recht sehr von dem Leide seines Verwandten bewegt, erklärte aber sofort die Unmöglichkeit, demselben vor dem Aschermittwoch beizuspringen.

„Sobald die Fastnacht vorbei ist, will ich recht gerne wieder auf den Weidenhof," sagte er; „aber bis dahin ist es mir rein unmöglich. Ich würde meinem Bruder einen zu empfindlichen Schaden zufügen und habe überdies mein

Wort verpfändet, Stockach nicht früher zu verlassen. Seid also so gut und vertröstet meinen lieben Vetter für diese drei Wochen."

„Hm," meinte der Rainbauer, „ich verstehe; hätte übrigens doch nicht geglaubt, daß Euch an den Stockacher Narren und ihrem Firlefanz mehr gelegen wäre als an Eurem alten Vetter. Aber thut, was Ihr wollt; ich will es dem kranken Manne melden."

Damit drehte der Rainbauer dem Burschen fast verächtlich den Rücken. Es war Peter augenblicklich klar, daß seine Antwort dem Bauern sehr mißfallen habe. Aber was wollte er thun? Umsonst versuchte er demselben seine Gründe klar zu machen; er mochte sagen, was er wollte, so lautete die Antwort doch nur: „Es ist schon gut — ich kann mir ja denken, daß es hier im ‚Schwarzen Bären' in Stockach lustiger zugeht als draußen auf dem einsamen Weidenhofe bei dem kranken und wunderlichen Vetter."

So trennten sich die beiden, und Peter hatte dabei das Gefühl, daß er dem Ziele seiner Wünsche ferner stehe als jemals.

Inzwischen nahte der Fasching. Am Sonntag Sexagesimä wurde in gewohnter Weise das künftige Fastnachtsspiel feierlich verkündet. Dabei zogen nach der Vesper sämtliche Laufnarren und Gerichtsnarren der Zunft in feierlichem Umzuge zu Roß und Wagen durch die Gassen des Städtchens, und endlich verkündete der Narrenvater unter dem Jubel der lieben Stadtjugend und zur Freude der ehrsamen Bürgerschaft, daß die „Große Komödie von den sieben Schwaben mit ihrem Spieß" gespielt werden solle. Am darauffolgenden

Mittwoch fällten sie dann den „Narrenbaum“, eine hohe Tanne, deren Aeste bis an den höchsten Wipfel abgeschnitten werden, und am nächsten Morgen, dem „fetten“ oder „schmutzigen“ Donnerstag, zogen die Kinder dieses Abzeichen der ewig blühenden Narrenzunft von Stockach auf den Marktplatz zu dem mittlern Marktbrunnen, in dessen Säule vormals der alte „Narrenbrief“, das Diplom von 1351, aufbewahrt wurde. Dem Zuge voraus schritt der Narrenbüttel mit Britsche und Schellenkappe; dann folgte die Stadtmusik, und endlich in feierlichem Schritte der Narrenvater mit allen Gerichts- und Laufnarren. An der Tanne befestigten sie eine Tafel mit der Inschrift: „Stammbaum aller Narren“, und schließlich wurden bei einem guten Trunke im „Schwarzen Bären“ alle Gerichtsnarren für die kommenden Sitzungen in Amt und Pflicht genommen. Auch das Seelenamt, das für den Fastnacht-Montag nach frommer Väter Sitte zu Gunsten der verstorbenen Mitglieder der Narrenzunft von alters her gestiftet war, wurde geziemend gefeiert, und so brach der Hauptnarrentag, der Fastnacht-Dienstag, an, der von jung und alt in der Stadt Stockach schon lange herbeigesehnte Tag der tollen Fastnachtsspiele.

Aber nicht nur in der Stadt, viele Stunden im Umkreise rüsteten sich die Leute zur jährlichen Fahrt zu dem Stockacher Narrengerichte. Die strenge Kälte des Jänner hatte sich gebrochen, und ausnahmsweise brachte der Hornung schöne Tage und mildes Wetter. So wimmelten alle Straßen nach Stockach von Fußgängern und Fuhrwerken.

Auch der Rainbauer spannte sein Bernerwägelchen ein. Er hatte dabei seine eigenen Absichten. „Wenn mein Weib und Verena sehen,“ dachte er, „was für ein leichtfertiger

Hanswurst der Peter geworden ist, so wird sie das eher von ihrer Liebe zu dem Burschen bekehren als zwei Dutzend Predigten, welche sie von meinen Lippen nur mit halbem Ohre anhören." Der Mann ging bei dieser Schlußfolgerung von der falschen Voraussetzung aus, daß sein Weib und sein Töchterlein einen ebenso großen Abscheu vor allem Komödiantenthum hegten wie er selber.

Uebrigens waren die Bäuerin und Verena mit dem Plane einer Faschingsfahrt nach Stockach von Herzen einverstanden. Dem Mädchen fiel auch noch ein, der alte Weidenhofer, welchen die gute Witterung von seinem Zipperlein erlöst, werde vielleicht die Fahrt gerne mitmachen. Schlau hatte sie in diesem Freundschaftsbeweise gegen den kränklichen Nachbarn das Mittel entdeckt, den Vater zur Einkehr im „Schwarzen Bären" zu bestimmen, und der Rainbauer, der mit dem alten Weidenbauer nun recht gut Freund war, ging gerne auf den Vorschlag Verenas ein. So trabte der Lieblingsschimmel mit seinem Doppelpaare durch die Thore Stockachs und hielt kurz vor elf Uhr beim „Schwarzen Bären".

Peter war gerade dem Wirtshause gegenüber an der großen Schaubühne beschäftigt, wo die letzten Planken befestigt und lustige grüne Tannenkränze um die Stangen und Bogen geschlungen wurden, als das Fuhrwerk des Rainbauern über das Pflaster daherrollte. Kaum sah der Bursche die neuen Ankömmlinge, so warf er den Hammer von sich und war in einem Satze an dem Wagen, den alten Vetter und den Rainbauern, namentlich aber die Bäuerin und ihre Tochter auf das herzlichste begrüßend. Man kann nicht sagen, daß seine Grüße allseitig mit der gleichen Freundlichkeit beantwortet wurden. Während die Bäuerin

recht leutselig dankte und Verena den Händedruck des Burschen mit unverhohlener Wärme erwiderte, zeigte sich ihr Vater recht kühl und sagte spöttisch, er habe es sich nicht versagen können, den Narren-Peter in seinem eigentlichsten Berufe als Hanswurst den Seinigen zu zeigen. Auch der alte Vetter, dem Peter freundlich vom Wagen half, konnte die Erinnerung an den tollen Streich von der letzten Erntezeit nicht ganz verwinden, und obschon der Bursche seinen Fehler eingestand und darum bat, den alten Mann wieder auf den Weidenhof begleiten zu dürfen, so wollte das doch alles nicht die rechte Stimmung erzielen. Peter tröstete sich mit der Hoffnung, das Fest mit seinen lustigen Spielen würde auf den Abend bei seinen Freunden von selbst eine bessere Laune hervorrufen. So führte er die lieben Gäste durch das Gedränge des Hausflurs in eine saubere Kammer des obern Stockes, wo sie sich, ungestört von dem Lärme der großen Wirtsstube, gemüthlich niederlassen konnten.

„So," sagte er, „hier vom Fenster aus könnt ihr den ganzen Fastnachtszug mit aller Bequemlichkeit euch anschauen und jedes Wort des Narrengerichtes und der Spiele vernehmen. Gerade gegenüber steht ja die Bühne, und was die Bedienung angeht, laßt nur mich sorgen. Bis ein Uhr, da ich mit dem Zuge aufziehen muß, will ich selber den Wirt machen."

Peter deckte flugs den Tisch und schleppte aus der Küche ein gutes Mittagsmahl herbei. Wenn die Männer das kühle Bier und die saftigen Bratenstücke loben mußten, so thaten die Frauen dem süßen Fastnachtsgebäcke alle Ehre an. Als dann zum Schlusse der feurige Affenthaler in den Gläsern perlte und ein trefflicher Kaffee, dazumal noch

kein so gewöhnliches Getränke, in mächtigen, mit zierlichen Sprüchen bemalten Schalen vor den Frauen dampfte, schien die Stimmung schon eine bedeutend günstigere zu werden. Das Hoffnungsbarometer unseres Narren-Peter stieg zusehends mit jedem Glase, welches der Rainbauer leerte.

Da mit einemmal trat ein Zwischenfall ein, der seine Wünsche aufs neue in Frage stellte.

Peter war eben freudestrahlend in die untere Gaststube getreten, als einer seiner Freunde, der gleichfalls an den Faschingsspielen betheiligt war, ihn mit der Frage beiseite zog: „Man sagt, der alte Bauer, der vorhin ankam, sei dein Vetter, dem du letzten Herbst den Erntewagen so meisterhaft aufs Scheunendach hextest?"

„Ja, was soll's?" entgegnete Peter.

„Ha, ha, ha, trefflich, herrlich — das gibt einen Kapitalspaß, — das hast du prächtig gemacht, daß du den Alten auf heute nach Stockach hereinlocktest. Die Geschichte ist zehnmal mehr werth als alle sieben Schwaben zusammen!" lachte der Bursche.

„Ums Himmels willen! Ihr werdet doch nicht —", entgegnete Peter, dem wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Gedanke durch den Kopf fuhr, seine Kameraden könnten in ihrem Fastnachtsübermuthe dem alten Manne einen neuen tollen Streich spielen.

„Und ob wir werden! Meinst du, du allein könntest eine Komödie erfinden und einfädeln? Schon lange haben wir untereinander ausgemacht, daß gleich nach den ‚Sieben Schwaben' die Kapitalgeschichte von dem Haferfuder gespielt werden müsse, und nun hast du es so herrlich eingerichtet, daß der alte Narr zu uns hereinkam. Gleich werde ich

Anzeige machen, daß die Laufnarren den Bauern vor das grobgünstige Gericht laden. Daß sein Wagen auf das Dach des ‚Schwarzen Bären‘ hinaufgeschafft wird, versteht sich von selber.“

„Und ich sage dir, weder das eine noch das andere geschieht, oder ich — so höre doch! Umsonst, da läuft er weg. Und keine Seele wird mir glauben, ich sei an der heillosen Geschichte unschuldig und der Rainbauer am allerwenigsten! Aber wenn es auch nicht Verenas wegen wäre; ich mag um keinen Preis dem alten Manne diesen neuen Aerger anthun lassen. Er muß fort, augenblicklich!“

Hiermit sprang Peter in eiligen Sätzen die Treppe hinauf und theilte in wenigen Worten mit, was von der Narrenzunft gegen den alten Weidenbauer geplant werde. Man kann sich denken, wie unangenehm die Botschaft in die fröhliche Stimmung des kleinen Tischkreises hineinklang.

„Da siehst du, was dein toller Streich für Folgen hat“, rief der alte Vetter. Die Frauen jammerten, daß sie, wenn sie jetzt fort müßten, um den besten Theil der Faschingsfreude kämen, und der Rainbauer beobachtete halb ärgerlich, halb doch wieder befriedigt den Schrecken des jungen Burschen und dachte bei sich: „Sollte das nur Komödie sein und sollte es dem Peter wirklich leid thun, oder stellt er sich nur so und spielt mit unter der Decke?“

Bevor man zu einem Entschlusse kommen konnte, polterte eine lachende und schreiende Schar die Treppe herauf; es waren die Laufnarren, den Narrenbüttel an ihrer Spitze, die mit Britsche und Schellenkappe in die Kammer traten, um den Weidenbauer im Namen des grobgünstigen Gerichtes zu verhaften. Ihnen nach drängte Kopf an Kopf die jubelnde Menge.

Der Narrenbüttel fragte: „Wer von den beiden ist der Weidenhofer Bauer?"

„Der bin ich", sagte dieser. „Was soll's?"

„So verhafte ich Euch im Namen des grobgünstigen Narrengerichtes von Stockach und lade Euch auf heute Nachmittag zwei Uhr vor seine Schranken."

„Ich bin kein Stockacher — was geht mich eure Narrenzunft an?"

„Als ob das einen Unterschied machte! Steht es nicht im Narrenbriefe von 1351 und in der neuen Satzung von 1687, daß von Mariä Lichtmeß bis zum Sonntag Lätare jedermann, so keine obrigkeitliche Verrichtung hat, dem grobgünstigen Narrengerichte Gehorsam schulde? Entweder fügt Ihr Euch willig, oder wir werden Euch nach altem Brauche und Herkommen mit strohenen Ketten binden, im Fastnachtszuge mitführen und gewaltsam vor die Schranken des grobgünstigen Narrengerichtes stellen."

„Halt, halt, Gevatter Narrenbüttel," fiel hier Peter ein, „er kann statt seiner einen Bürgen stellen, welcher sich für ihn dem grobgünstigen Gerichte überantwortet."

„Das kann er, meiner Treu'! Aber wo wird sich der Narr finden, der für den alten Bauern eintritt und sich gegebenen Falles für ihn britschen oder in den Brunnen werfen läßt, wenn das dem hohen Gerichte das rechte, grobgünstige Urtheil scheint?"

„Der Mann ist gefunden; ich selber trete für ihn ein und will ihn, so gut ich es vermag, gegen die Folgen meines eigenen tollen Streiches vertheidigen."

„Ist das Euer Ernst, Narren-Peter?"

„Mein voller Ernst."

„Nun denn, wie Ihr wollt; es wird so vielleicht auch noch lustiger — sollen wir Euch mit den Strohketten binden oder folgt Ihr uns freiwillig?"

„Freiwillig — ich muß ja so wie so im Zuge mitreiten. Sagt nur dem Narrenvater, daß er meinen Fall zuerst verhandle." Dann fügte er, zu dem alten Manne gewendet, bei: „Es ist das einzige, was ich im Augenblicke für Euch thun kann, und ich will mit den Burschen besser fertig werden, als das Euch gelingen würde."

Dann verließ er mit dem Narrenbüttel die Kammer.

„Es sitzt doch mehr Herz in dem Burschen, als ich gemeint hatte", sagte der Rainbauer nicht ohne Befriedigung, als die Thüre sich hinter Peter geschlossen hatte. „Schaut nicht so bestürzt drein, Nachbar. Euer Vetter wird sich besser als Ihr aus der Geschichte zu ziehen wissen, dafür stehe ich, und wenn er nicht etwa einen neuen Schalksstreich mit uns vorhat, so will ich ihm seine freiwillige Bürgschaft hoch anrechnen."

Mit diesen Worten hatte der Rainbauer eine Saite angeschlagen, deren Klang bei seiner Frau und seinem Töchterlein gar gerne gehört wurde, und freudig stimmten sie in das Lob des wackern Burschen ein, dem natürlich der alte Weidenbauer, eingedenk des Schreckens, aus dem ihn Peter soeben befreit hatte, kräftig beistimmte. In seiner Rührung schenkte er sich und seinem Nachbar die Gläser aufs neue voll und trank sogar auf das Wohl Peters.

Da tönten lustige Fanfaren unten von der Straße her und lockten nicht nur die Frauen, sondern auch die beiden Alten an das Fenster. Kopf an Kopf drängte und wogte die Menge auf dem Platze und in den anstoßenden Gassen. Die Laufnarren, welche sich nun in großer Zahl in ihrem

althergebrachten Kostüme, dem sogenannten „Narrenhäs“, eingefunden, gaben sich zum großen Jubel der Jugend alle Mühe, dem Zuge den nöthigen Raum zu schaffen. Allein wie sie auch die Schellen schüttelten und mit Narrenkolben und an Peitschenstielen befestigten Blasen klatschend auf das vordrängende Volk schlugen: es wollte nicht viel helfen. Erst als die Pferde der Musikbande nahten, öffnete sich von selbst die nöthige Gasse. Der Stadtmusik folgten in gemessenen Zwischenräumen der Reihe nach sieben mit Kränzen und Fahnen geschmückte Wagen, welche in bunten Bildern die sieben verschiedenen Gaue, die Heimat der sieben großen Heroen des Schwabenlandes, darstellten. Am meisten gefielen die Wagen der „Gelbfüßler“ und der „Knöpfleschwaben“; denn während jene vor aller Augen geschäftig waren, das berühmte Faß voll Eier mit ihren Füßen einzustampfen, wurden von den letztern unaufhörlich riesige Knödel aus der brodelnden Pfanne gefischt und unter das jubelnde Volk geworfen. Hei, wie sich da ein Dutzend Arme reckten, um die nationale Bombe zu haschen, und welch schallendes Gelächter sich erhob, wenn der leckere Esser durch die einladende Teighülle in eitel Sägspäne oder Häcksel biß!

Als Schluß des historischen Zuges kamen auf reichverzierten Wagen die sieben Helden selbst, malerisch an dem großen Spieße in Schlachtordnung gruppirt. Die beiden letzten Wagen waren seit alter Zeit ständige Figuren im Stockacher Zuge und durften niemals fehlen. Der eine trug die „Narrenmutter“, eine uralte, monströse weibliche Figur, welche eine Zunge von rothem Tuche herausstreckt. Aus ihren weiten Kleidern schlüpfen oft zwanzig Paare junger Narren und belustigen das Volk mit ihren Sprüngen und Späßen. Der andere trug den Narrenvater

mit dem komisch-ernsten Collegium der zwanzig Beisitzer des grobgünstigen Gerichtes. Mächtige Perücken deckten die Schädel der Richter, und riesige Brillen lasteten auf ihren Nasen.

Von dem Fenster, an dem die beiden Bauern mit den Frauen standen, nahm sich der bunte, fröhliche Zug mit seinen wechselnden Bildern ganz prächtig aus, und noch war er nicht zur Hälfte vorübergezogen, so hatte der allgemeine Jubel und die laute Fastnachtslustigkeit den letzten Rest des Unmuthes aus der Brust der beiden Nachbarn verscheucht. Denn fröhliches Lachen ist ebenso ansteckend wie Trübsal und Trauer. Als die Knöpfleschwaben vorüberzogen, war der Rainbauer so glücklich, eines der emporgeworfenen Knöpfle aufzufangen. Natürlich reichte er es seiner Gertrud, und da diese tapfer in die Sägspäne biß, kam der wohlbeleibte Mann in ein so unbändiges Lachen, daß ihm die hellen Thränen über die Backen hinabrollten. Erst als der letzte Wagen vorbei war, kam er wieder etwas zu Athem und trank ein Glas auf die Gesundheit aller ehrlichen Schwaben.

Das Ende des Zuges war kaum vorüber, so nahten sich von der andern Seite auch schon wieder die ersten Laufnarren mit der Musikbande. Unter den Fenstern des „Schwarzen Bären" reihten sich nun die Wagen auf, während die Gerichtsnarren in feierlichem Zuge das gegenüberstehende Gerüste beschritten und sich rechts und links vom Narrenvater auf ihre Stühle hinter dem grünen Tische niederließen.

Unsere beiden Bauern spitzten die Ohren, als nun der Narrenvater anhub und in wohlgesetzter Rede das Gericht für eröffnet erklärte. Dann rief der Narrenschreiber den

Namen Peter Kühnes, zubenannt „der Narren-Peter", und der Narrenbüttel erhob sich und führte mit den üblichen Verneigungen den Vorgeforderten vor das grobgünstige Gericht.

„Jetzt paßt auf!" sagte der Rainbauer und stieß seinen Nachbarn mit dem Ellenbogen an.

„Ihr steht in Vertretung Eures Oheims hier", begann der Narrenvater. „Der ist angeklagt, ein gar närrisches Ding veranlaßt zu haben, daß man ihm den Erntewagen, mit welchem er am Sonntag einfuhr, aufs Scheunendach setzte."

„Ei, was kann er dafür; ich denke, es war ihm leid genug. Klaget lieber die losen Burschen an, die dem ehrlichen Manne den Schalksstreich spielten. Und damit Ihr nicht gar zu lange nach den Schuldigen fahnden müßt, wohlan, ich war der Rädelsführer!"

„Der Blitzjunge!" sagte der Rainbauer. „Er dreht ihnen den Spieß um!"

„Hm, da muß ich erst die gestrengen Herren vom grobgünstigen Gerichte hören. Was meint Ihr, verdient der Junge angeklagt zu werden oder der Alte?"

„Da wir den Jungen einmal haben, so wollen wir einstweilen über ihn urtheilen", meinte der Obmann, und die Schöffen fanden den Grund närrisch genug, daß sie ihm ohne weiteres beipflichteten.

So wurde denn unter großem Jubel des Volkes der Fall verhandelt und endlich beschlossen: 1. er sei würdig, zum ewigen Andenken ins Narrenbuch eingetragen zu werden; 2. Peter Kühne dürfe zu der von seinem Ahnherrn ererbten Narrenkappe auch noch den Erntewagen auf dem Scheunendache im Wappen führen.

Peter erklärte, er müsse sich zwar dem Spruche fügen, habe nun aber auch seinerseits Klage vor dem grobgünstigen Gerichte zu führen. Dann setzte er auseinander, wie einige Glieder der Narrenzunft insgeheim neben dem in öffentlicher Sitzung bestimmten noch ein neues Fastnachtsspiel aufzuführen beschlossen hätten; das sei aber gegen die alten Bräuche der Zunft, welche stets gemeinschaftlich am Sonntag nach Dreikönig die Fastnachtsspiele ausmache und keine andern daneben dulde. Er trage also darauf an, daß man bei dem alten Herkommen verbleibe und auch dieses Jahr nur die gemeinsam beschlossenen aufführe.

„Das wird er nicht durchsetzen", meinte der Rainbauer. „Nachbar, Ihr werdet Euern Wagen noch einmal auf dem Dachfirste sehen."

Wirklich war das grobgünstige Gericht nur zu geneigt, dem schaulustigen Publikum über die alten Bräuche hinaus ein Zugeständniß zu machen. Aber Peter hielt fest und sagte: „Thut, was ihr wollt! Entweder ihr gebt euer Wort, daß nichts weiter gespielt wird, oder ihr könnt ‚Die sieben Schwaben' ohne mich aufführen!"

„Oho," sagte der Narrenvater, „in jedem Falle habt Ihr Euch dem Spruche des grobgünstigen Gerichtes zu fügen —"

„Oder ich muß mich britschen lassen — so steht's in der Ordnung von 1687", ergänzte Peter.

„Britschen und in den Brunnen werfen", sagte der Narrenvater.

„Meinetwegen britscht mich und werft mich in den Brunnen; aber ‚Die sieben Schwaben' werden nicht gespielt, wenn auch nur ein Rad von dem Wagen auf das Dach hinauf soll!"

„Prächtig, herrlich!" rief der Rainbauer, der, wie alle an seinem Fenster, diesem Vorgange mit der größten Spannung gefolgt war. „Bei meinem Leben, das hätte ich hinter dem Burschen nicht gesucht!" Dann strengte er seine Stimme an und schrie: „Auf ein Wort, grobgünstiges Stockacher Narrengericht! So ich recht berichtet bin, könnte man sich vom Britschen und Brunnenwerfen allenfalls loskaufen?"

„Mit einem halben Eimer Wein", lautete die Antwort.

„Gut, ich zahle euch einen ganzen; da ihr seit anno 1743, wo die Stadt die Reben verkaufte, den Eimer aus dem Stadtkeller nicht mehr bekommt, wird euch der Wein lieber sein als der Wagenspektakel."

„Einverstanden, einverstanden!" schrieen die Gerichtsnarren und die Laufnarren und alle durstigen Glieder der Narrenzunft.

„Und noch eines," rief der Rainbauer, dem der Affenthaler und die allgemeine Freude die Zunge löste, „ich lade die ganze edle Narrengilde von Stockach auf den dritten Sonntag nach Ostern auf meinen Hof zur Hochzeit des Narren-Peter mit meiner Tochter, und bringt euer Narrenbuch mit! Wir wollen dann die wahren Beweggründe und die ganze Geschichte der Wagenhexerei nachtragen; ich weiß sie, und ihr würdet sie doch nie herauskriegen — und nun spielt ‚Die sieben Schwaben'!"

„Hurrah, es lebe der Narren-Peter und seine Braut!" scholl es aus hundert fröhlichen Kehlen, daß des Rainbauers Verena glühend roth sich hinter dem breiten Rücken ihrer Mutter versteckte.

Und man spielte „Die sieben Schwaben" mit großem Applaus. So gut aufgelegt, wie an diesem Tage, war der

Narren-Perer bei keiner Probe gewesen, und das Lachen der guten Stockacher wollte kein Ende nehmen. Von dem Spektakel mit dem Wagen aber war keine Rede mehr.

Am dritten Sonntag nach Ostern führte Peter wirklich seine Braut heim auf den Weidenhof, den er von seinem alten Vetter inzwischen zu billigen Bedingungen gepachtet hatte, und der Rainbauer sagte:

„Ich denke, es wird gut gehen; der Bursche hat beides auf dem rechten Flecke — Kopf und Herz.“

So weit die Geschichte des Narren-Peter aus den verlorenen Bänden des Stockacher Narrenbuches.

Traurige Weihnacht.

Nach dem Englischen.

(1880.)

1.
Zwei Schwestern.

Die letzten drei oder vier Jahre ist es mit Martin Lader gewaltig bergab gegangen. Die Sache war offenkundig; alle Nachbarn redeten davon: die Frauen mit lauter Entrüstung, die Männer halb ärgerlich, halb mitleidig. Schlechte Gesellschaft hatte ihn auf schlechte Wege gebracht, und schade war es um ihn! Keinen bessern Burschen gab es früher, und nie hat ein Schreiner den Hobel geschickter geführt als er. Aber er liebte nun einmal das Wirtshaus und das heillose Trinken. Schlimm, sehr schlimm; es ließ sich nichts dagegen thun, man mußte das Ding gehen lassen, wie es eben ging.

Die Nachbarn schüttelten die Köpfe und schauten Lader traurig nach, wenn er durch die Straßen nach Hause wankte. Sie vermieden es aber wohl, den baumlangen Menschen mit den gebräunten, sehnigen Armen, dessen heftige Gemüthsart durch den übermäßigen Genuß von geistigen Getränken noch erregbarer geworden, durch irgend eine Bemerkung zu reizen. Ein- oder zweimal hatte man versucht, in milder Weise ihm ein wohlmeinendes Wort zu

sagen; da hatten sich jedoch seine Fäuste so drohend geballt, seine Augenbrauen so finster zusammengezogen und er hatte so barsch die Frage gestellt, ob sie vor ihren eigenen Thüren nichts zu kehren hätten, daß man den wohlgemeinten Versuch nicht wiederholte. Selbstverständlich war Martin Lader schon lange in keine Kirche mehr gegangen, hatte seit Jahr und Tag keine heilige Messe gehört und jetzt zum viertenmal auch zur Osterzeit sich dem Tische des Herrn nicht mehr genaht. So war es gekommen, daß die Leidenschaft von Tag zu Tag das Opfer fester umstrickte. Jetzt war er so weit, daß man mit Recht zweifeln konnte, ob es überhaupt jemals besser werden würde. Rasch ging es dem Abgrunde zu. Sein Schritt wurde täglich schwankender und unstäter, seine Hand zitternder, sein Auge trüber, seine Sprache roher und eines Menschen unwürdiger.

Wer hätte das von dem Kinde geahnt, auf dessen Lockenkopf einst voll Hoffnung und Vertrauen die segnende Hand einer sterbenden Mutter geruht hatte? Von dem fröhlichen, talentvollen Knaben, damals der Freude und dem Stolz seiner wackern Lehrer? Von dem prächtigen jungen Manne, dem soliden und seiner vorzüglichen Arbeit wegen gesuchten Schreinermeister, welcher Herz und Hand der ebenso schönen als tugendhaften Marie Hiller gewann und das herrliche Mädchen zum Brautaltare und in sein eigenes schuldenfreies Heim führte?

Und jetzt! — Doch wir werden ja hören!

Es war zwei Tage vor dem heiligen Christfest. Der Winter hatte mit aller Schärfe sein eisiges Regiment begonnen. Die Straßen der Fabrikstadt, in welcher unsere Erzählung spielt, lagen mit Schnee bedeckt.

Am Fenster einer kleinen, ärmlich eingerichteten Dachkammer saß ein Weib, emsig mit Nähen beschäftigt, und suchte das rasch hinschwindende Tageslicht nach Möglichkeit auszunützen.

Eine Wiege mit einem kleinen Kinde hatte man so nahe als möglich an das schwach glimmende Herdfeuer gerückt, während ein zweites Kind, ein schöner Knabe, mit einigem zerbrochenen Spielzeug zu den Füßen der Mutter saß und mitunter schmerzlich hustend den Lockenkopf an ihre Kniee schmiegte. Martha, das älteste Mädchen, sang dem Wiegenkinde ein Liedchen, und das unschuldige Wesen lachte und patschte vor Freuden mit den kleinen Händchen auf die ärmliche Decke; die Mutter freilich seufzte bitter — nicht laut, daß die Kinder es gehört hätten; aber Gott im Himmel hörte es. Düstere, verzweiflungsvolle Gedanken hatten das arme Weib schon oft bestürmt, und auch jetzt schnitt der Anblick ihrer Kinder wie ein Schwert durch ihr Mutterherz. Wie und wann sollte ihr Elend enden? Ja, wer ihr das an ihrem Brauttage vor zehn Jahren prophezeit hätte!

Man klopfte an die Thüre; das weckte die arme Frau aus ihren trüben Träumereien. „Geschwind, Martha," sagte sie zu dem Mädchen, „schau, wer es ist."

Das Kind öffnete die Thüre und warf sich mit einem Freudenschrei dem Besuche in die Arme. „O Tante Anna, wie herrlich, daß Ihr zu uns kommt!"

Frau Lader schaute auf und rief ebenfalls voll freudiger Ueberraschung: „Bist du es wirklich, Anna?"

„Wirklich und wahrhaftig", sagte diese, ihre Schwester herzlich umarmend. „Aber, Marie, bist du krank gewesen? Wie siehst du aus? So bleich und abgehärmt! Man kennt

dich ja nicht mehr. Und die Kinder ebenfalls; sie sehen nicht halb so gut aus wie vor einem Jahre."

„Sie sind in der That nicht ganz wohl — wenigstens mein kleiner Hans hat einen schlimmen Husten. O, es wird sich schon wieder geben. Aber sieh einmal mein Kleines, du hast es noch nie gesehen."

„O, der liebe kleine Engel!" rief Anna Hiller, Hut und Tuch ablegend und neben die Wiege hinknieend. „Die schönen blauen, unschuldigen Aeuglein! Wem gleicht es?"

„Ich denke, dir", sagte Frau Lader lächelnd. „Wir nannten es auch dir zu Ehren Anna. — Aber seit wann bist du denn zurück?"

„Erst seit heute Mittag. Meine Herrschaft erlaubte mir gerne, dich zu besuchen. Es ist ja auch so lange, daß wir uns nicht mehr sahen, und zudem meinte sie, ich hätte dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

Ein lebhaftes Roth ergoß sich bei diesen letzten Worten über Annas hübsches Antlitz. Frau Lader schaute ihre Schwester prüfend an und konnte sich nicht verhehlen, daß diese zu einer schönen Jungfrau herangeblüht sei, der die einfache, aber sehr geschmackvolle Kleidung trefflich stand.

„Ei, Anna, du bist doch nicht verlobt?" fragte die Schwester, das Erröthen ganz richtig deutend.

„Verlobt und in vierzehn Tagen soll Hochzeit sein. Nun, wirst du mir denn nicht Glück wünschen? Ich dachte, du würdest dich mit mir freuen."

„O — gewiß, ich hoffe, du wirst glücklich sein, meine Liebe; ja, von Herzen wünsche ich es", antwortete die Schwester. „Aber die Ehe ist nun einmal eine Lotterie, Anna, und niemand kann mit Sicherheit sagen, ob er einen Gewinn oder eine Niete zieht."

„Ich denke, mir ist das große Los zugefallen."

„So denkt jede Braut, und so habe auch ich einst gedacht, aber —." Frau Lader hielt rasch inne und biß sich auf die Lippe. Es war das erste Mal, daß ein Vorwurf oder eine Klage wider ihren Mann von ihr ausgesprochen wurde, und gerne hätte sie die Andeutung zurückgenommen. Allein es war schon zu spät; die Schwester war aufgesprungen, hatte ihre Hände auf Maries Schultern gelegt und schaute ihr voll in die thränenfeuchten Augen.

„Um Gottes willen", sagte sie; „sprich dich aus — ist Lader hart gegen dich? Aber nein, sage mir keine Silbe; ich weiß alles. Ich habe letztes Jahr, bevor ich mit meiner Herrschaft nach Frankreich reiste, einiges über deinen Mann munkeln hören und mußte es wohl glauben, nachdem ich ihn einmal vollständig betrunken auf der Straße gesehen hatte. Du hast mir in deinen Briefen nie eine Andeutung gemacht, und ich brachte es nicht über mein Herz, dich zu fragen."

Anna setzte sich auf einen Schemel, zog die kleine Martha an sich und fragte: „Schlägt euch der Vater oft?"

„O nein, Tante! Die Mutter läßt ihn nicht; aber dann schlägt er manchmal die Mutter."

Anna entfuhr ein Ausruf der Entrüstung; sie faßte krampfhaft die Hand ihrer Schwester und setzte dann ihr Verhör fort: „Habt ihr immer genug zu essen, Martha?"

„Nicht immer", sagte das Kind zögernd und mit einem furchtsamen Blicke auf die Mutter. „Die Mutter kann jetzt nicht mehr so viel verdienen, seitdem der Vater die Nähmaschine verkauft hat. — O Mutter, liebe Mutter, weine nicht!"

Frau Lader konnte ihren Thränen nicht länger gebieten; schluchzend verbarg sie das Angesicht in ihren Händen und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

„Er hat die Nähmaschine verkauft!" rief Anna. „Ist es so weit mit ihm gekommen! Und, was sehe ich?" setzte sie nach einem prüfenden Blick auf die ärmliche Ausstattung der Dachkammer bei, „ihr habt ja fast gar kein Hausgeräthe mehr! Hat er auch das alles verkauft?"

Schweigen war die einzige Antwort der Schwester. Da wollte Anna in herben Worten ihrer gerechten Entrüstung Luft machen; aber ein Blick auf das bittere Weh ihrer Schwester hieß sie ihren Unmuth bezwingen. Endlich hob die arme Frau die rothgeweinten Augen und sagte: „Die Sache läßt sich nun einmal nicht länger vertuschen, liebe Anna. Es ist schon lange her, daß sich mein Mann an das Trinken gewöhnte; aber erst in den letzten Monaten ist es so schlimm geworden. Als wir unser Haus verkaufen mußten und hierher zogen, sagte ich den Leuten, der Kaufpreis sei so hoch gewesen und wir wohnten hier näher bei dem Möbelmagazin, in dessen Werkstätte Martin arbeitet. Früher verdiente er ein hübsches Geld mit den herrlichen Schatullen und ähnlichen Luxusgegenständen, die er in den freien Stunden zu Hause fertigte; er ist so überaus geschickt. Das hat nun aufgehört, seitdem er all seine Feierstunden in ‚Salomons Keller' und im ‚Letzten Stüber' zubringt. Auch ich verdiente mit Nähen manche Mark. Seitdem aber die Maschine fort ist, kann ich kaum mit etwas Flickarbeit einige Pfennige verdienen. Und doch wäre es so nöthig; denn Lader gibt mir so gut wie nichts von seinem Lohne, und die Kinder leiden bittern Hunger. Höre nur, wie der kleine Hans hustet! Das arme Kind ist nicht warm genug

gekleidet — aber wo soll ich Kleider hernehmen? Jetzt geschwind, ich muß diese kleine Arbeit heute noch fertig machen; sonst weiß ich nicht, was wir morgen und am hohen Christfest essen sollen! O es ist mir jetzt recht wohl, daß ich mein Herz einmal ausschütten konnte." Damit wischte sie sich die Augen und griff emsig zur Nadel. „Nicht wahr, Anna, du nimmst es mir nicht übel; ich muß jetzt arbeiten, so lange ich noch sehen kann."

Anna stand auf, nahm Hut und Tuch, wisperte einige Worte der kleinen Martha zu und sagte dann laut: „Ich habe noch einen Auftrag zu besorgen; in einer halben Stunde wird es dämmern, dann werde ich wieder da sein. Auf Wiedersehen!"

Kaum hatte die Tante die Kammer verlassen, als die kleine Martha das Herdfeuer anfachte und alle Kohlen, welche in dem Becken vorräthig waren, darauf legte.

„Was thust du da, mein Kind?" rief die Mutter. „Weißt du nicht, daß das unser ganzer Kohlenvorrath ist?"

„O ja", sagte das Mädchen lächelnd; „aber Tante Anna gab mir den Auftrag, ein tüchtiges Feuer zu machen."

„Sie wußte wohl nicht, daß wir so wenig Kohlen haben. Doch es ist jetzt schon zu spät", seufzte die arme Frau.

„Warum ist Tante fortgegangen?" fragte der kleine Hans sein Schwesterchen, und dieses lispelte ihm ein paar Worte zu, die ein freudiges Lächeln über sein bleiches Gesichtchen zauberten. Frau Lader nähte rasch und schweigend weiter. Sie war zu sehr mit ihrem Elende beschäftigt, als daß der plötzliche Abschied der Schwester ihr aufgefallen wäre. Inzwischen war Martha mit jener Umsicht und mit jenem frühreifen Verständniß, das man oft bei dem ältesten Kinde einer armen Familie antrifft, geschäftig, einen Wasser-

kessel auf das nun hell lodernde Feuer zu setzen, welches eine gemüthliche Wärme durch den Raum auszustrahlen begann.

Der frühe Winterabend brach herein. Als Frau Lader mit ihrer Arbeit das Fenster verließ, um sie bei dem dürftigen Scheine eines Oellämpchens zu vollenden, öffnete sich die Thüre und Anna erschien in Begleitung eines Burschen, der einen schweren Korb voll allerlei Düten und Pakete trug.

„Sind die Kohlen schon angekommen, Martha?" fragte sie.

„Nein, aber da kommen sie." Wirklich erschien eben ein anderer Bursche keuchend unter einem schweren Sack Kohlen auf der Treppe. „So, hierhin damit, und da ist Euer Trinkgeld."

Unter dem Jubel der Kinder und mit vielen muntern Bemerkungen begann nun Anna, die Schätze ihres Korbes auszukramen. Der kleine Hans klatschte in die Hände und tanzte vor Freuden umher, da sich vor seinen gierigen Augen aus all den Düten und Papieren immer mehr „gute Sachen" herausschälten. Anna wollte ihrer Schwester wenigstens auf eine Stunde die traurigen Gedanken verscheuchen und den Kindern einen fröhlichen Abend bereiten.

„Geschwind, Martha," rief sie, „da ist ein Paket mit Kerzen. Stecke gleich eine an; denn dieses Oellämpchen ist keine genügende Beleuchtung, wenn man Gäste hat und ihnen ein feines Abendessen servirt. Und du, Marie, lege deine Arbeit gleich beiseite und bereite uns einen ausgezeichneten Thee, während Martha und ich die Gedecke legen."

Ein klein wenig beschämt, aber doch noch viel mehr von der Güte ihrer Schwester gerührt und ob der Freude ihrer Kinder beglückt, trat Frau Lader an den Herd. Und nun begann eine so fröhliche Stunde, wie seit Jahr und Tag

keine für die arme Familie auf der Dachkammer geschlagen. Tante Anna hatte nichts vergessen. Da war wohlduftendes, frischgebackenes Brod, süße, goldgelbe Butter, Stücke kalten Bratens und Schinken, Thee, Kaffee, Milchextract. Die hungrigen Kinder hatten lange keine so vortreffliche und reichliche Mahlzeit mehr genossen. Nach dem Thee kam dann noch eine gute Anzahl anderer nützlicher Gegenstände zum Vorschein.

„Da schau, Martha, diese warmen Strümpfe sind für dich, und könntest du dem Mädchen wohl aus diesem Rest Zeug ein Röckchen machen, Marie? — Da ist eine wollene Jacke für Hans und ein Halstuch und eine vorzügliche Flasche gegen den Husten aus der Apotheke; unser kleiner Eduard braucht dasselbe Mittel.“

„Aber, beste Anna,“ sagte Frau Lader erröthend, „du hast ja ein ganzes Kapital für uns ausgegeben. Wie werde ich dir das jemals vergelten können?“

„Dadurch, daß du stets so glücklich aussiehst, wie jetzt“, antwortete die Schwester lachend. „Du brauchst dich übrigens dieser paar Pfennige wegen nicht zu ängstigen. Ich habe dieser Tage meinen Jahrlohn und obendrein einen Hundert-Markschein erhalten, um damit meine Hochzeitskleider bestreiten zu können. Zudem habe ich mir ein hübsches Sümmchen erspart; man dient bei meiner Dame nicht sieben Jahre, ohne ein schönes Stück Geld zurückzulegen, versichere ich dir. Sie ist so gut, und ich würde sie um alles in der Welt nicht verlassen, wenn es nicht um seinetwillen wäre.“

Dies sagte die Braut mit leuchtenden Augen. Marie erinnerte sich, daß sie in all ihrem Elend auch noch nicht einmal nach dem Namen des Bräutigams ihrer Schwester

gefragt hatte. Sie machte also dieses Versäumniß rasch gut und sagte: „Du hast mir ja noch nicht einmal gesagt, wer dein zukünftiger Mann ist. Ist es jemand, den ich kenne?"

„Ja, aber du wirst ihn nicht errathen. — Was sagst du zu Herrn Jakob Roderich?"

„Herr Jakob Roderich!" wiederholte die Schwester staunend. „Du scherzest wohl nur, Anna. Er ist der älteste Sohn, und mein Mann sagt, er sei jetzt schon so gut wie das Haupt der ganzen großen Möbelfabrik, obschon sein Vater noch am Leben ist. Ist es wirklich dein Ernst, Anna?"

„Mein voller Ernst. Ich dachte mir wohl, du würdest staunen", erwiderte das Mädchen lachend. „Und dein Staunen kann nicht größer sein als meines, da er um meine Hand warb. Die Sache kam so. Ich sah ihn öfter auf dem Schlosse: er kam seit einem Jahre immer in eigener Person, wenn etwas anzufertigen war. Aber obschon er sich stets sehr freundlich gegen mich zeigte, kam mir nie der Gedanke, daß er es auf eine Heirat abgesehen habe — er, der angesehene, wohlhabende junge Mann, und ich, die einfache Kammerjungfer. Da kamen wir vor etwa zwei Monaten aus Frankreich zurück und wohnten auf dem Schlosse bei Hamburg. Graf Sternberg wollte sich hier einige Bibliothekschränke machen lassen, wie er sie bei Roderich gesehen hatte. Er schrieb also an den Möbelfabrikanten, daß er jemanden schicke, der das Maß dazu nehmen und die Zeichnung entwerfen könne. Der junge Roderich kam selber. Da hieß mich meine Dame ihm den Arbeitstisch in ihrem Boudoir zeigen, damit er einen gleichen verfertige, und bei dieser Gelegenheit sprach er sich aus, offen und ehrlich und mit wenig Worten, und seither bin ich glückliche Braut. — Aber jetzt habe ich

meine Zeit mehr als verplaudert, und ich muß eilen. Meine Dame hat mir zwar heute freigegeben; allein ich weiß recht wohl, daß sie mich nur ungern vermißt."

„Das glaube ich gern, Anna. Du bist wie der liebe, helle Sonnenschein. Gott und seine heiligen Engel mögen dich beschützen und schirmen, herzliebste Schwester!"

„Du bist wie die gute Fee im Märchenbuche, Tante Anna", sagte Martha beim Abschiedskusse. „Du hast uns alle so glücklich gemacht!"

„Wenn mir nur das gelungen ist! Lebt wohl und auf baldiges Wiedersehen!" und fort war die im Gefühle ihrer guten That doppelt glückliche Braut.

2.

Der Trunkenbold.

Schon lange schliefen die Kinder, ganz selig von der ungewohnten Freude, welche ihnen die gute Tante bereitet hatte, und Frau Lader that die letzten Stiche an ihrer Arbeit, als die Thüre roh aufgestoßen wurde und ihr Mann hereinwankte. Marie schauderte unwillkürlich zusammen, als sie ihn erblickte. Sie war freilich seit lange schon an die gräßliche Entstellung gewöhnt, mit welcher die Trunkenheit das menschliche Antlitz entweiht; aber nie hatte sie die Züge ihres Mannes so schauerlich verzerrt gesehen wie diesen Abend. Mit einem Fluche warf er sein Werkzeug in eine Ecke und sank, seiner nicht mächtig, auf den nächsten Stuhl. Da saß er sprachlos, die Arme hingen nieder, als ob sie einem Leichname angehörten, und die Augen glotzten stier vor sich hin. Dieser schreckliche, stiere Blick — er ging wie ein Messer durch das Herz des armen Weibes; dieser Blick in denselben blauen Augen, die einst wie heller Sonnenschein voll Fröhlichkeit und Theilnahme jede Mühe versüßten: war es möglich? Konnte die Leidenschaft sie so entstellen?

Einige Augenblicke wagte Frau Lader nicht, ihren Mann anzureden; endlich sagte sie zitternd: „Um Gottes willen, Martin, was hast du? Ist dir ein Unfall zugestoßen?"

„Ein Unfall — ja, es mag ihm schon ein Unfall zustoßen, und er wird es fühlen, das sage ich!"

„Wer? Von wem redest du?"

„Ich sage dir: sein Leben will ich haben! Abrechnen will ich mit ihm!" Dabei erhob sich der Mann in furchtbarer Aufregung und ballte seine starken Fäuste. „Ja, morden will ich ihn, so wahr ich hier stehe! Ich will es, auf meinen Eid, ich will es!"

„Ach, Martin, Martin! Rede nicht so schrecklich", flehte sein Weib. „Ums Himmels willen, rede nicht so! Du weißt nicht, was du sagst, Martin; gewiß, du weißt es nicht, du bist müde und hast wieder getrunken —"

„Ja, ich habe wieder getrunken, und ich werde morgen wieder trinken und übermorgen auch, und solang ich will und soviel ich will — hast du mich verstanden? Weshalb sollte ich nicht trinken, wenn es mir einmal Spaß macht? Wer will es mir wehren — das möchte ich wissen! Du nicht mit all deinem Greinen und Heulen, und er auch nicht, der miserable, kaltblütige Schuft. Ich sagte ihm, er werde es bereuen, daß er mich fortgejagt, und so soll er denn, so wahr —"

„Hat der junge Herr Roderich dich entlassen, Martin?" fragte sein Weib, der eine schreckliche Ahnung aufdämmerte.

„Ja!" schrie der Trunkenbold, „er warf mich hinaus wie einen Hund. Er sagte, ich sei ein Schandfleck seiner ehrlichen Werkstatt und drohte, mich der Polizei zu übergeben, wenn ich mich wieder zeigen würde. Ha, den möchte ich sehen, der mir Handschellen anlegen wollte! Aber er

muß es mir mit seinem Leben büßen, so wahr ich Martin Lader heiße!"

Die Frau sah wohl, daß diesmal etwas mehr als Trunkenheit aus dem Zorne ihres Mannes spreche; sie wußte auch, daß noch ein dritter seine Hand im Spiele habe und die Leidenschaft des Tiefgefallenen zu diesem Ausbruche reize.

„Du bist wieder in der Gesellschaft von Robert Merzer gewesen, Martin", sagte sie mit einem Seufzer. „Aber rede jetzt kein Wort mehr davon; du bist heute Abend aufgeregt; morgen wird sich dir alles in einem andern Lichte zeigen. Herr Roderich wird dich ganz gewiß wieder aufnehmen, wenn du nur ein bißchen solider sein willst."

„Ha, mich wieder aufnehmen!" schrie Lader mit heiserer Stimme. „Und wenn sie auf ihren Knieen zu mir herrutschen, ich gehe ihnen nicht mehr in das verfluchte Loch. Die Pest sollen sie alle kriegen!"

Mit diesem Fluche statt eines Abendgebetes warf sich der Betrunkene in seinen Kleidern auf das Lager und fiel bald in einen schweren Schlaf. Sein unglückliches Weib aber konnte während dieser Nacht keine Ruhe finden. Eine unaussprechliche Angst, der Mann möchte die Drohung vollstrecken, die seine trunkenen Lippen soeben ausgesprochen, quälte sie. Mord! Und wer sollte das Opfer des blutigen Verbrechens sein? Der Bräutigam ihrer lieben, glücklichen Schwester. Der Gedanke war zu schrecklich. Sie kniete nieder und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die fürchterliche That abwenden wolle. Dann schaute sie wieder auf ihren Mann hin und sah, daß selbst im Schlafe seine Brauen sich finster zusammenzogen und seine Fäuste sich zornig ballten, und sie hörte, wie seine Lippen halbverständliche Drohungen und

Flüche lallten. Umsonst suchte sie Ruhe; wenn sie in einen kurzen Schlummer fiel, so fuhr sie alsbald wieder an allen Gliedern zitternd und mit kaltem Schweiße auf der Stirne aus einem beängstigenden Traume empor. Und in all diesen Träumen, so verschieden sie auch waren, verfolgte sie das Schreckbild einer Hinrichtung und ein Galgen, der einen breiten, schwarzen Schatten warf. Und der dunkle Schatten kroch in abenteuerlichen Formen rasch über den Boden hin, ihrem Manne nach, welcher umsonst zu fliehen trachtete. Jetzt bedeckte ihn der Schatten, und sie sah ihn nicht mehr —, und fuhr mit einem Angstschrei aus dem Traume auf.

Endlich verscheuchte der Morgen diese düstern Bilder. Marie stand auf, betete inbrünstig, kleidete ihre Kinder, verrichtete auch mit denselben ein eifriges Morgengebet und bereitete das spärliche Frühstück. Der späte Wintertag schaute schon voll durch das Fenster herein, als der Trunkenbold endlich erwachte. Natürlich quälte brennender Durst seine Kehle, seine Augen glühten und unaussprechlicher Kopfschmerz folterte sein Gehirn. Aber das war er seit Monaten gewohnt; einen erquickenden Schlaf kannte er schon längst nicht mehr. Als er das Bewußtsein wieder völlig gewonnen, stand sein treues Weib am Bette und reichte ihm eine Tasse starken Thee.

„Was ist das? Thee?“ brummte er. „Ich mag das schlappe Gewäsch nicht. Geh und hole mir einen Schoppen Bier, wenn du Geld hast.“

„Ich habe kein Geld“, antwortete die Frau entschieden. „Und wenn ich Geld hätte, würde ich doch jetzt keinen Pfennig für dich auf Bier verwenden. Trink diesen Thee; er wird dir deinen Kopf klären; ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Marie war mit dem Muthe der Verzweiflung gewaffnet und fest entschlossen, alles aufzubieten, um ihren mißleiteten Mann in der letzten Stunde noch vom Rande des Verderbens zurückzureißen. Lader starrte sein Weib verwundert an; noch nie hatte das sanfte Wesen in einem so entschiedenen Tone zu ihm gesprochen. Er nahm die Tasse in seine zitternde Hand und begann sie auszuschlürfen. Im anstoßenden Verschlage hustete der kranke Hans und weinte das kleine Kind, welches Martha wiegte und beschwichtigte.

Frau Lader setzte sich neben das Bett zu ihrem Manne und hob mit ernstem Tone an: „Martin, ich hätte dir schon lange einiges gesagt; aber, die Wahrheit zu gestehen, ich wagte es nicht. Du weißt wohl, daß du in letzter Zeit mit mir und den Kindern nicht sonderlich freundlich warst. Ich fürchtete Schläge, wenn ich sprechen würde. Aber heute fürchte ich nicht mehr für mich, sondern einzig für dich, und du mußt mich jetzt anhören, Martin!"

Der Mann sagte ärgerlich: „Nun denn, ins Kuckucks Namen, wozu diese lange Einleitung? Sage, was du zu sagen hast, und nimm dich in acht!"

„Bevor ich dich heiratete," fuhr die Frau ruhig fort, „hat ein anderer um meine Hand geworben. Ich konnte den Mann nicht ausstehen; er hatte keine Religion und lief in die Wirtshäuser. Der Mann gerieth in heftigen Zorn, als ich ihm den Korb gab, und verschwor sich, er wolle Unglück über mich und meine Kinder bringen, wenn ich je einen andern eheliche. Ich lachte über diese Drohung und dachte, er werde es bald vergessen haben und ein anderes Mädchen heiraten. Aber er heiratete nicht. Doch während der ersten Jahre unserer Ehe, als wir so glücklich und zufrieden waren — erinnerst du dich nicht mehr,

Martin? — vergaß ich den Mann und seine Drohung; er war auch in eine andere Stadt gereist. Da auf einmal kam er zurück."

„Und?" fragte Martin.

„Und hat sein Drohwort erfüllt. Der Mann ist Robert Merzer."

Für einen Augenblick schwieg Lader verblüfft. Dann sagte er: „Du schwätzest Blödsinn, Weib! Robert ist der beste meiner Freunde."

„Robert Merzer ist der größte unserer Feinde", wiederholte Frau Lader auf das bestimmteste. „Wer hat dich, es sind jetzt fast vier Jahre her, daran gewöhnt, jeden Augenblick bald in dieses, bald in jenes Wirtshaus einzukehren? Wer spottete beständig über unsere heilige Religion und suchte es dahin zu bringen, daß du dich deines katholischen Glaubens schämtest, und brachte es wirklich nach und nach dahin, daß du seit Jahr und Tag keine Kirche mehr besuchtest? Wer ist nun seit Monaten jede Nacht in deiner Gesellschaft und gibt nicht Ruhe noch Rast, bis du betrunken bist und bis dein Arbeitslohn, mit dem du die Nahrung und Kleidung deiner armen Kinder bestreiten solltest, durch die Kehle gejagt ist? Wer gab dir den guten Rath, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, samt meiner Nähmaschine, mit der ich die Kinder bis dahin vor dem Hunger bewahrte, zu verkaufen und den Erlös ins Wirtshaus zu tragen? Du weißt es so gut wie ich: das alles hat Robert Merzer gethan."

Martin gab keine Antwort, und seine Frau fuhr alsbald fort: „Dieser Mann war die Ursache all unseres Unheils. Er hat dich wie ein kleines Kind in seiner Hand und mißbraucht dich zu allem nach Lust und Laune.

Er hat es auch zuwege gebracht, daß dich Herr Roderich entließ."

Die Erwähnung dieses Namens entzündete ein unheimliches Feuer in den Augen des Mannes. Mit einem Fluche stellte er die Theetasse hin.

„Gestern Abend war meine Schwester Anna hier. Sie sagte mir, sie sei verlobt und werde sich bald verheiraten, und ich bin überzeugt, du wirst nie mehr solche Reden führen wie diese Nacht, wenn du erfährst, wer ihr Bräutigam ist."

„Und wer ist es?"

„Herr Jakob Roderich."

„Zum Henker mit ihm!" schrie Lader und sprang vom Bette auf. Beschwichtigend ergriff die Frau seinen Arm und sagte: „Denke doch, welches Glück für Anna, eine so vorzügliche Partie! Du selbst sprachst immer mit dem größten Lobe von Roderich, und ich weiß bestimmt, niemand anders als Merzer hat diesen Zorn gegen ihn in deinem Herzen geschürt."

„Lasse mir Robert aus dem Spiele, Marie. Ich werde zu meinen Freunden wählen, wen ich will. Meinst du denn, ich sei nicht mein eigener Herr und Meister?"

„Nein, leider, das bist du nicht, sobald du getrunken hast! Und deshalb verlange ich von dir das Versprechen, den Umgang mit Merzer aufzugeben. Er hat dich immer tiefer und tiefer ins Elend gebracht, seit du dich mit ihm einließest, und wer weiß, welches der nächste Schritt ist, zu dem er dich verführt, wenn du wieder getrunken hast. Die ganze Nacht träumte ich vom Galgen und sah, wie sein Schatten dich verfolgte. Ich kann nicht sagen, was ich um dich ausgestanden habe."

„Pah, Träume sind Schäume! Wie kannst du nur so kindisch sein, Marie?“ Aber Martin erblaßte doch und verlor seine Zuversicht bei diesen Worten. Er erinnerte sich halb und halb, wie er in seinem trunkenen Zustande die letzte Nacht von Mord geredet.

Das Auge seines Weibes gewahrte den heilsamen Eindruck, den ihre Worte hervorgerufen, und mit der glühenden Ueberzeugung ihres Herzens voll Mutterliebe und Glaubenstreue fuhr sie fort: „Es gibt auch Träume, die Gott zur Warnung schickt, Martin. Laß ihn nicht wahr werden, und damit er nicht wahr werde, meide Merzer! Schau, Martin, es ist heute der Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes; laß uns diese Weihnachten besser zubringen als die verflossenen drei! Wir wollen zusammen den Gottesdienst besuchen; wir wollen den Kindern ein ordentliches Mittagsmahl geben und uns im häuslichen Kreise miteinander freuen, wie vormals in unsern glücklichen Tagen. Die armen Kinder sind seit lange kaum halb satt geworden und der kleine Hans hat einen so bösen Husten; er wird alle Tage elender, ich glaube, wir werden ihn noch verlieren wie unsern Joseph.“

Die zugänglichste Seite des durch die Leidenschaft verdorbenen Herzens Laders war noch seine Anhänglichkeit an die Kinder. Er ging in die kleine Schlafkammer und nahm Hans in seine Arme. Schon seit lange war der Vater dem kranken, reizbaren Kinde nur ein Gegenstand der Furcht. So begann das kranke Kind heftig zu weinen; die Aufregung veranlaßte einen krampfartigen Hustenanfall, welcher dasselbe schrecklich schüttelte und quälte. Der Mann legte den Knaben in die Arme der Mutter und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, hastig das Haus. Voll Angst,

aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, schaute ihm Frau Lader nach, zur lieben Mutter Gottes betend, daß sie dem verirrten Menschen einen guten Gedanken und einen heilsamen Entschluß eingeben möge.

Was dachte ihr Mann, während er langsam durch die schneebedeckten Straßen ging, des eisigen Windes nicht achtend, der durch seine schlechten Kleider blies? Ein stumpfes Gefühl seines Unrechtes war doch in ihm erwacht, sein Gewissen war nicht ganz erstorben. Die Worte seines Weibes tönten noch in seinen Ohren. Sie hatte die Wahrheit gesagt; keine Silbe konnte er läugnen. Er war in der That ein gefühlloser Mensch — nein, das ist nicht das rechte Wort —, er war geradezu ein brutaler, verkommener Taugenichts geworden. Er hatte sein Weib und seine Kleinen um das tägliche Brod bestohlen; es war zu niederträchtig! Ja, das hatte er gethan, und jetzt fing er doch an, sich vor sich selbst zu schämen.

Martin Lader war in seinen Gedanken eben zu diesem glücklichen Ergebniß gekommen und drehte sich gerade um, in der Absicht, rasch nach Hause zu gehen und sein braves Weib um Verzeihung zu bitten und Besserung zu versprechen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er schaute auf, und da er den Mann erkannte, stieß er die Hand unwillig von sich.

„Ho, ho, was ist los? Mit dem linken Beine aufgestanden? Was ist dir über die Leber gekrochen, Martin?" rief ein kleiner, untersetzter Mann von offenbar großer Muskelkraft. Es lag etwas Verschlagenes, Abstoßendes in dem nur halb geöffneten schwarzen Auge und um die breiten, von schwarzem Stoppelbarte umstandenen Lippen. Der Mann war niemand anders als Robert Merzer.

Zum erstenmal fühlte Lader Widerwillen gegen seinen Zechgesellen. Es fiel ihm auf, daß doch eigentlich das Urbild eines echten Landstreichers vor ihm stehe. Ja, hätte Merzer so ausgesehen, als er ihn zum erstenmal vor Jahren ins Wirtshaus einlud, er hätte ihn voll Verachtung stehen lassen; aber damals arbeitete der Mann noch und kleidete sich anständig. Erst nach und nach war derselbe so herabgekommen und lebte nun — man wußte eigentlich nicht wovon, aber munkelte verschiedenes. Wie gesagt, an jenem Morgen wurde er von Lader nicht freundlich aufgenommen; doch das störte ihn wenig; er hing sich ohne viele Umstände an dessen Arm.

„Ich gehe nach Hause, Merzer", sagte Lader und beschleunigte seine Schritte.

„Das wird nicht halb so pressiren! Geschwind, alter Junge, komm da in die Schenke mit mir und trink einen Schnaps. Es ist ein verflucht kalter Morgen."

„Ich habe keine Zeit; ich muß heim!"

„Unsinn, Mann! Ein einziges Gläschen, das thut dir gut; höre, nur einen Schluck!"

„Nun denn, meinetwegen — aber nur ein einziges, hörst du, Merzer."

Es war die alte Schlinge. — Den ganzen Tag harrte Frau Lader voll bitterer Angst zu Hause auf die Rückkunft ihres Mannes.

Es wurde Mittag und Abend und Nacht, und er kam nicht.

3.

Die Entscheidung.

Es ging auf Mitternacht. Der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte die Straßen mit einer frischen, weißen Lage. In einem abgelegenen Stadttheile schritten zwei Männer durch enge, menschenleere Gäßchen. Der eine war offenbar völlig betrunken; er hatte sich in den Arm seines Gefährten gehängt und wankte dahin, von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen lallend. Der andere hatte seine Augen offen und schaute scharf um sich, als ob er jemanden erwarte. Jetzt nahten Schritte der Stelle, wo die beiden Männer weilten, der eine in fast bewußtlosem Zustande, der andere aber seiner Sinne völlig mächtig. Merzer hatte nicht viel getrunken, während er seinem Gefährten rasch Glas um Glas eingeschenkt hatte; er wußte, daß er zu seinem Vorhaben großer Umsicht und kalter Ueberlegung bedürfte.

Der Fußgänger kam näher, und Merzer zog den Betrunkenen mit sich in den tiefen Schatten eines vorspringenden Pfeilers. Jetzt fiel das Licht einer Gaslaterne auf den näher kommenden Mann; es war der junge Roderich. Arg-

los und in Gedanken an seine Braut voll froher Hoffnung schritt er daher, nicht ahnend, daß ein Mörder seiner harre.

Jetzt hatte er den Pfeiler erreicht, da stürzte eine dunkle Gestalt aus dem Schatten und warf sich wie ein wildes Thier auf den Wehrlosen. Ein dumpfer, halberstickter Schrei, ein verzweifeltes Ringen, dann ein schwerer Fall — und Robert Merzer leerte die Taschen seines unglücklichen Opfers und floh.

Halb bewußtlos lehnte Lader an der Mauer des Hauses und war Zeuge der verübten Blutthat. Als der Mörder verschwunden war, wankte der Betrunkene mit ungewissen Schritten zu dem Manne hin, der auf dem Boden lag. Was hatte Robert gethan? Hatte sein Gefährte nicht diesen Fremden erschlagen und ausgeraubt? War er wirklich todt? Lader beugte sich über den wahrscheinlich Ermordeten hin und kehrte dessen bleiches Antlitz dem Lichte der Laterne zu.

Ein Ruf des Entsetzens entrang sich seiner Brust, als er die Züge des Mannes erkannte, dem er in den letzten Stunden so oft den Tod geschworen. Ja, es war kein Zweifel, Jakob Roderich lag regungslos zu seinen Füßen. Lader war durch den plötzlichen Schrecken so weit ernüchtert, daß er, nun genügend bei Sinnen, zitternd den Rock des jungen Mannes aufknöpfte, um zu fühlen, ob das Herz noch schlage; aber mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei zog er plötzlich die Hand zurück — die Kleider Roderichs waren mit Blut getränkt, und ein dunkler Strom färbte den Schnee.

Jetzt nahten Leute; er hörte ihre Stimmen. Da durchzuckte ihn der Gedanke, wenn sie ihn bei der Leiche fänden, so würden sie sagen, er sei der Mörder. So mußte er

fliehen, fliehen, so lieb ihm sein Leben war, fort von dieser schrecklichen Stelle, von diesem blutigen Leichname. Fliehen! Das war sein einziger Gedanke, den er in dieser Todesangst noch fassen konnte. Planlos eilte er fort, durch Gassen und Gäßchen, durch Straßen und Plätze, nur fort, fort von dem Schauplatze der Blutthat.

Seine Füße wankten nicht mehr; aber es hing sich doch wie ein Bleigewicht an ihn. In seiner Angst hielt er beinahe sich selber für den Mörder; hatte er dem Manne nicht den Tod geschworen? War er nicht ein Mörder in Gedanken wenigstens, wenn nicht in der That? Das Schuldbewußtsein überwältigte ihn so, daß er fast kraftlos zusammengebrochen wäre. Aber immer wieder peitschte ihn die Furcht vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit voran. Er erinnerte sich an den Traum seines Weibes, und jedes Schattenbild, das die Gaslaternen über den Schnee hinwarfen, verwandelte sich in den Schatten des Galgens, der ihn verfolgte.

Lader hemmte seinen verzweifelten Lauf, da er jetzt in eine breite, hellerleuchtete Straße einbog, in welcher viele Leute ruhig und schweigend auf eine Kirche zuschritten. Der Flüchtling schaute sich verwundert um; er fand sich dem Hause gegenüber, das er in den glücklichen Jahren seiner Ehe bewohnt hatte, und da drunten die Kirche — wie oft hatte er in ihr mit seinem Weibe den göttlichen Heiland empfangen!

Die Kirche war offen; er sah die Leute eintreten. Auf einmal kam ihm der Gedanke: es ist ja Weihnachten und Zeit zur Mitternachtmesse! Sofort entschloß er sich, gleichfalls die Kirche zu betreten. Da war er in Sicherheit; wenn die Polizei seine Spur verfolgte, so suchte sie ihn am

wenigsten in der Kirche. Die helle Todesangst trieb ihn also wieder in die Kirche, nachdem er jahrelang keinen Fuß in ein Gotteshaus gesetzt hatte. Es war nicht Reue und auch nicht ein frommer Gedanke, der den Verirrten leitete; nur das Gefühl, da werde ich vor meinen Verfolgern sicher sein. Derselbe Instinct trieb ihn auch möglichst weit von den Thüren weg nach den Altären hin, bis er das Ende eines Seitenschiffes erreicht hatte.

Eben begann die heilige Messe. Die freudenreichen Klänge der Weihnachtslieder tönten, von leisem Orgelspiele begleitet, durch die Gewölbe. Der Flüchtling blickte sich erschrocken um. Niemand beachtete ihn, und mit einem Seufzer der Erleichterung kniete er sich hin, gleich den übrigen.

Unmittelbar vor dem Unglücklichen stand die Krippe, eine geschmackvolle Nachahmung des Stalles von Bethlehem. Ueberaus milde und liebevoll kniete die seligste Jungfrau mit dem hl. Joseph neben dem göttlichen Kinde. Wie leuchteten die Augen des Jesusknaben, wie breiteten sich die kleinen Arme aus, als ob er ausriefe: „Kommet alle zu mir, die ihr mit Sünden und mit Elend beladen seid, verzaget nicht! Um euretwillen liege ich hier auf dem Stroh! Wenn ihr nur guten Willens seid, so will ich euch den Frieden bringen."

Der Anblick drang dem tiefgefallenen Manne zu Herzen; Thränen traten in seine Augen. Die mahnenden Worte, die sein Weib am Morgen zu ihm gesprochen, und die er in der Schenke übertäubt, tönten wieder in seinen Ohren. O wäre er ihnen doch gefolgt! Aber jetzt — konnte nicht noch alles gut werden? In Angst und Verwirrung stammelten seine Lippen seit lange wiederum ein Gebet, und er wurde ruhiger.

Da auf einmal fiel sein Blick auf seine blutbefleckten Hände; beinahe wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entfahren. Blut, das Blut eines gemordeten Menschen an seiner Hand! Und so war er in das Gotteshaus eingetreten und kniete nun mit diesem schrecklichen Male gezeichnet an der Krippe des Heilandes! Namenloses Weh ergriff die Seele des unglücklichen Menschen; es war, als hätten diese rothen Flecken ein Licht in sein sündenvolles Herz geworfen und zeigten ihm die eigene Verworfenheit, in welche ihn seine Trunksucht gestürzt hatte. Welche Reihe von Sünden und Lastern bis zu diesem Blutmale!

Seine blinde Furcht war nun verflogen. Er dachte nicht mehr an Flucht, sondern nur daran, ob es ihm vergönnt sein werde, gut zu machen, was er an Weib und Kind gefrevelt hatte, oder ob das Ereigniß dieser Nacht mit ihm die Unschuldigen rächend treffen werde. Als die Messe zu Ende war, verließ er ruhig die Kirche, bereit, die Folgen seines Lebenswandels zu tragen. Rasch ging er seinem Hause zu; es drängte ihn, seiner Frau die Entschlüsse mitzutheilen, welche der teuflische Versucher noch einmal durchkreuzt hatte. Wie oft hatte er im Laufe des Tages die Schenke verlassen und seine Frau aufsuchen wollen, und immer war es Merzer wieder gelungen, den Widerstrebenden festzuhalten! Jetzt dämmerte in seinem Kopfe dunkel der Gedanke, was der Verführer bezweckt habe und wozu er ihn mißbrauchen wollte.

Lader hatte seine Wohnung erreicht und setzte eben den Fuß auf die Haustreppe, als er sich plötzlich von einer eisernen Faust gefaßt fühlte. Er stutzte — ja, er hatte sich nicht getäuscht, er schaute in das Angesicht zweier Polizeisoldaten und sagte mit viel Ruhe: „Ich habe ihn nicht erschlagen.“

„Na, Ihr wißt doch recht wohl, worum es sich handelt", sagte der eine der Polizisten, indem er seinem Gefährten einen Wink gab. „Kommt jetzt mit uns! Das ist eine saubere Geschichte; erschlagen freilich habt Ihr ihn nicht. Aber das ist wahrlich nicht Eure Schuld; denn Ihr habt das Mögliche gethan und ihm einen tüchtigen Stich versetzt."

„Er lebt also?" frug Lader eifrig.

„Ja, er lebt, und wenn er mit dem Leben davonkommt, so ist das ein Glück für Euch."

„Gott sei Dank, daß er nicht todt ist! Gott sei tausendmal gedankt!"

Lader sagte diese Worte mit großer Wärme und hielt dann ohne Widerstand seine kräftigen Arme hin, daß man ihm die Handschellen anlege. Die Polizisten, denen seine Muskelkraft wohl bekannt war, wunderten sich nicht wenig. Der Mann dauerte sie; sie kannten sein braves Weib und seine Kinder.

„Sollen wir Eurer Frau ein Wort sagen?" fragte der eine.

„Nicht jetzt. Sie wird es früh genug erfahren. Laßt uns gehen."

„Es ist das heillose Trinken, das Euch so weit gebracht hat, Lader!" sagte der andere Polizist, als sie mit dem Gefangenen durch die Straßen gingen.

„Ja, das Trinken! Ihr habt recht, das ist an allem schuld. Gleichwohl habe ich ihn nicht gestochen. Der Gedanke lag mir nahe, und ich war einmal dazu entschlossen, aber gethan hab' ich es nicht."

„Was hilft Läugnen?" sagte der Polizist. „Ihr würdet besser schweigen; man fand ja Euer Messer neben ihm."

„Mein Messer? Was für ein Messer?" fragte Lader erschrocken.

„Geht, geht, Lader!“ sagte der Polizist ungeduldig. „Versucht es nicht, uns einen blauen Dunst vorzumachen. Was für ein Messer! Nun, es hat eine breite, starke Klinge, und auf dem Heft ist Euer Name eingekratzt; Ihr kennt es gut genug!“

„Bei Gott im Himmel! Nie in meinem Leben hatte ich ein solches Messer!“

Die Ruhe, mit welcher der Gefangene diese Worte aussprach, welche die Polizisten als eine handgreifliche Lüge ansahen, ärgerte diese nicht wenig. Sie gaben keine Antwort; schweigend führten sie ihn durch die Straßen.

Das Morgengrauen des gnadenreichen Christfestes traf Lader im Gefängnisse. Sein Bericht über die Blutthat hatte keinen Glauben gefunden; es sprach zu vieles gegen ihn. Ein ebenso starker Schuldbeweis, wie das mit seinem Namen bezeichnete Messer, waren die Blutflecken an seinen Händen und an seinen Kleidern. Er erzählte zwar, wie er diese erhalten habe. Aber wenn seine Aussage die Wahrheit enthielt, weshalb war er denn so sinnlos geflohen? Er konnte keine genügende Erklärung seiner Angst beibringen; das Gefühl der Schuld mußte ihn überwältigt haben. Er solle gestehen und angeben, wo er die goldene Uhr und die Börse Roderichs hingebracht: das sei der einzige Weg zu einer Strafmilderung, sagte man dem Gefangenen.

Welche traurige Weihnacht! Die arme Frau des Trinkers hörte am frühen Morgen schon gerüchtweise, was vorgefallen, und bald bestätigte sich die schreckliche Nachricht. Sie zweifelte kaum an der Schuld ihres Mannes; hatte sie doch seinen Racheschwur gehört. Aber ebenso ausgemacht

war es ihr, daß Merzer die Hauptschuld trage. Ganz gewiß hatte er auch diese entsetzliche Blutthat geplant und herbeigeführt. Die arme Frau meinte, sie komme von Sinnen. Es drängte sie, den Mann im Gefängnisse aufzusuchen; aber sie konnte die Kinder nicht allein lassen. Der kleine, kranke Hans verlangte beständige Pflege.

Vor dem Abende kam ihre treue Schwester Anna. Frau Lader schrak zurück und bedeckte ihr bleiches abgehärmtes Antlitz mit beiden Händen.

„O sage mir nichts über das Schreckliche, Anna!" stöhnte sie. „Ich kann es nicht tragen, es bringt mich unter den Boden. Es ist gewiß fürchterlich für dich; aber es ist noch viel fürchterlicher für mich, da mein Mann den Streich führte."

Anna ergriff tröstend die Hände der Schwester und sagte: „Höre, Marie. Ich bin bei meinem Bräutigam gewesen; seine Wunde ist nicht so gefährlich, als man zuerst meinte. Er ist jetzt im stande zu sprechen, und erklärt, er sei ganz sicher, daß nicht Martin Lader ihn gestochen habe. Es sei ein kurzer, untersetzter Bursche mit einem schwarzem Stoppelbart gewesen."

„Merzer!" rief Frau Lader und sank mit gefalteten Händen auf ihre Kniee nieder, um Gott zu danken, daß die Blutschuld nicht auf dem Herzen ihres Mannes laste.

So war denn Martin Lader von der schlimmsten Anklage gereinigt; aber es gelang ihm zunächst nicht, sich von der Theilnahme an dem Verbrechen rein zu waschen. Gleichwohl veranlaßte nach wenigen Tagen ein unerwartetes Ereigniß seine Freilassung. Merzer, den die Polizei auf das eifrigste verfolgte, war in einer benachbarten Stadt ergriffen worden.

Ein heftiges Fieber hatte den fast zu Tode gehetzten Mann darniedergeworfen, und nun machte er in der Meinung, sterben zu müssen, ein volles Geständniß seiner That. Maries Ahnung bestätigte sich; Rache hatte den gewissenlosen Menschen auch zu diesem letzten Verbrechen bewogen, welches darauf berechnet war, Laders Familie in das äußerste Elend zu stürzen. Aber die Todesangst erpreßte dem Bösewicht die Offenbarung seiner verworfenen Pläne und Thaten. Alles war nun entdeckt, und Lader wurde den Seinigen wieder geschenkt.

Gleichwohl starb der Bösewicht nicht; unter den Kettengefangenen büßt er gegenwärtig für sein Verbrechen.

Ein Jahr ist seit dieser traurigen Weihnacht verflossen. Die klare Wintersonne zaubert Diamanten an die mit Reif besetzten Zweige der Bäume und auf die Dächer und Straßen weit und breit. Ihre schrägen Strahlen blicken vergnügt in ein wohnliches Zimmer und sehen daselbst eine fröhliche Gesellschaft um einen reich mit Weihnachtsgaben beladenen Tisch versammelt. Da sitzt Martin Lader im Kreise seiner Lieben, und zu den Gästen zählt auch Herr Jakob Roderich und dessen schöne junge Frau. Herr Roderich hatte seinem ersten Aufseher, der seit dem Ereignisse der letzten Weihnacht wieder ein Muster von Fleiß und tadelloser Aufführung geworden, die Einladung zu diesem Familienfeste nicht abschlagen können. Es war das zu gleicher Zeit eine feierliche Erklärung, daß alles vergeben und vergessen sei. Frau Lader war so glücklich und ihre Kinder so voll Freude und Jubel.

„Wer hätte das vor einem Jahre gedacht, Martin?" rief sie ganz überwältigt ihrem Manne zu.

„Ja, da schaute es freilich anders aus“, sagte dieser, und eine Thräne trat in sein Auge. „Das liebe Christkind hat in seiner Barmherzigkeit an uns gehandelt. Wer weiß, ob ich mich jemals wieder zu Gott hingewendet, wenn mich nicht die helle Todesangst in jene Mitternachtsmesse getrieben hätte. Damals faßte ich den Vorsatz, mit einer guten Beichte ein neues Leben zu beginnen, und Gottes Barmherzigkeit sei es gedankt, er gab mir die Gnade, meinen Vorsatz zu halten!“

„Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Das Paradieszimmer.

Eine Blyenbeeker Geschichte.

(1885.)

»Coelum peto.«

Von dem Städtchen Goch führt der Weg durch fruchtbare Felder westwärts nach der holländischen Grenze. In einem kleinen Stündchen kann man bequem das alte Augustinerstift Gaesdonk erreichen, welches Bischof Johann Georg von Münster zu einer Studienanstalt umbaute, deren stolzer Hauptflügel mit dem zu astronomischen Beobachtungen bestimmten Thurme weithin die ebene Landschaft beherrscht. Gleich hinter Gaesdonk bildet ein Bach die Grenze zwischen Preußen und Holland, und wir haben denselben auch noch keine tausend Schritte zurückgelegt, so hört der fruchtbare Boden auf und verwandelt sich rasch in ödes Heideland. Nur arme Besenbinder haben hin und wieder zwischen den verkrüppelten Föhrenständen und sumpfigen Bruchwiesen, auf denen armseliges Vieh ein wenig saures Gras abweidet, die eine oder andere Hufe zu einem Kartoffelfelde umgebrochen oder mit etwas Roggen angesäet. Aber auch diese kleinen Heimwesen bleiben bald zurück, und dann dehnt sich, hier und dort von Sanddünen und Sümpfen unterbrochen, fast zwei Stunden breit bis an die niedern Ufer der Maas die Heide aus.

Ungefähr in der Mitte dieses öden Landstriches steht das Schloß Blyenbeek, ein echtes niederländisches Castell, von breiten Wassergräben umschlossen, die in alten Zeiten seine Stärke bildeten. In seiner unmittelbaren Nähe hat menschlicher Fleiß dem kargen Boden einige Felder abgerungen; schöne Eichenalleen bilden schattige Gänge nach den nahen Laubholzbüschen und Föhrenwaldungen, welche dem Auge die kahle Heide verbergen. Der Schloßgarten selbst, der seine dunkeln Taxuswände und frischgrünen Laubengänge, seine schattigen Linden und Roßkastanien in der breiten Wasserfläche des Grabens spiegelt, ist viel schöner, als ihn der Wanderer nach dem ermüdenden Gange durch die Heide erwarten sollte. Das alte Burghaus mit den verwetterten Ziegelmauern, dem riesigen Schieferdache und dem viereckigen Mittelthurme, der in zwei sich verjüngenden Absätzen den goldenen Wappenlöwen der Wetterfahne über diese Oase der Heide emporreckt, hat noch immer sein herrschaftliches Ansehen bewahrt, wenn auch der Bau weder durch Größe noch Alter oder architektonische Zier eine Merkwürdigkeit bildet. Nur von der Südseite führt eine breite steinerne Brücke über den fast teichartigen äußern Wassergraben. Oberhalb des Thorbogens, durch den man den äußern Schloßhof betritt, stecken heute noch Kanonenkugeln, welche die Spanier unter Marquis Varambon im Sommer 1589 hineingeschossen haben. Der äußere Schloßhof ist heute auf drei Seiten von der Rentei, einer Pächterwohnung und einigen Oekonomiegebäuden umgeben, während der Burgbau die vierte Seite einnimmt. Diesen, das Herrenhaus, umschließt abermals ein breiter Graben, der aber heute trocken liegt und theilweise mit Blumen und Ziersträuchern bepflanzt ist. Ueber ihn führt zum Schloß-

portal eine zweite Brücke, deren eine Hälfte, wohl zur Erinnerung an die frühere Zugbrücke, aus Holz besteht. Der Burgbau bildet ein massives Viereck mit einem engen, von Arkaden umgebenen innern Hofraum, aus dem der Thurm, halb in den nördlichen Hauptflügel hineingebaut, sich zu mäßiger Höhe über die wuchtigen Dächer erhebt.

Das also ist das Schloß Blyenbeek. Das Wappen, der aufrecht schreitende goldene Löwe im schwarzen Felde, das von der Marquisenkrone bedeckt und von einem silbernen Löwen und silbernen Greif gehalten in dem Giebelfelde des Renaissance-Portals eingemeißelt ist, bekundet, daß der Bau vor Zeiten den Schenk von Nydeggen gehörte, und in der That eignete das herrschaftliche Gut jahrhundertelang diesem alten Vasallengeschlechte der Herzoge von Jülich, bis dasselbe vor bald zweihundert Jahren durch Ereignisse, welche wir gleich erzählen werden, in den Besitz der Marquis von und zu Hoensbroech kam, deren Eigenthum es noch heute ist. Seit mehr als einem Dutzend Jahren bewohnen aber die alte Burg aus der Heimat verbannte Jesuiten. Der selige Marquis öffnete den Verbannten in diesem Schloße auf holländischem Boden eine Zufluchtsstätte, als der Reichstag im Jahre 1872 die Gesellschaft Jesu aus Deutschland vertrieb, und das gleiche Werk christlicher Barmherzigkeit, das der Vater an uns übte, übt auch dessen edler Sohn, sein Nachfolger, mit dem gleichen Edelmuthe.

So ist es gekommen, daß ich jetzt schon im sechsten Jahre auf dem einsamen Heideschlosse wohne, und es ist mir lieb geworden mit seiner friedlichen Umgebung. Was man aber liebt, das möchte man auch kennen, und so suchte ich mich

in freien Stunden über die Vergangenheit des Schlosses und seine alten Bewohner zu unterrichten. Wie oft betrachtete ich das Mauerwerk, das von manchen Veränderungen und Umbauten erzählt, und fragte mich, wer wohl die alten Bogenfenster, die jetzt noch kenntlich sind, und die schmalen, unregelmäßig vertheilten Luken zumauern ließ, um an ihrer Stelle die großen französischen Fenster in regelmäßigen Abständen zu brechen. Dann schauten mich von den Wänden einige alte Familienbilder an, kirchliche Würdenträger aus dem vorigen Jahrhundert, Perrückenköpfe aus der Zeit Ludwigs XIV., ein schönes Frauenbild im Goldbrocatkleide mit Pfeil und Bogen, als Diana, ein blühender Knabe in Lebensgröße, mit einem alten Steinschloßgewehre in seiner Hand. Am bedeutendsten, aber wahrlich nicht am ansprechendsten, sind die großen Bilder des Kriegsobersten Martin Schenk von Nydeggen und seiner Gemahlin Maria von Gelre. Düster steht der finster blickende Mann in seinem ledernen Reiterwams da, über das sich eine breite seidene Schärpe und ein reich verziertes Schwertgehänge legt, die Rechte, die in einem schweren Reiterhandschuh steckt, auf den Tisch gestützt, welcher den mit wallendem Federbusche geschmückten Helm trägt, während sich die Linke herausfordernd in die Hüfte stemmt. Das Bild der schwarz gekleideten Frau mit dem kräftigen Kopfe auf dem steifen Tellerkragen paßt nicht übel zu dem verwegenen Reitersmanne, und trotz Bibel oder Gebetbuch, das sie vor sich auf dem Tische zur Schau stellt, möchte man ihr doch nicht zu viel christliche Liebe zuschreiben. Ohne Zweifel hat Blyenbeek unter diesem Paare die bewegtesten und historisch denkwürdigsten Tage verlebt. Allein der ebenso berüchtigte als berühmte Haudegen, der bald in spanischen Diensten unter

Parma, bald als Oberst der Generalstaaten, bald unter Leicester im Dienste Elisabeths von England, bald als Feldmarschall des abgefallenen und geächteten Erzbischofs Truchseß von Köln, bald auf eigene Faust sengend und brennend das Land durchzog, der nie gelacht haben soll und im Rausche seine kühnsten Siege erfocht, der, wie es ihm Vortheil brachte, seinen Kriegsherrn verrieth und den Glauben seiner Väter abschwor, der endlich bei einem mißlungenen Handstreiche gegen Nymwegen im August 1589 einen elenden Tod in den Wellen der Waal fand und dessen Leichnam vom Henker geviertheilt wurde, ist mehr geeignet, Schauder als liebevolle Theilnahme zu erwecken.

Wie ganz anders schaut das Bild an seiner Seite, der fröhlich lachende Knabe mit der Büchse, aus dem morschen Rahmen herab! Die blonden Locken, die unter dem Federhute hervorquellen, die blauen Augensterne, die so lebensfrisch unter der reinen Stirne hervorleuchten, der lächelnde rothe Mund, der zu fragen scheint: „Bin ich mit Wams und Waidtasche und hohen Stülpstiefeln nicht ein rechter Jägersmann?“ — das ist ein Bild, das mir die Frage auf die Lippen drängte: „Wie mag es diesem Kinde ergangen sein, dessen fröhliche Stimme vor bald zweihundert Jahren die alten Räume des Schlosses belebte?“ Als ich nun das Knabenbild mit dem Kopfe der Diana im Goldbrocatkleide verglich, konnte ich in dem freundlich lächelnden Angesichte die Mutter nicht verkennen; das war derselbe schön geformte Mund, derselbe kindlich reine Ausdruck der Züge. Nur die schwarzen Locken des Frauenbildes, welche glänzend und weich auf die Schultern herabfallen, und das warme, dunkle Auge paßten nicht zu den blonden Haaren und blauen Augen des Knaben. Die mochte er von seinem Vater

haben, den wir in dem freundlichen Bilde vermuthen, welches einen noch jungen Mann von seltener Schönheit, mit milden, hellen Augen darstellt. Die einfach gescheitelte hellbraune Perrücke, welche noch nichts von den überladenen Schnörkeleien der Zopf- und Puderzeit an sich hat und fast wie natürliches Lockenhaar auf die Schultern herabwallt, umrahmt ein feines, ansprechendes Gesicht; ein blaues Atlaswams mit weißen Seidenlitzen an den bauschigen Schulterärmeln, eine Halsschleife aus Brabanter Spitzen kleiden die jugendliche Erscheinung zugleich geschmackvoll und reich.

Diese edle Frau, dieser freundliche Mann und der fröhliche Knabe in ihrer Mitte fesselten in hohem Grade meine Theilnahme. Ihren Namen, ihren Schicksalen forschte ich nach. Die Namen konnte man mir sagen: es ist der letzte Schenk von Nydeggen, Arnold, Marquis zu Hillenrath, Herr zu Blyenbeek u. s. w., sein eheliches Gemahl, Maria Katharina, Gräfin von und zu Hoensbroech, und ihr Sohn Christoffel Arnold Adrian. Ueber die Schicksale ist nicht so viel, als ich wohl gewünscht hätte, aufgezeichnet. Einiges beruht auch auf mündlicher Ueberlieferung. Aber was ich hörte und las und mit den noch erhaltenen Denkzeichen aus ihren Tagen zusammenhielt, genügt zu einem schlichten Bilde ihres Lebens, das sich nach Gottes Rathschluß und Zulassung nicht so dornenlos abspielte, wie die Portraits wohl ahnen ließen. Sie scheinen gemalt zu sein, bevor die Wogen der Trübsal, welche diese edeln Herzen in Bitterkeit tauchen, aber auch läutern und verklären sollten, ganz unerwartet hereinbrachen.

Diese Schicksale und Heimsuchungen nun soll uns der alte Meister erzählen, der ihre Bilder malte und der, wie

viele Spuren seiner Thätigkeit beweisen, jahrelang in Blyenbeek verweilt haben muß. Die treuherzige, alte Sprache soll dabei in ihren Rechten nicht ganz verkürzt werden; die zahllosen Fremdwörter jedoch, in denen sich das Deutsch jener Zeit gefiel, werden wir nach Möglichkeit zu vermeiden trachten.

1.

Wie ich nach Blyenbeek kam, daselbst das Paradies malete, und wie der Junker Christoffel feierlich empfangen wurde.

Ich, Meister Jan Thyssen, meines Zeichens Maler und Holzschnitzler, habe mir vorgenommen, zur Ehre Gottes, seiner lobwürdigen Mutter und zu meiner eigenen christlichen Auferbauung und Andenken, in dieses Büchlein aufzuschreiben, was sich allhier auf dem Schlosse Blyenbeek mit meinem viellieben jungen Herren und Schüler, dem edlen Junker Christoffel, begeben und zugetragen hat.

Bevor ich aber von dem herzguten Knaben schreibe, muß ich erzählen, wie und wann ich nach dem Schlosse Blyenbeek kam. Mein erstes Altarblatt malte ich nach vollendeter Lehrzeit, so meiner großen Armut wegen freilich nicht gar zu lange dauerte, zu Brüssel für die Väter Jesuiten, und da es ordentlich ausfiel, auch recht billig war, haben mich dieselben dem Feldmarschall Kaspar Schenk von Nydeggen, einem hochangesehenen Manne in hispanischen Diensten, der damals in Brüssel lebte, gnädiglich empfohlen. Es war dieser Herr Deutschordensritter und in seinen alten Tagen ein überaus frommer, gottseliger und wohlthätiger Mann;

war auch von Frater Reginaldus Groningensis, dem Provincial der Kapuziner, aller Verdienste und Gnaden des ehrwürdigen Kapuzinerordens theilhaftig gemacht und hat vielen Kirchen und Klöstern Gutes gethan, wofür ihm der Herr die ewige Krone verleihen möge. Amen. Selbiger Feldmarschall ließ nun durch mich ein Altarbild für die Kirche zu Swalmen malen, welches ich anno Domini 1686 zu seiner Zufriedenheit vollendet, auch selbst an Ort und Stelle gebracht und aufgestellt habe. Und da er hörte — wie ich vermuthe, durch die Patres Societatis Jesu —, daß ich in Brüssel in großer Gefahr schwebe, mit andern jungen Malern ein leichtfertiges Leben zu beginnen, sagte er zu mir, als er mir die fünfundvierzig Goldgulden für das Altarblatt bezahlte: „Meister Jan, Ihr seid annoch jung und unerfahren und wißt nicht, wie leicht die liebe Unschuld, so Euch aus den blauen Augen leuchtet, in einer Stadt wie Brüssel und fürnehmlich hinter den Weinkannen der Malerschenken verloren geht. Seht meine weißen Haare an und erlaubt mir einen guten Rath. Verlasset Eure Brüsseler Kumpanen; es geht sonst schwerlich gut!"

Nun muß ich gestehen, daß ich dasselbe mir selbst schon wiederholt gesagt, auch von meinem Beichtvater den gleichen Rath empfangen hatte. Aber du lieber Himmel! Was will ein Maler anfangen? In denen Wüsten der Thebais kann ein ehrlicher Maler sein Brod nimmer verdienen, auch nicht bei denen Bauern auf dem platten Lande, woraus denn folgt, daß er sich in Gottes Namen an den Höfen und in den Städten, allwo die Musen und Grazien wohnen, will sagen die schönen Künste in Gunst und Ansehen sind, mit merklicher Gefahr seiner armen Seele den täglichen Unterhalt erwerben muß. Solches sagte ich denn auch dem Herrn

Feldmarschall. Der strich sich den weißen Schnurrbart und fragte, ob ich bereit wäre, in eine Thebais zu gehen, wenn er mir Arbeit auf viele Jahre verschaffe, und da ich dessen zufrieden war, wurden wir handelseinig.

Sandte mich also mein Mäcenas mit einem Briefe an seinen Neffen Arnold Schenk von Nydeggen nach dem Schlosse Blyenbeek, das der alte Feldmarschall damals auf eigene Kosten umbauen ließ. Der Bau war im rohen fertig; er mußte nun ausgeschmückt und eingerichtet werden, und dazu sollte ich mit Rath und That helfen. Auf sothane Weise kam ich also nach Blyenbeek und habe auf dem einsamen Schlosse, das mitten in einer Heide als in einer rechten Thebais liegt, anfangs fast Heimweh nach den Fleischtöpfen Aegyptens, verstehe nach dem lustigen Leben in Brüssel, empfunden. Aber die Arbeit, so ich in Hülle und Fülle fand, vertrieb meine Grillen. Das erste Werk, das ich in Angriff nahm und vollendete, sind die Schnitzereien des neuen, eichenen Schloßthores, und brachte ich darauf in der Bogenfüllung auf einem von Blattwerk umgebenen Schilde die Jahreszahl 1688 an, während ich die beiden Thorflügel mit dem von Lorbeerzweigen umrankten Wappenlöwen der Schenk verzierte. Den Lorbeer habe ich beigefügt, anerwogen der Schloßherr kurz vorher aus den Türkenkriegen ruhmreich heimgekehrt war, und hat mir selbiger eine besondere Gunst und ein Geschenk von zwanzig Albis oder Weißpfennigen eingetragen.

Leider bedeutet die Jahreszahl, welche ich einschnitzte, nicht nur die Vollendung des Baues, sondern auch das Todesjahr des edeln Feldmarschalls, meines hochverehrten Gönners, der ihn ausführen ließ. Wir hatten kaum das Thor eingesetzt, als von Brüssel ein Bote in den Schloßhof

ritt und die Todesnachricht brachte, zugleich mit der Kunde, daß der Leichnam nach des Verstorbenen Willen gen Afferden gebracht werde, damit er dort ruhe, wo seine Seele durch die heilige Taufe für Gott wiedergeboren worden. Wirklich kam am achten Tage auf einem sechsspännigen Wagen der liebe Todte mit großem Gepräng und von zwei Jesuiten begleitet auf Blyenbeek an, und da ihn ein Hofmedicus gar kunstreich einbalsamirt hatte, konnten wir den Sarg öffnen. Hatte somit den Trost, meinen liebwerthen Wohlthäter noch einmal zu schauen. Der liebe Abgeschiedene sah gar ruhig und friedlich aus in seinen weißen Haaren und in dem weißen Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuze. Lieber, es sind mir die Zähren merklich in die Augen geschossen, als ich ihn so daliegen sah, und in meinem Herzen ertönten die Worte wieder, welche er einst zu Brüssel meinem jugendlichen Leichtsinne zugerufen hatte: „Du weißt nicht, wie leicht die liebe Unschuld verloren geht; verlasse deine Kumpanen, es geht sonst schwerlich gut!" Auch hielt der eine Jesuit eine gar bewegliche Predigt vor all den vielen Adeligen, welche zum Begräbnisse gekommen waren, über die Worte: »Sic transit gloria mundi!« — „So vergehet der Welt Herrlichkeit!" — daß sich ein Weinen und Schluchzen erhob und es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Kniete also gänzlich zerknirscht an dem Sarge nieder und gelobte Gott, in Abgeschiedenheit ihm zu dienen und in einen heiligen Ordensstand einzutreten, wenn es mein Beichtvater für rathsam halte. Als ich nun den Jesuiten in der Beicht darüber fragte, wollte derselbe von einem Gelübde jetzt noch nichts wissen (hielt mich wahrscheinlich für zu wankelmüthig) und meinte, es sei genug, wenn ich in meiner Stellung zu Blyenbeek verharre, da ja das Schloß

so einsam und verlassen liege wie Sanct Pauli Kloster in der Thebais. Und so habe ich damals den festen Entschluß gefaßt, auf der Heide zu verbleiben, es sei denn, daß mich Gott zu einem andern Lebensstande offenkundig berufen würde; bin auch seither mit der Gnade Gottes auf Blyenbeek verblieben, jetzt schon im sechzehnten Jahr. Glaube jedoch schwerlich, daß ich es allhier so lange ausgehalten hätte, wenn nicht durch des Schloßherrn Vermählung und meines lieben Junkers Geburt etwas mehr Leben in das stille Haus gekommen wäre.

Die Vermählung des hochedeln Herrn Arnold Schenk zu Nydeggen mit der edeln Gräfin Katharina von und zu Hoensbroech, Tochter des hochberühmten Erbmarschalls von Geldern, wurde freilich in aller Stille begangen, worüber ich mich damals schier gewundert habe. Es geschah anno Domini 1694, und habe ich mich in jenem Jahre über die Maßen plagen müssen, um das Prunkgemach rechtzeitig fertig zu malen. Selbiges sollte eine Art irdisches Paradies vorstellen und wurde deshalb auch das Paradies genannt. Der Saal besteht aus einem Mittelraume und zwei Seitenkammern, die doch zusammen gleichsam ein Ganzes fürstellen, und sollte ich in den mittlern Raum die vier Jahreszeiten, in die eine Nebenkammer die vier Welttheile und in die andere die vier Himmelsgegenden malen. Fing also in Gottes Namen mit den vier Welttheilen an und malte in vier Kreise, so sie jetzt Medaillons oder Schaumünzen heißen, je einen Kopf grau auf rothem Grunde. Für Europa, als der Herrin der andern Welttheile, nahm ich mit Fug und Recht Ihro Majestät die Kaiserin; für Asia den Großtürken mit einem mächtigen Türkenbund; für Afrika einen Mohrenkönig und für Amerika einen Kaziken oder

Indianerhäuptling mit einer schönen Federkrone. Das alles umgab ich mit zierlichem güldenem und silbernem Blattwerk, mit Ranken von Weinlaub, Ephen, Eichenblättern und Lorbeer, malte auch zwei große Porphyrvasen dazwischen, wie sie jetzt Mode sind, dazu Muscheln und Schneckengewinde, daß es männiglich wohlgefiel.

Am meisten Freude hatte aber der Schloßherr über das Mittelstück der Decke. Da ließ ich durch eine Marmorbalustrade den lieben blauen Himmel hereinschauen, und mitten darüber trug ein großer Adler mit ausgebreiteten Schwingen das Wappen der Schenk von Nydeggen zusamt einem lustig flatternden Spruchbande in seinen Fängen. Es ist aber das Wappen der Schenk ein aufrecht schreitender güldener Leu in schwarzem Felde, ganz so, wie ihn die Herzoge von Brabant führten, weshalb die Schenk der Meinung sind, sie seien ein Nebensproß jenes uralten herzoglichen Hauses. Auf das Band setzte ich den Spruch meines Herrn Arnold: Coelum peto, und die Jahreszahl A° 1694, ganz wie er es haben wollte. Und ich hörte auch, wie der Herr seiner jungen Gemahlin das Wappen und den Spruch erklärte, sagend: die Jahreszahl ihrer Vermählung werde ihn immerdar erinnern, daß ihre Verbindung ihn aus einer traurigen Welt in einen irdischen Himmel eingeführet habe.

Der mittlere Raum mit den vier Jahreszeiten war noch nicht vollendet, als das neuvermählte Paar einzog. Ich hatte nämlich die Jahreszeiten als lebensgroße Figuren, so die Baukünstler Karyatides heißen, zuerst zwar in Lehm gemodelt, dann aber in Eichenholz geschnitzt, was mich unsägliche Zeit kostete. Konnte also die Deckenmalerei erst im darauffolgenden Jahre vollenden, zu deren nicht geringem

Nutzen und Vortheil, anerwogen sowohl die gnädige Frau Katharina als auch das edele Fräulein Angelina, des Schloßherrn Schwester, mir bei den großen Blumen- und Fruchtkränzen, welche in den vier Zwickeln um das Mittelbild den Statuen der Jahreszeiten und deren Gaben entsprechen, durch Rath und That behilflich waren. Das Mittelbild mußte eine Darstellung aus dem Paradiese enthalten; so wollte es der Herr, wiewohl es zum Plane der vier Jahreszeiten mit nichten recht passen wollte, da ich nimmermehr glaube, daß es im Paradiese jemals Winter gewesen sei. Aber da konnte der Meister Maler lange reden; der Herr sagte, er wolle damit andeuten, daß er Blyenbeek seiner Frau zu einem Paradiese einzurichten wünsche, und dabei blieb es. Auch die vier Himmelsgegenden, wozu ich vier Landschaften schon auf den Carton gezeichnet hatte, wurden nicht gemalt: mußte statt dessen den dritten Raum fein marmoriren, soviel ich mich dagegen sperrte; habe aber gar keinen schlechten Serpentin und Lapislazuli auf die Eichenbohlen gekleckst.

Da bin ich nun wieder schön in meinen alten Fehler gefallen und rede von mir und meiner Malerei, anstatt von dem lieben Junker Christoffel: will also alles andere beiseite schieben und gleich von ihm anheben. Derselbe wurde geboren anno 1695, wenn ich mich recht besinne im heiligen Christmonat, kann den Tag aber nicht mehr finden. Das Knäblein war bei seiner Geburt so schwach, daß es schier schien, es wolle seines Vaters Wappenspruch gleich ausführen und gen Himmel fliegen, weshalb ich herbeigerufen wurde und dem Kindlein die Nothtaufe spendete, wobei es die alte Margreth in den Armen hielt, mit Thränen sagend: „Nur geschwind, es stirbt uns sonst!“

Allein es starb damals nicht, hat sich vielmehr ganz gut erholt und ist schon nach den ersten Monaten ein kräftiger Knabe geworden. Als nun der Winter vorbei war und Mutter und Kind sich stark und gesund fühlten, beschloß der Herr Arnold, dem Wunsche seines Herrn Schwiegervaters zu entsprechen und mit Söhnlein und Gemahlin gen Geldern zu reiten, allwo in der Kapellen auf dem Schlosse Haag die feierlichen Taufceremonien nachgeholt, auch dem Knäblein der Name gegeben werden sollte. Ende Mai ritten sie also fort, und Fräulein Angelina, welche des Knaben Pathin sein sollte, mit ihnen, und es wurde das Fest auf dem besagten Schlosse Haag am sechsten Brachmonat 1696 über die Maßen feierlich begangen. In währender Zeit benützte ich die ruhigen Tage, da ich mit dem alten Matthias, dem Kastellan und Verwalter und etlichen Dienern allein auf dem Schlosse blieb, um die Frucht- und Blumenkränze in die Zwickel zu malen, und dachte damit den beiden edeln Frauen, welche mir bei der Zeichnung geholfen hatten, etwelche Freude zu machen, wenn sie das Werk bei ihrer Rückkunft vollendet fänden, auch mir eine rechte Ehre bei den Herrschaften einzulegen. Und ist mir nie in meinem Leben ein Bild also gut gelungen wie sothane Kränze, und als ich eben die letzten Striche an dem dürren Eichenlaube malte, das den Kranz der Winterfrüchte umschlinget, trat Matthias in den Saal, rufend: „Sie kommen übermorgen!"

„Es ist gut," sagte ich, „die Kränze sind fertig!"

„Ja, Eure gemalten," antwortete er und schob sich eine Prise in die spitze Nase; „und sie sind recht zierlich und gut gemacht. Wollte nur, wir hätten die saftigen Pfirsiche, Aprikosen, Aepfel, Pflaumen und Trauben, welche Ihr da

an die Decke gehängt habt, für das Festessen übermorgen Abend. Leider wachsen solche Dinge hier auf der Heide nur in Eurem Gehirn! Allein die andern Kränze — das wird eine liebe Noth geben; denn ich habe die Herrschaften noch lange nicht zurück erwartet. Der Herr hat mir aber beim Fortgehen aufgetragen, daß das Schloß bei der Heimkehr hübsch fein geziert sein solle; sintemalen er bei dieser Gelegenheit das Fest nachzuholen gedenke, das er bei seiner Vermählung nicht öffentlich habe feiern können."

Da ich solche Worte meines Kastellans vernahm, sprang ich gar hurtig vom Malergerüste herunter, ihn scheltend, daß er mir solches erst im letzten Augenblicke vermelde: versprach ihm aber, das Menschenmögliche zu thun, daß alles nach Wunsch fein und zierlich werde. So hieß ich ihn gleich die Knechte und Mägde in den Busch schicken, daß sie einige Dutzend Körbe Eichenlaub und Heidelbeerkraut zu Kränzen holten, auch an die fünfzig Stück schöne Tännchen brächten; dann solle er gen Afferden reiten und den Magister zusamt den Schulkindern herbringen, daß alle helfen möchten, die Kränze zu winden. Es ist nämlich der Magister von Afferden und die ganze Schule von der hochseligen Mutter unseres Herrn Arnold gestiftet und aufgerichtet, und war mithin nur billig und recht, daß dieselben zu solcher Frohne herangezogen wurden. Auch schickte ich einen reitenden Knecht an den Prior der Augustinerchorherren von Gaesdonk mit der Bitte, er möge mir einen passenden Vers oder Chronistikon zu solcher Gelegenheit für eine Inschrift verfassen und spätestens bis am folgenden Morgen nach Blyenbeek senden. Richtete in währender Zeit Stangen und Stäbe zu zwei Ehrenpforten, die eine zwar am Eingange der äußern Schloßbrücke, die andere

aber zur Verzierung des Portals, und lehrte die Bauernmädchen solche mit Tannenzweigen und Eichenlaub zierlich umwinden, verfertigte einige kleinere Inschriften, malte auf kleine hölzerne Schilde die Wappen der Agnaten der edeln Schenk und Hoensbroech, wobei mir der alte Matthias die Farben und Wappenzeichen getreulich angab, wie er denn in Heraldicis nicht wenig erfahren ist. Dabei lag mir die Mariann, die Köchin, beständig in den Ohren, daß ich ihr ein prächtiges Schaugericht herstelle. Weiß nicht, wer ihr verrathen hat, daß ich in Brüssel auch in solchen Dingen einigen Unterricht und Uebung genoß. Bin dennoch mit Gottes Hilfe zurecht gekommen; mußte mich aber nicht übel sputen, zumeist mit dem Chronistikon von Gaesdonk, das erst zu Mittag ankam, daß ich mich redlich plagen mußte, es mit rothen und güldenen Buchstaben fertig zu malen. Habe es doch zu stande gebracht, und als ich es oberhalb des Portalgiebels anbrachte, der mit dem Schenkenwappen geschmückt ist, war das Ding so groß, daß es schier bis an das mittlere Fenster darüber reichte. Aus selbigem Fenster ließ ich die große Schenkenfahne mit dem güldenen Leu auf die Inschrift niederwallen, welche von einem Kranze aus Eichenlaub umschlossen war, und befestigte in den Laubsäulen des Portals die bunten Wappenschilde, daß sie gar lustig aus dem hellen Grün hervorschauten. Ach, wie ganz anders habe ich später dieselbigen Wappen gesehen und hatte damals keine Ahnung, wozu sie nach Gottes abgründigem Urtheil noch gebraucht werden sollten!

Summa: alles ist rechtzeitig fertig geworden, und mein alter Matthias rieb sich schier vergnügt die Hände, da er mit mir noch einmal den ganzen Schmuck von dem Triumphbogen der äußern Brücke bis zum Portal des Burghauses

betrachtete und zwischen den mit Kränzen verbundenen und mit lustigen Fähnchen gezierten Tannen quer durch den Schloßhof auf und ab ging.

„Ihr seid ein Hexenmeister," sagte er schmunzelnd; „solches hat man auf Blyenbeek nicht gesehen seit Menschengedenken. Ist aber auch ein schönes Fest! Ihr wißt nicht alles, Meister Jan; anerwogen es noch vor wenigen Jahren den Anschein hatte, als sollte das alte Geschlecht der Schenk von Nydeggen gänzlich abdorren und zu Grunde gehen. Es war auch so etwas von einem Barfüßer prophezeit als Strafe für die Frevelthaten des Kriegsobersten Martin, dessen Bild in der Halle hängt."

„Ich kenne es wohl," redete ich dazwischen, „und hat mich das bleiche, grimmige Angesicht des Mannes jederzeit fast erschreckt."

„Um so mehr sei nun Gottes grundlose Barmherzigkeit gepriesen, der alles so liebreich gewendet und gefüget hat", fuhr mein alter Matthias fort. „Seht, Meister Jan, da unser Herr Arnold die Tochter des hochangesehenen Erbmarschalls von Geldern, des Marquis von und zu Hoensbroech, gefreit hat, sind die beiden reichsten Geschlechter in ganz Gelderland ehelich verbunden. Da hat sich der Spruch erfüllet: Geld zu Geld und Ehr zu Ehr, und ist sothane glückselige Verbindung der Brunnquell einer neuen Glückszeit für Blyenbeek geworden. Auch unser allergnädigster Landesherr, der König von Hispanien, hat in Ansehung der großen Verdienste des Herrn Erbmarschalls dessen Schwiegersohn zum Marquis oder Markgrafen erhoben. Und nun erst das Segenskind, so sie heute vom Schlosse Haag herüberbringen — ich sage Euch, Meister Jan, weinen könnte ich alter Gesell vor Freude nach all

dem Trüben und Traurigen, das ich in den letzten sechzehn Jahren nach dem Tode des hochseligen Herrn Christoffel erlebt habe!"

Noch nie hatte ich meinen alten Matthias, so ansonst eher ein stiller und verschwiegener Gesell ist, also redselig und mittheilsam gefunden. Fragte ihn daher, wie es denn gekommen sei, daß man die Vermählung unserer Herrschaft so still und heimlich begangen habe. Da wollte er doch nicht gleich mit der Sprache heraus, sondern schickte mich in den Schloßthurm, daß ich die Fähnlein, welche in den Dachluken aufgesteckt waren, anders vertheile. „Rechts das Schenkenfähnlein," sagte er, „links das Hoensbroechsche mit dem gekrönten, doppeltgeschwänzten schwarzen Leu in weiß und roth getheiltem Felde, und nach den beiden andern Seiten die gelderischen und hispanischen Farben. Item seid auch so gut, oben selbst Ausschau zu halten, anerwogen Ihr mit Euern scharfen Augen mehr sehet als ich mit den neuen Gläsern, welche mir meine Alte auf dem Clever Markt gekauft hat. Sobald Ihr den Zug aus dem Weezener Walde auf die Heide kommen seht, gebt Ihr dem Knechte Grates das Zeichen, daß er die erste Karthaune löse. Dann kommt herab, daß wir die Herrschaften gebührendermaßen begrüßen."

Stieg also auf den Thurm und machte den Wart. Es war aber ein gar schöner Sommerabend. Die liebe Sonne senkte sich langsam und übergoß die gelben Sanddünen, die braune Heide und die dunkeln Kieferbüsche mit einem güldenen Glanze, daß sogar die öde, einförmige Landschaft, von ihrem Farbenzauber überhaucht, schön und gleichsam verklärt wurde. Hätte gar gerne versucht, das liebliche Bild etwa auf die Leinwand zu bringen, wiewohl kein Maler mit Pinsel und Farbe malen kann, wie es der allmächtige

Gott mit etlichen Strahlen seiner lieben Sonne in Pracht und Lieblichkeit für das Auge des Menschen hinstellt. Während über der Heide die warme Luft noch zitterte, erhob sich von der Maas her ein erquickender Wind, spielte lustig mit den Fahnen und wehte mir Kühlung zu. Darüber kam ich ins Träumen und hätte beinahe den rechten Augenblick verpaßt; denn die Reiterschar hatte schon eine gute Strecke zwischen dem Weezener Walde und dem nächsten Busche zurückgelegt, als ich sie erblickte. Winkte also rasch dem Grates mit dem Tüchlein. Der war nicht faul, schüttete frisches Kraut auf das Zündloch, schwenkte die Lunte und — pardautz! krachte der Schuß über die Heide, worauf ich alsbald die Leiter und die steilen Thurmtreppen hinabkletterte und in den Schloßhof zu meinem Matthias hinaustrat.

In selbigem wimmelte und wogte es jetzund von fröhlichen Menschen. Nicht nur alle Hörigen unseres Herren, sondern viele Neugierige aus den umliegenden Dörfchen, ja sogar von Goch, waren gekommen, um den feierlichen Einzug des kleinen Schenk in sein Stammschloß zu sehen. Mein alter Matthias hatte genug zu thun, die Leute in Reih und Glied hinter den Tännchen und Kränzen aufzustellen. Als endlich etwelche Ordnung geschaffen war und rechts vor dem äußern Triumphbogen der Magister von Afferden mit seinen Chorknaben, links drei Fiedler, ein Hackbrettspieler und ein Hornbläser standen, riefen die Kinder auch schon: „Sie kommen!“ und alsbald hoben die Musikanten ihr Spiel an und schrieen die Leute, mit den Hüten schwenkend, wie der Kastellan sie gelehrt hatte, ein kräftiges Vivat.

Wirklich kamen die edeln Herrschaften längs der Blye über die Wiese. Noch heute sehe ich sie ganz lebhaft vor

meinen Augen, daß ich mir wohl getraute, sie zu malen. An der Spitze des Zuges ritten die beiden Herren Marquis Arnold Schenk von Nydeggen und dessen Schwiegervater, der Erbmarschall von Geldern, Marquis von und zu Hoensbroech. Das war das erste Mal, daß ich diesen Herrn sah, und hat selbiger ein ernstes, feines Gesicht, welches ich gerne gemalt hätte. Die gewaltige Staatsperrücke — grand in folio genannt —, der reiche, mit Goldstickereien und weiten Aermelaufschlägen verzierte Rock aus dunkelrothem Sammet gab der gebietenden Gestalt fast fürstliches Aussehen, und man merkte wohl, daß der Herr mit der feinen Hofsitte vertraut sei, wie er denn auch als Diplomat und hispanisch-gelderischer Rath ein großes Ansehen genießt. Auch unser Herr Arnold war recht stattlich gekleidet im dunkeln Sammet. Den beiden Herren folgten die Marquise und das Edelfräulein Angelina, und schwer war zu sagen, welche der beiden Damen holdseliger sei. Die Schloßherrin trug ein blaues Seidenkleid, das kurze, mit Spitzenbauschen verzierte Aermel hatte. Die schwarzen Locken fielen in feinen Ringeln auf die Schultern nieder, und das schöne, liebliche Gesicht mit dem dunkeln Auge glühte von dem Ritte über die Heide. Angelina hatte blonde Haare und helle, blaue Augen; sie schien mir immer, wie ihr Name andeutet, ein halber Engel zu sein. Jetzt trug sie als Pathin das in ein Seidenkissen eingewickelte Kind, und so waren aller Augen auf sie gerichtet. Dahinter ritten mit großem Prunk noch andere adelige Herren und Damen, Verwandte und Benachbarte, worunter ich nur die von Arcen, von Well, von Wyssen und von Geystern namhaft machen will.

Als die Cavalcade die breitästigen Linden vor der äußern Schloßbrücke erreicht hatte, machte sie Halt und wartete,

bis die Musikanten ihr Stück geendet und der Magister von Afferden ein artiges Liedlein eigener Composition mit seinen Knaben gesungen hatte. Dann trat mein alter Matthias den Herrschaften entgegen, sagte unter tiefer Verbeugung seinen Willkomm und brachte, wiewohl mit einigem Kniegeschlotter, einen gar nicht übel gesetzten Spruch aus auf den jungen Herrn, der nach seinen beiden Großvätern in der heiligen Taufe den Namen Arnold Adrian Christoffel erhalten hatte, wozu die Bauern, wie er sie gelehrt und eingeschult, mit den Hüten und Zipfelmützen schwenkend, dreimal „Hoch!" schrieen. Dieselben schonten dabei ihre Lungen so wenig, daß die Reitgäule ihre Ohren spitzten und schier durchgegangen wären. Dazu spielten und bliesen die Musikanten, und der Magister von Afferden setzte mit seinen Knaben nochmals ein, und vom Walle erdröhnten die Viertelskarthaunen, und auf dem Schloßthurme flatterten lustig die Fähnlein im Abendwinde — Summa: es war schier ein Jubel, als ob ein Königssohn geboren wäre. Bei all dem Schießen und Schreien erhob denn auch mein kleiner Junker Christoffel sein Stimmlein und begann so laut zu greinen und zu weinen, daß ihn die Pathin Angelina durch kein Schütteln und Wiegen beruhigen konnte. Da nahm ihn die Mutter lächelnd in die Arme, schmiegte ihn an die Brust und scherzte: „Kind, alles lacht, und du weinest beim Einzuge in dein Schloß?"

„Er ist das Schießen noch nicht gewöhnt", sagte lachend sein Vater. „Laß ihn nur erst so groß werden, daß er eine Büchse heben kann; da sollst du sehen, welche Freude der Knabe am Schießen hat, so wahr er ein echter Schenk ist."

Seine Pathin Angelina aber sagte: „Möge es ihm nie Unheil bringen", und ist mir in den letzten Tagen sothanes

Wort der reinen Jungfrau oft eingefallen. Will sie nächstens doch fragen, ob sie etwa dabei ein Vorgefühl empfunden habe.

So ritt nun der Zug unter währendem Hochrufen der Leute durch den Thorweg und die doppelte Reihe von Tännchen bis an die innere Brücke, allwo sich die Herren aus dem Sattel schwangen und den Damen beim Absteigen behilflich waren. Dabei hatte ich die große Freude, das Knäblein, so ich getauft hatte, einen Augenblick in meinen Armen zu halten; aber Fräulein Angelina nahm es mir gleich wieder ab.

Herr Arnold dankte hierauf den Leuten für den schönen Empfang, den man seinem lieben Söhnlein, seinem trauten Ehegemahl, seinem hochedeln Herrn Schwiegervater, ihm selbst und allen Gästen bereitet hatte. Dabei belobte er in Sonderheit den lieben getreuen Kastellan Matthias und mich, den er seinen „geschickten Meister Thyssen" nannte, dessen Kunst der schöne Portalschmuck wohl verrathe. Auch fragte er, wer das feine Poëma und Chronistikon verfaßt habe, und gebot dem Kastellan, am nächsten Morgen den ehrwürdigen Augustinern nach Gaesdonk fünf Malter Korn und eine Bütte Bier zu bringen zum Danke für ihre freundnachbarliche Liebe und sie zu bitten, eine heilige Messe für den kleinen Christoffel zu lesen. Endlich sagte der Herr den Bauern und dem Gesinde, sie möchten sich an Bier und Brod, Schnaps und Schinken zu Ehren des jungen Schenk gütlich thun und könnten auch auf der Tenne in Ehren einen Tanz aufführen, wozu ihnen die Spielleute fiedeln und blasen sollten. Da erhob sich ein großer Jubel, und während die Herrschaften unter vielen Complimenten und tiefen Bücklingen über die Brücke durch das Portal des

Burghauses eintraten, stimmten die Musikanten schon den ersten Hopser an, wozu alsbald die Zöpfe der Mädchen und die weißen Flügelhauben der Weiber im Rundtanze lustig flogen, derweil die Holzschuhe der Bauernburschen einen kräftigen Takt polterten.

Also wurde anno 1696 gar freudig der Einzug meines lieben Christoffels in Blyenbeek auf den Abend von Sanct Antonius von Padua Tag gefeiert, und dieses ist das schönste Fest, das ich auf dem einsamen Heideschloß verlebt habe.

2.

Wie ich im Paradies zur gräflichen Tafel gezogen wurde und was mir der alte Matthias nachher Bedenkliches erzählte.

Die Festtafel hatte mein alter Matthias in dem mittlern Raum des „Paradieses" zwischen den vier Standbildern der Jahreszeiten gar reich und zierlich decken lassen. Nun geschah es, wie ich nachher von Grates, dem Knecht, hörte, daß männiglich über den Schmuck dieses Saales in großes Erstaunen gerieth, da sie selbigen nach vollendeter Bemalung zum erstenmal erblickten und dergleichen Prunk auf dem einsamen Schlosse inmitten der Heide mit nichten erwartet hatten. Selbst der Herr Erbmarschall belobte erstlich den Plan und zum andern die Ausführung, in Sonderheit der geschnitzten Figuren und Karyatides. Ueber die Maßen erfreut ob der Frucht- und Blumenkränze, die gar lustig und frisch aus den Zwickeln herabschauten, seien aber fürnehmlich die gnädige Herrin und das edle Fräulein Angelina gewesen; hätten auch sofort dem Herrn Marquis in den Ohren gelegen, daß man mich zur Tafel ziehe. So gebot denn der Schloßherr, daß für den alten Matthias

und mich im Nebenraume ein Tischlein gedeckt werde, nicht in dem mit den vier Welttheilen, sondern in dem marmorirten. In jenem stand nämlich gerade unter dem Adler, der mit dem Schenkenwappen und dem Coelum peto gen Himmel fliegt, eine kostbare Prunkwiege, so ich heimlich geschnitzt, gemalt und vergüldet hatte. Darein haben sie meinen lieben Junker gelegt, als sie ihn am Ende des Mahls zu den Gästen brachten, wie ich alsbald erzählen will.

Sintemalen der Grates nicht einer von den Findigsten ist, fand er auch mich lange nicht; hätte sich doch denken können, daß ich auf der Tenne beim Tanze war! Die Herrschaften hatten den Rehbraten schon auf dem Tische, als ich in meinem besten rostbraunen Sammetkoller, mit dem feinen flandrischen Spitzentüchlein um den Hals, so mir die gnädige Frau zu Sanct Niklausen Tag geschenkt hatte, in den Saal trat und mich gebührendermaßen verneigend neben dem alten Matthias niederließ.

An dem Herrentisch ging es hoch her und wurde von lauterem Silber gegessen, was dazumal wohl nicht in manchem adeligen Hause Gelderns möglich war, anerwogen die schrecklichen Kriegszeiten und vielen Brandschatzungen das Silberzeug über die Maßen rar gemacht hatten. Die Herren redeten auch vom Kriege, wobei ich die klugen und wohlgesetzten Worte des Herrn Erbmarschalls, so seither meistens eingetroffen sind, gar sehr bewunderte. Als aber die Herren den Weinkannen etwas mehreres zugesprochen, auch der Nachtisch aufgetragen war, ging es merklich lustiger zu. Da neckte der alte Herr von Loë unsere gnädige Frau gar anmuthig, daß sie die schönsten Aprikosen, Pfirsiche und Trauben, so er im Leben gesehen, an die Decke hänge, anstatt auf die Tafel lege und also den Gästen die Qualen

des alten Tantalus bereite; denn nimmermehr wolle er glauben, daß die Dinge da droben gemalt seien. Aber unsere edle Frau Katharina wußte ihm recht wohl zu antworten. Der alte Tantalus, sagte sie, sei ihres Wissens also gestraft worden, weil er an der Göttertafel eine lose Zunge geführt, und müsse sich also der Herr Graf vielleicht eines ähnlichen Fehlers schuldig wissen, da er dessen Qual empfinde. Sie aber sei eines barmherzigen Sinnes und wolle ihm in seiner Noth mildreich beispringen. Damit goß sie ihm aus der silbernen Kanne goldperlenden Rheinwein in den Becher, ob welcher fröhlichen Antwort ihr männiglich Beifall zollte.

Hernach wurde das Schauessen aufgetragen, das ich mit großer Mühe in währender letzter Nacht hergerichtet hatte. Selbiges stellte eine mehr als schuhlange Wiege für und war außen schön bemalt und mit den Wappen der Schenk und Hoensbroech verziert, inwendig aber voll von Printen, Waffeln und Marzipan. Auf den Kissen der Wiege ruhte der schlafende Gott Amor, ganz aus Zucker; hatte ihm auch mit Johannisbeersaft die Backen und das Mäulchen fein roth bemalt und ihm sein Gewaffen, will sagen Bogen und Köcher, aus goldgelbem Zuckerkandis, zur Seite gelegt. Hei, Lieber, erhob sich da ein großer Jubel an der Tafel und brachten die Junker allerlei zierliche Sprüche über den alten Amor vor, wie es ja in jetzigen Zeiten Mode ist, in Mythologicis wohl bewandert zu sein, sintemal sogar einige Prediger solche Geschichten auf die Kanzel bringen, was mir nie recht munden wollte. Ein junger Herr von Geystern, der schon lange, wiewohl umsonst, der schönen Schwester des Schloßherrn den Hof macht, meinte sogar, wenn ihm so süße Zuckerpfeile zur Verfügung ständen, wie

dem Amor in der Wiege, so würde ihm vielleicht die edle Angelina minder grausam sein.

„Nehmt sie Euch alle," versetzte lachend mein Fräulein; „nehmt sie samt Köcher und Bogen und versüßt damit die Bitterkeit Eures Grames, an den niemand glauben mag." Und mit sothaner Antwort hatte sie die Lacher auf ihrer Seite.

Mein Junker aber, den der Bacheracher gar beredt machte, rief mit lauter Stimme und beweglicher Gebärde: „Wache auf, o schlafender Amor! Strafe die Grausame, du, der Freuden verspricht und bittere Leiden verleihet!" Derweil er aber bei solchen Worten seine Hand auf den Köcher des Gottes legte, berührte er die Feder, welche die Seiten der Wiege öffnete, so daß dieselben (wupp dich!) aufsprangen und ihren süßen Inhalt, verstehe Printen und Marzipan, über die Tafel ausschütteten. Nun will ich nicht sagen, wie sie darob männiglich jubilirten, sintemal sich das jeder leichtlich fürstellen kann.

So sprach unsere gnädige Frau Katharina: „Seht, Junker, wie Amor Euer Wort in verwunderlicher Weis Lügen straft! Ihr sollt ihn mir nicht lästern. Mir hat er Glück und Freude gebracht und auch nicht eine bittere Stunde, anerwogen er mir meinen lieben Mann gab und den herzsüßen Christoffel. Schauet, ihr Herren, was er mir in diesem Schloß zu Blyenbeek für ein Paradies herzauberte, dessen Abbild und Gleichniß Meister Thyssen an Wand und Decken gar kunstfertig dargestellt hat. Seht da die vier Jahreszeiten, welche mich der Reihe nach mit immer neuen Gaben beschenken, mit Blumen und Früchten! Und jetzo kommen auch die lieben Engel ins Paradies — wie denn der erste, verstehe unsern kleinen Christoffel Arnold Adrian, allbereits eingezogen, so daß ich mit Dank gegen

Gott erachte, es gebe keinen glücklicheren Menschen als meinen Mann und mich!"

Solche Worte hatte meine gnädige Frau in ihres Herzens Glück also begeistert gesprochen, daß ihr edles Antlitz strahlte, und ihre dunkeln Augen leuchteten nicht anders als die liebe Sonne an einem anmuthigen Maientag. Dabei reichte sie, gleichwie zum Danke für das Glück, welches seine Liebe ihr schenkte, dem Gemahl über den Tisch die Hand, so dieser mit bebenden Lippen küßte, während ein freudiges Roth seine ansonst bleichen Züge überflog. Da nun auf einen Wink der glückseligen Mutter die Amme in währender Zeit das Knäblein flugs herbeigebracht hatte, erhoben sich alle Gäste, um auf das Glück des edeln Paares zu trinken. Mir ging es schier wie dem alten Matthias, der sich eine Thräne der Freude aus den Augen wischte. Als nun die Mutter den lieben Christoffel meinem gnädigen Herrn in seine väterlichen Arme gelegt hatte, erhoben alle Gäste Humpen und Becher und auch die Frauen stießen mit ihren zierlichen venetianischen Gläschen hell klingend an und tranken, daß solches Eheglück festiglich bestehe, das liebe Kind wachse und gedeihe und der edle Stamm der Schenk von Nydeggen in Ehr und Ansehen auch fürderhin grüne und sprosse.

Da nun solche Trinksprüche ohne eingehaltene Etiquette oder Hofsitte also stürmisch durcheinander wirbelten, schüttelte mein Erbmarschall seine große Staatsperücke, hob auch den Finger und sagte lächelnder Miene zu seiner Tochter: „Kind, du hast mir mein ganzes Concept verdorben, alldieweil der erste Trinkspruch sonder Zweifel seiner Heiligkeit Innocentio XII., unserem glorreich regierenden Papste, und Seiner kaiserlichen und apostolischen Majestät Leopoldo I. gebührt;

der zweite aber unserem allergnädigsten Landesherrn, Seiner katholischen Majestät Carolo II. von Hispanien. Dann mag immer noch Platz sein für einen Trinkspruch auf unsern kleinen Schenk, auf dein und deines Mannes, meines viellieben Schwiegersohnes Glück und Wohlfahrt, wie nicht minder auf die Blüthe eures Hauses. Was nun das Blyenbeeker Paradies angeht, welches ihr euch gar schön und kunstreich eingerichtet, wünsche ich von Herzen, daß es in guten und in bösen Tagen Bestand habe, und solches wird denn auch nicht ausbleiben, wenn der rechte Amor bei euch Einkehr nimmt; nicht jener der blinden Heiden, sondern jener, den das Kindlein von Bethlehem auf diese Erde brachte. Der kommt vom Himmel, hat den Himmel bei sich und führt gen Himmel. Lieber Sohn, du hast dir da unter dein Wappen, das ein Adler stolz gen Himmel trägt, den schönen Spruch malen lassen: Coelum peto — Zum Himmel strebe ich — und dazu die Jahreszahl deiner Vermählung mit meiner guten Katharina anno 1694. Denket an sothanen Spruch und lehret ihn euern Knaben und leget denselben vom christlichen Himmel aus und nicht nur vom Parnassus der Poeten, verstehe den Himmel irdischen Ruhmes und irdischer Größe. Unsere Ahnherren haben gemeiniglich fromme Sprüche unter ihre Wappen gesetzt, wie auch unser Spruch ein gar frommer ist und Soli Deo — Nur für Gott! — lautet. Ich bin jetzt ein betagter Mann und darf wohl sagen, daß ich etwelches zum Besten unseres Gelderlandes, des Erzhauses Oesterreich, welches Gott schützen möge, und seiner katholischen Majestät gethan habe — hoffentlich auch ein weniges für Gott, ansonst wäre es gar traurig; anerwogen es allen Schein hat, daß Geldern bald unter einem andern Herrscherhause stehen wird. Bauet

also euer Glück nicht auf diese Erde, wo alles wechselt wie ein leidiges Aprilwetter, sondern auf den Grund, der allein ewigen Bestand hat. ‚Strebet zum Himmel!‘ Und möge der grundgütige Gott geben, daß er dieses jetzt und in der heiligen Taufe zum Himmelserben angenommene Kind ewig mit uns allen in seinem wahren Paradiese glücklich mache, dessen Bildniß und Conterfei ihr euch vor Augen habt malen lassen. Unser junger Christoffel Arnold Adrian lebe also dermaßen, daß er ewiglich lebe!“

Also hat der Herr Erbmarschall einen gar ernsten und bedeutsamen Trinkspruch gethan, daß ich wahrhaftig bekennen muß, nie in meinem Leben einen ähnlichen gehört zu haben. Hatten auch alle die Thränen in den Augen; denn der alte Herr redete so warm und eindringlich, daß es auch dem Jüngsten und Muntersten zu Herzen ging. Seine letzten Worte aber: »Vive ut vivas«, habe ich in das mittlere Feld an die Decke der Kammer gemalt, welche neben dem „Paradies“ gelegen ist, daß sie auch künftigen Zeiten überliefert würden.

Nach sothanem christlichen Trinkspruch hatte die Mahlzeit ein Ende, und es begaben sich die Frauen mit dem Kinde in die Familienstube, wo für sie noch süßes Gebäck und in zierlichen chinesischen Täßchen Thee dargereicht wurde, ein zur Zeit gar köstliches Getränk, das wir von einem Kaufherrn in Rotterdam die Maas herauf beziehen. Die Herren aber setzten sich in die Halle und sprachen dem edeln Safte der Rüdesheimer Trauben in großer Munterkeit zu.

Nun lud mich mein alter Matthias zu einem Gange durch den Garten ein, wozu ich gerne bereit war; gingen also selbander Arm in Arm die Treppe hinab und traten

auf den Schloßhof hinaus, allwo wir einen Augenblick den Tänzern zuschauten, die noch immer mit den schweren Holzschuhen die Tenne stampften.

„Der Freudentag ist ihnen wohl zu gönnen nach den langen trüben Kriegszeiten," sagte der wackere Matthias; „und wer weiß, was uns Schweres bevorsteht!"

„Auch der Herr Erbmarschall scheint düstere Ahnungen zu haben", entgegnete ich. „Er glaubt wohl, daß nach dem Tode unseres kinderlosen Königs ein neuer greulicher Kriegsbrand ob der hispanischen Erbschaft ausbrechen werde; möge Gott solches gnädiglich abwenden! Ein überaus kluger, frommer und fürsichtiger Herr, dieser Marquis Hoensbroech! Hat aber einen gar ernsten und eindringlichen Trinkspruch ausgebracht, wie ich in meinem Leben keinen hörte!

„Ja, der Herr Erbmarschall ist ein hochweiser und herzensguter Herr, und wir dürfen ihn mit Fug meines Herrn andern Vater nennen, anerwogen er ihm viel mehr Gutes gethan als Ihr nur ahnen könnet. Ihr habt mich heute gefragt, weshalb die Vermählung vor zwei Jahren so in aller Stille geschlossen wurde. Will Euch nunmehr solches erzählen, und alles, was damit zusammenhängt, woraus Ihr dann leichtlich den Herrn Erbmarschall noch besser erkennen möget. Auch müßt Ihr so wie so früher oder später eine leidige Geschichte erfahren, von der ich immer fürchte, sie werde noch einen Schatten auf das Glück unserer gnädigen Herrschaft werfen. Weiß, daß Ihr es gut mit unserer edeln Frau meinet, und so werdet Ihr mir wachen und wehren helfen."

Auf solche Worte meines Matthias, so mich schier erschreckten, gab ich zur Antwort: „Mit meinem Leben, wenn es sein muß."

„Ich glaube es gern", sagte er. „Seht, der Mond scheint hell und die Luft ist anjetzt nach dem heißen Sommertage milde. Wir wollen selbander in den Wallgang gehen. Dort kann ich Euch ungestört alles erzählen."

Der alte Mann, den ich sonst immer schweigsam gefunden hatte, war an jenem Abende gar mittheilend; ob solches etwan der Bacheracher gethan, oder ob die Freude sein Herz erschlossen, oder ob eine Ahnung ihn bewegte, das lasse ich in seinen Würden. Er erzählte mir von dem alten seligen Herrn Christoffel, dem Vater unseres Herrn Arnold, so ein heftiger und manchmal schier streitsüchtiger Herr war bei vielen guten Eigenschaften. Selbiger hatte auch mit dem Erbmarschall Hoensbroech einen Streit, sintemalen er ihm das Recht bestritt, in der Versammlung der gelderischen Stände den Vorsitz zu führen. Den Proceß, der mit nicht geringen Kosten an Geld und Gut hin und her gebeutelt wurde, haben die Herren vom Kammergericht schließlich also geschlichtet, daß dem Erbmarschall allerdings dieser Vorsitz gebühre, daß aber hinwiederum in seiner Abwesenheit die Schenk als Herren von Hillenrath den ersten Platz einnehmen sollten. Item hätte deshalb damals niemand gedacht, daß die beiden verfeindeten Familien sich ehelich verbinden würden.

„Dennoch war der Erbmarschall derjenige, der seines Gegners Sohn nicht nur aus einem großen Unheil befreite, sondern demselben sogar sein jetziges großes Glück zugewendet hat", fuhr der Kastellan fort. „Und das kam also. Der Herr Christoffel starb, als unser Herr Arnold erst siebenzehn Jahre alt war. In so jungen Jahren sein eigener Herr und der Herr so großer Güter sein, thut aber selten gut; Ihr werdet Euch derowegen nicht ver-

wundern, daß der edle, herzensgute Jüngling sich in seiner Unerfahrenheit in einen bösen Handel verwickelte. Solches geschah denn leider anno 1682, als er ins Jülicherland ritt, wo er bei Verwandten Besuche machte. Ich war bei ihm und hätte meine Augen rechtzeitig offen halten sollen. Unser Herr war damals ein bildschöner Jüngling; kennt Ihr doch sein Conterfei, das in der Halle hängt; dasselbige ist in damaliger Zeit von einem Meister gemalet worden, der nicht so flunkerte, wie ihr Maler es ansonst gewohnet seid."

Merkte zwar den Stich, den mir Matthias versetzen wollte, that aber nicht dergleichen, sondern erwiderte freundlich: „Wohl kenne ich das schöne Abbild mit dem blauen Atlaswamse und den weißen Seidenlitzen!.— Es ist sehr schön, wacker gemalt; aber, so es nicht geschmeichelt, hat sich der Herr seit dazumal gar ungewöhnlich verändert; die Züge sind jetzt so blaß, die Wangen eingesunken und von frühzeitigen Furchen durchzogen, daß ich wohl erachte, er habe seit jenen Tagen Schweres erduldet."

„Wohl hat er Bitteres verkostet! Höret nur: Im Jülicherlande traf er mit einer Französin zusammen, so eine verwittwete Gräfin de Bruay zu sein vorgab. Ein schönes, aber gar gefährliches Weib! Will ihres liederlichen Lebens nicht weiter gedenken. Ich habe sie immer für eine rechte Hexe gehalten und glaube bestimmt, daß sie das Herz des jungen Arnold mit höllischem Zauber umstrickte und zugleich meine Augen verblendete: hätte ansonst die Netze sehen müssen, welche sie seiner Unerfahrenheit, nicht anders als ein Vogelfänger den Finken, stellte. Als ich es endlich merkte, war es leider Gottes zu spät. Summa: Sie hatte ihn zu einer heimlichen Ehe verleitet, und nun vermeinte

der Kuckucksvogel sicher im warmen Neste zu sitzen. Jetzt kam es heraus, wer die vermeintliche Gräfin de Bruay war; die Tochter eines Quacksalbers aus dem Lande Artois, welche sich in den französischen Heerlagern umhergetrieben hatte; mehr will ich nicht sagen: möge unsere gnädige Frau nie etwas von der Unseligen erfahren!"

„Selbiges Weibsbild ist natürlich schon lange todt?" fragte ich über die Maßen erschrocken.

„Leider lebt sie meines Wissens; gäbe meinen kleinen Finger von der Hand, wenn ich das Unglücksweib damit bannen könnte! Die Ehe war freilich aus mehr als einem Grunde, so ich hier nicht anführen will, von Anfang an null und nichtig. Doch hatte ich gar nicht den Muth, meinen Herrn Arnold, der, wie Ihr mir trauen dürft, in gutem Glauben gehandelt hatte, die Augen zu öffnen. Da hörte ich, daß der Erbmarschall auf einem benachbarten Gute verweile, und anerwogen ich denselben immer für einen gar klugen Edelmann gehalten, faßte ich einen Muth, ritt heimlich zu ihm und sagte ihm alles. Habe mich in dem rechtschaffenen christlichen Herrn auch mit nichten getäuscht. Er hat der alten Feindschaft zwischen ihm und dem Schenk nicht weiter gedachte sondern ist ohne Säumniß zu meinem Herrn gekommen. Ich war im Vorzimmer, als er dem armen Junker seine Lage eröffnete; es dauerte lange. Endlich ging die Thür auf und die beiden traten heraus. Junker Arnold war bleich wie der Tod und seine Augen standen voll Thränen; er konnte nicht reden; schluchzend ergriff er die Hand des Erbmarschalls und küßte sie. Der tröstete ihn und sagte: ‚Alles kann wieder gut werden. Handelt jetzt wie ein Christ und wie ein Edelmann und seid überzeugt, daß ich Euch in allem nach besten Kräften

helfen werde, wie ein Vater seinem Sohne.‘ — ‚Ja,‘ sagte mein Herr Arnold, ‚Ihr seid wahrlich wie ein Vater zu mir gekommen — aber zu helfen wird mir nicht mehr sein, dieweil diese Betrügerin und mein Leichtsinn mein Lebensglück geknickt haben.‘ — ‚Doch, doch‘, tröstete ihn der Erbmarschall, ‚mit Gottes Gnade wird die Wunde wohl wieder verharschen. Zeiget den Leuten, daß Eure Unerfahrenheit getäuscht wurde, so wird man solches Eurer Jugend leicht verzeihen.‘

„So mit väterlichem Wort ihn mahnend und tröstend, ritt der Erbmarschall von dannen. Da befahl mir mein junger Herr, unsere Siebensachen rasch zu packen und die Pferde zu satteln. Eine Stunde später ritten wir ohne Abschied fort und seither hat Herr Arnold die Emerentiana Dausque — das ist der wahre Name jener erlogenen Gräfin de Bruay — mit keinem Auge mehr gesehen.“

„Das war doch aller Ehren werth gehandelt“, warf ich dazwischen.

„Gewiß. Am selben Tage noch, es war der siebente Christmonat anno 82, erließ er vom Hause Dilborn aus eine feierliche Verwahrung gegen seine Verbindung mit der Betrügerin und machte den Proceß beim geistlichen Gerichte in Jülich anhängig. Aber seit jenem Tage ist der arme Herr Arnold ein gebrochener Mann. An bösen Zungen hat es leider niemals Mangel, und so fehlte es nicht an Stichelreden und Ohrengebläse. Das that ihm bitter weh, und vermeinend, er habe seinem edeln Namen einen groben Schimpf angethan, schämte er sich also vor seinen Standesgenossen, daß er allen Umgang vermied und gar menschenscheu, ja fast schwermüthig wurde. Als das nächste Jahr die große Türkennoth brachte, da der Kara Mustafa Wien

belagerte, machte er sein Testament mit dem Entschlusse, sein von Nöthen bedrängtes Leben dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu weihen. Ich und einige Diener, darunter der Grates, begleiteten ihn. Zur glorreichen Schlacht vor Wien kamen wir leider zu spät, indem die Stadt schon befreit, der Türk aber auf der Flucht war. Allein es gab im Feld noch genug zu thun. Wir folgten den Fahnen des Herzogs von Lothringen die Donau hinab. Vor Pest pflückte unser Herr schöne Lorbeeren, was ihm wieder etwelchen Lebensmuth in seine Brust gab. Aber bald war es auch damit zu Ende, sintemal andere Edelleute, die weit weniger gethan haben als unser Herr, vom Kaiser höchlich ausgezeichnet wurden, während um seine glorreichen Thaten kein Hahn krähete. Suchte ihn zu getrösten, anerwogen solches geschehen, weil ihre kaiserliche Majestät auf der Hofburg säße und nicht alles wisse, was im Feldlager geschähe; redete aber zu tauben Ohren. Ja es setzte sich in seinem Herzen der Gedanke fest, der Kaiser wisse etwan um die unglückselige Geschichte mit der Emerentiana, und solches sei der Grund, weshalb er seine Verdienste nicht anerkenne.

„Um dieselbe Zeit kam auch ein Brief aus Geldern, in welchem der Erbmarschall schrieb, das geistliche Gericht von Jülich habe die Ungiltigkeit der Ehe zwar anerkannt, die leidige Dausque aber dagegen Berufung nach Rom eingelegt, und es sei daher nöthig, daß Herr Arnold zurückkomme. Ritten also selbander nach Hause. Jetzo fing der heillose Rechtshandel erst recht von vorne an, sintemal nicht nur das verlogene Schandweib alles that, um den Heiligen Vater ein X für ein U zu machen, sondern auch die Herren Fürsprecher und Rechtsanwält es meisterlich verstehen, eine

solche Sache in die Länge zu ziehen und Lügen auf Lügen zu häufen! Mein Herr mußte nach Rom, und endlich wurde das Urtheil in letzter Instanz gesprochen: die Ehe sei null und nichtig, die Dausque habe die Kosten zu tragen. Als er zurückkam, war er noch menschenscheuer als früher und wollte sich in eines seiner Schlösser vergraben. Da half nun mein Bitten und Betteln wenig, er möge freien, anerwogen er solches seinem Geschlechte schulde; seine Widerrede war immer dieselbe, indem er mich fragte: ‚Welches edle Fräulein wird einem Menschen, der also das Landesgespräch war, wie ich, seine Hand bieten?'"

„Aber man wußte doch, wie alles gekommen war?" fragte ich.

„Seht, Meister Jan, die Leute glauben immer leichter Böses als Gutes vom Nebenmenschen. Dieweil nun zur Zeit des Processes gar viele Verleumdungen ausgestreut wurden, vermeinten manche, die Dausque sei nur verstoßen, weil sie nicht von Adel sei, und wäre die Ehe mit ihr dennoch giltig. Ich glaube, es wäre ihm wahrlich schwer geworden, eine passende Verbindung einzugehen, und hatte mich dazumal bereits in den Gedanken ergeben, daß der alte Stamm der Schenk von Nydeggen also ruhmlos verdorren werde. Da half der edle Erbmarschall wiederum. Er lud meinen jungen Herren so freundlich auf sein Schloß Haag, daß dieser seine Einladung nicht, wie er es sonst gewohnt war, zurückweisen konnte. Dort lernte er dessen Tochter Katharina kennen, die reine Unschuld und den heitern Frohsinn selbst. Der edle Graf hatte seinem Kinde viel von den Heldenthaten unseres Herrn Arnold im Türkenkriege erzählt, daher es nicht zu verwundern war, daß das fröhliche Mädchen den bleichen ernsten Gast, den der Vater

so hoch schätzte, gar sehr ehrte und bewunderte. Nun ist aber von der Bewunderung zur Liebe nur ein kleiner Schritt. Summa: Die beiden Herzen entbrannten in kurzer Zeit zu einander, was der Herr Vater nicht ungern sah, indem er vielmehr meinen Herren zur offenen Werbung ermuthigte.

„Aber Herr Arnold wollte lange nicht an sein Glück glauben, und als er endlich an der Liebe Katharinas kaum mehr zweifeln konnte, wäre er uns beinahe erst recht kopfschen geworden. Er hatte bald heraus, daß auch kein Sterbenswörtchen des leidigen Klatsches, der sich an seinen Namen geheftet hatte, an das Ohr dieses unschuldigen Kindes gedrungen war. So sagte er eines Tages zu mir: ‚Wie kann ich diesen Engel an mein in den Augen der Menschen beflecktes Los fesseln?‘ — ‚Sagt ihr alles,‘ rieth ich ihm, ‚und Ihr werdet sehen, daß sie Euch dennoch die Hand bietet.‘ — ‚Niemals werde ich dazu den Muth haben,‘ entgegnete er traurig; ‚item, wie sich der Vogel das Nest baut, so ruht er, und werde ich wohl die bittere Frucht meiner Thorheit bis an mein Lebensende verkosten müssen.‘

„Da verleitete mich die Liebe zu meinem Herren zu einer List, so mir Gott verzeihen möge. Beredete also meinen Herren, daß er mir als einem alten erfahrenen Mann und getreuen Diener die Sache überlasse, und solle es ihm ein Zeichen sein, daß Fräulein Katharina nichtsdestoweniger ihm hold und ergeben sei, wenn sie bei Tische eine von den Spätastern trage, so annoch im Garten blüheten. Hütete mich aber wohl, dem Edelfräulein von der leidigen Geschichte zu reden, und wußte es anderweitig so einzurichten, daß das Fräulein die Blume trug.

„Half also meinem Herren durch sothane List über den Graben, und warb derselbe noch am gleichen Tag beim Erbmarschall um die Hand seiner Tochter. Die Werbung wurde angenommen, und da man aus Gründen, die auf der Hand liegen, eine feierliche Hochzeit vermeiden wollte, benützte der Erbmarschall die geschlossene Zeit des gnadenreichen Advents, in welcher wir gerade waren, um den heiligen Ehebund in aller Stille schließen zu lassen. So kam auf Sanct Nicolaustag 1694 Frater Ambrosius, der Pastor von Geldern, auf das Schloß Haag; mit ihm Frater Marcellus vom heiligen Peter. Und hatten wir zwei, nämlich dieser Frater Marcellus und ich, Johann Matthias von Afferden, die sondere Ehre, unsere Namen als rechtschaffene Zeugen unter das rechtskräftige Document der Ehe zu setzen, welche von Frater Ambrosius eingesegnet wurde. Schon am Tage darauf hielt das junge Paar seinen stillen Einzug in Blyenbeek, wie Ihr Euch dessen noch erinnern werdet."

Solche Reden meines alten Matthias kamen mir sehr verwunderlich vor und machten mich schier hinterdenklich. Redete auch eine gute Weile nicht; endlich aber fragte ich ihn fast vorwurfsvoll: „Und Ihr habt der edeln Frau Katharina nichts von jener Emerentiana Dausque gesagt?"

„Keine Silbe! Was sollte ich auch das unschuldige Herz mit der düstern Geschichte ängstigen und vielleicht gar die Verbindung unmöglich machen, welche das Lebensglück meines jungen Herren und die Zukunft seines edeln Geschlechtes gefährdet hätte? Ihr Herr Vater wußte ja alles; mochte er seiner Tochter von dem Jugendleben meines Herren mittheilen, was er entweder für nothwendig oder für ersprießlich hielt! Der kluge und fürsichtige Mann hat es aber offenbar für besser erachtet, dem ganz unschuldigen

Kinde nichts davon zu sagen, anerwogen ihm die Ehe mit dem hochedeln und, wie er sich überzeuget hatte, trotz sothanen Jugendfehlers durchaus braven und ehrenfesten Herrn Arnold sehr am Herzen lag, er auch gegründete Hoffnung hatte, es werde die leidige Geschichte niemals seiner Tochter zu Ohren kommen. Es wurde nämlich damals der Tod der Emerentiana glaublich berichtet."

„Wohl, wohl! Ich entschuldige Euer Thun, ob ich es gleich nicht billigen kann. Möge es niemals schlimme Folgen haben! Was würde wohl geschehen, wenn unsere gnädige Frau jetzo die Wahrheit erführe oder, was schlimmer, den Klatsch, die Verleumdung? oder wenn nun jene Emerentiana ihr eines Tages unter die Augen träte?"

„Schweigt, schweigt! An so etwas Schreckliches wollen wir gar nicht denken!" entgegnete der alte Mann mit einem schweren Seufzer. „Solches ängstiget mich manchmal in meinen Träumen, ja hat mich heute mitten im Jubel des Festes verfolgt. Als der Erbmarschall sagte: ‚Bauet Euer Glück nicht auf diese Erde, wo alles wechselt wie ein leidiges Aprilenwetter!' ist es mir wie eine Centnerlast aufs Herz gefallen, daß auch das Glück dieser Ehe ein Traum sein könnte. Deshalb habe ich Euch das alles erzählt, daß Ihr mir wachen helfet. Auf unsere Dienstboten können wir uns verlassen; Verwandte, welche einzig auf dieses einsame Schloß zum Besuche kommen, werden nicht von dem unseligen Weibe reden. Es hat bisher alles so gut gegangen!"

„Dennoch wäre es vielleicht besser," rieth ich, „Ihr würdet dem Herren Eure List gestehen. Herr Arnold könnte seiner Gattin die Sache jetzt in einer Weise beibringen, daß es gewiß keine schlimme Folge hätte, wohingegen es gar traurig

wäre, wenn die gnädige Frau unvorbereitet und unrichtig über das leidige Begebniß unterrichtet würde."

Aber mein Kastellan wollte sich dazu um keinen Preis verstehen, so sehr ich ihn bat und drängte, und da es in während Zeit schon spät geworden, nahm ich mir vor, etwan ein andermal ihn zu offenem Reden zu bringen. Verließen also den Garten und gingen auf den Schloßhof, wo sie noch lustig fidelten und tanzten. Der Kastellan gab jetzt aber das Zeichen zum Ende des Festes. So stellten sich die Leute unter den Fenstern des Schlosses auf und riefen ein letztes Vivat dem jungen Schenk und dessen Eltern; dann zogen sie singend und jauchzend über die Schloßbrücke fort, sich hierhin und dorthin über die Heide zerstreuend, welche der liebe Mond schier taghell erleuchtete. Ich bot dem alten Matthias gute Nacht und versprach ihm, mitzuwachen, daß das Glück des Hauses nicht gestöret werde. Weiß Gott, ich habe es ehrlich und treu gemeint!

Als ich in meinem Kämmerlein war, setzte ich mich ans Fenster und schaute noch lange schlummerlos in die stille Nacht hinaus. Im Schlosse war der Lärm des Festes allbereits auch verhallt; schweigsam lag es in der öden Landschaft. Von den nahen Sümpfen und Brüchen stieg ein feiner Nebel auf; in den Schloßgräben spiegelte sich der Mond, und die leise wogenden und wiegenden Kronen der Linden schienen dem Nachtigallenliede zu lauschen, so aus den Büschen des Blyenbaches bald klagend bald freudig schmetternd zu mir empordrang. Lange blickte ich in Gedanken verloren in die friedliche Nachtlandschaft. Endlich nahm ich mir vor, am nächsten Morgen noch einmal in den alten Matthias zu dringen, daß die ganze Sache rechtzeitig aufgeklärt werde, bevor aus der wohlgemeinten Ver-

heimlichung Unheil entstehe. Dann betete ich und legte mich zur Ruhe.

In selbiger Nacht quälete mich aber ein böser Traum. Es schien mir, der alte Kriegsoberst Martin Schenk stehe in seinem Lederkoller vor der Wiege des kleinen Christoffel und suche ihn grimmig lachend mit seinen großen Stulphandschuhen aus den Windeln zu reißen, was meine gnädige Frau mit lautem Geschrei zu verhindern trachtete. Ich nun wollte ihr helfen und faßte den alten Schenk an seinem Koller; da war es aber nicht mehr der Kriegsoberst, sondern ein Weib, und der böse Schenk stand jetzt hinter mir und kicherte mir ins Ohr: „Hi, hi, das ist sie, die Emerentiana Dausque!"

Das Wort tönte noch in meinen Ohren, als ich aus dem Schlafe auffuhr und mich in Angstschweiß gebadet fand, derweil die ersten Lichter des Morgengrauns durchs Fenster hereinfielen.

3.
Wie die Schlange ins Paradies kam.

Dieweil ich nicht mehr einschlummern konnte, stand ich auf, packte mein Malergeräthe zusammen und begab mich nach der Rehwiese, um in dem frühen Morgenlicht an einem Landschaftsbilde zu malen. Hatte nämlich dazumal eine große Freude an diesem Fache der Malerei und vermeinte, es stecke ein halber Wouverman in mir, wie ich denn nicht ohne Glück in der einen oder andern meiner Schildereien das Helldunkel nachzuahmen versucht, welches dieser große Meister über seine Landschaftsbilder auszubreiten verstand. Der Schloßherr gab mir gerne freie Zeit für meine eigenen Malereien. Schritt also mit meinen Siebensachen über die Schloßbrücke und hatte bald meinen kaum zweitausend Schritte entfernten Platz erreicht, allwo ich die Staffelei zurechtstellte und ein halbfertiges Bild daraufsetzte. Dann trug ich die Farben auf die Palette und begann still und emsig zu malen.

Das Bild war allbereits gänzlich grundirt und der klare Morgenhimmel mit hellen Rosawölkchen mir so gut gelungen wie noch nie. Auf der Moorwiese zitterte ein feiner grauer

Nebel, so einen zarten, durchsichtigen Schleier über den dunkeln Kiefernwald im Hintergrunde wob, während den Vordergrund eine schöne Baumgruppe mit der kräftigen Laubkrone einer Eiche und schwankem Buchengezweig zierte. Der Baumschlag war mir immer noch ein gar schwieriges Stück Arbeit; aber diese Gruppe schien doch nicht schlecht gerathen. So malte ich zunächst an einem Reh, das sich trinkend zum Bache neigte, während der Bock hinter ihm wachsam witternd den Kopf in die Luft hob, und wartete auf den ersten Strahl, den die liebe Sonne der Baumgruppe vor mir zusenden würde. Diese Lichtwirkung wollte ich dann versuchen auf die Leinwand zu bringen. Mochte so etwan eine halbe Stunde emsig gemalt haben und war ganz in meine Arbeit vertieft, als der erste Sonnenstrahl über die weißen Buchenäste zuckte und auf dem grünen Laubwerk zitterte. Rasch hatte ich den Pinsel gewechselt und setzte das Schlaglicht kräftig auf das Gezweig; da bot mir eine Stimme hinter meinem Rücken einen freundlichen Morgengruß.

Kann sich nun männiglich denken, wie unlieb mir solche Störung war, und rief daher gar ungeduldig, ohne umzuschauen: „Nicht jetzt! Raubt mir diesen kostbaren Augenblick nicht; nur fünf Vaterunser laßt mich ungestört!“

Hernach suchte ich unter Herzklopfen, welches mich immer erfaßt, wenn ein Bild gerade die entscheidenden Pinselstriche erhalten soll, das Lichtspiel auf den knorrigen Eichenästen weiter zu malen. Aber es ging nicht mehr: ich war gestört, ich fühlte es in der Hand, am Blicke; die plötzliche Unterbrechung hatte mir die rechte Stimmung geraubt. Da ich solches vermerkte, sprang ich in hellem Zorne auf, wandte mich um und war im Begriffe, dem Weib, das mich

angeredet hatte, die Palette an den Kopf zu werfen. Hätte ich es nur gethan! Als ich aber ganz unerwartet eine fremde Frau vor mir erblickte, war ich so verwirrt, daß Pinsel und Malerstock beinahe meiner Hand entfallen wären; hatte nämlich gemeint, es habe mir eine von den Bauerndirnen, so mich manchmal durch ihren Fürwitz beim Malen stören, einen guten Tag geboten. Die Fremde war aber eine Frau von gar stolzer Gestalt, mit einem blassen Angesichte, aus dem große, glänzende Augen hervorleuchteten, und hatte selbige über Kopf und Schultern ein Spitzentuch geworfen, aus dem einige Strähne schwarzen Haares hervorquollen.

Stotterte also eine Entschuldigung her; aber die Dame sagte mit einem Lächeln in ordentlichem Deutsch, wiewohl mit fremdländischem Ton: „Nicht Ihr, sondern ich habe um Verzeihung zu bitten; maßen ich leider sehe, daß meine Störung den Genius verscheucht hat, welcher hier eben den Pinsel führte.“ Mit welchem freundlichen Worte sie näher zur Staffelei trat und das Landschaftsbild betrachtend sagte: „Bei dem göttlichen Apollo! Ein fürtreffliches Gemälde! Die Eiche ist gar prächtig ausgeführt! Der Hintergrund aber, so man wie durch einen Schleier gewahr nimmt, ist ein Meisterwerk! Der Herr ist bei den Niederländern in die Schule gegangen?“

Ei, Lieber, wirst mir glauben, daß mein Herz vor Freuden hüpfte! So war ich noch nie gelobt worden, und ich hielt in meiner Einfalt das alles für eitel Wahrheit, die Fremde aber für eine große Kennerin. Antwortete demnach, ich hätte allerdings eine kurze Zeit bei Wouverman gelernt, nicht bei dem berühmten Philipp, sondern bei dessen jüngerem Bruder Peter. Aber leider nicht lange genug.

„O, der Herr hat viel gelernt!“ schmeichelte mein falsches Kätzchen. „Der helldunkle Hintergrund ist ganz Wouverman, wohingegen die Eiche freilich an Claude Lorrain erinnert. Die Landschaftsmalerei ist des Herren eigentliches Fach?“

Mit jeglichem Lobspruch lockte sie mich eiteln Gimpel näher an die Schlinge, wovon ich aber weniger ahnete als ein Kindlein in der Wiege; war vielmehr geschäftig, den Weihrauch aufzusaugen, den sie mir hinstreute, wie ein Vogler den Finken Hanfsamen. Sagte also, ich könne mich leider nur in freien Stunden der Landschaftsmalerei widmen, anerwogen ich nicht die Mittel hätte, nach meinem Genius zu arbeiten. Ich sei auf dem Schlosse angestellt und müsse die Zimmer mit passenden Schildereien versehen. Blumen- und Fruchtstücke seien mein Fach. Nebenbei sei ich auch an der Schnitzbank thätig und werde noch lange zu schnitzen haben, bis alle Zimmer und Säle mit Kaminverzierungen versehen seien, welche der jetzigen Mode entsprächen.

„Wenn der Herr Blumen und Früchte noch besser zu malen verstehet als Landschaften,“ fuhr jetzt die Fremde in gar einschmeichelndem Tone fort, „so müssen das große Kunstwerke sein; anerwogen schon Eure Landschaft ein wahres Meisterwerk ist. Wie würde ich mich freuen, wenn ich selbige bewundern könnte! Wäre es nicht möglich, daß Ihr mir solche zeigtet?“

„Solches wird keine Schwierigkeit haben. Ich will Euch beim Herrn Marquis anmelden“, antwortete ich, von ihren süßen Reden gänzlich gefangen.

„Ich möchte mich doch nicht gerne anmelden lassen“, sagte die Fremde. „Ich bin auf einem Pilgergange zu

Unserer Lieben Frau nach Kevelaer, habe mich gestern Abend auf der Heide verirrt und mußte die Nacht da drüben bei der Windmühle in einer Hütte zubringen. So ist mein Anzug, wie der Herr wohl bemerken kann, nicht also beschaffen, daß ich den Herrschaften darin vorgestellt werden möchte; habe überdies gelobet, meinen Bittgang incognito zu vollenden und meinen Namen niemanden zu nennen. Aber, lieber Meister, es ist ja jetzo kaum morgens fünf Uhr, und die Herrschaften werden nach dem gestrigen Feste noch wenigstens etliche Stunden schlafen. Da ist es ja leicht, daß Ihr mich ungesehen hineinführet und mir Eure fürtrefflichen Malereien zeiget."

Erst jetzt bemerkte ich, daß die Kleidung der Dame, so kostbar der schwere, dunkelgrüne Damaststoff auch war, sich allerdings für eine Vorstellung nicht eignete. Das Spitzentuch war nicht rein, das freilich modisch spitz zulaufende Leibchen hatte schadhafte Stellen; der Saum des Kleides aber schleifte nicht nur thaunaß, sondern auch an vielen Stellen zerfetzt am Boden hin. Das alles hätten für mich Gründe genug sein müssen, hinterdenklich zu werden. Aber das süße Lob, das sie meiner Malerei gespendet hatte, raubte mir einfältigem Gecken jede Besinnung; vermeinte also, es werde eine gar vornehme Dame sein, so in solchen Kleidern, wie sie es fürgab, der Mutter Gottes von Kevelaer einen Bittgang gelobet habe, und dachte sogar durch sie etwan einen Namen als Maler zu gewinnen. War also in meiner Dummheit gleich bereit, sie heimlich in das „Paradies" zu geleiten.

So schritten wir selbander stracks auf das Schloß zu. Unterwegs stellte mir die Fremde etwelche Fragen über die Schloßbewohner, und ich erzählte von dem großen Glück

des edeln Paares und von ihrem Jubel über das neugeborene Knäblein.

„Man führt also ein zufriedenes Leben auf dem einsamen Heideschlosse?“ fragte die Fremde, als wir just über die äußere Brücke gingen.

„Ein Leben wie im Paradiese!“ antwortete ich. „Der Herr ließ mich deshalb auch das Prunkgemach, in welches ich Euch führe, als eine Art Paradies malen.“

Ein absonderliches Lachen spielte um die Lippen der Frau, das mich stutzig hätte machen müssen, wäre ich nicht gänzlich verblendet gewesen. Aber sie machte mir auch kein schlechtes Angebot auf mein Landschaftsbild, um mich in meiner Verblendung noch mehr zu befestigen, derweil wir über die innere Brücke schritten. Traten also in das „Paradies“, ohne daß mir im Traume eingefallen, welches Unheil ich eitler Geck hiermit vollbrachte.

„Ah!“ rief die Fremde. „Wer hätte eine solche Pracht in dem einsamen Schlosse vermuthet! Und Ihr habt diesen herrlichen Plan entworfen?“

„Der Plan ist eigentlich mehr das Werk des gnädigen Herren, so wohl im Lande Italien Aehnliches gesehen haben mag. Allein die Figuren habe ich modelliret und geschnitzt; auch die Schildereien an der Decke gezeichnet und gemalet.“

Worauf sie noch einen stärkeren Weihrauchdampf entzündete und mit glatten Worten zu rühmen fortfuhr: „Meister, Ihr habet ebenmäßig so viel Talent für die Sculptur als für die Malerei. Freilich, die prachtvollen Frucht- und Blumenguirlanden übertreffen alles und sind selbige in Wahrheit eines Seghers würdig!“

Ich einfältiger Geselle war überglücklich, maßen meine Pinseleien so noch nie gelobt worden waren. Vergaß denn

auch alles und konnte mich nicht satt reden und hören. Jede Blume, jede Frucht wurde von ihr insonderheit betrachtet, besprochen, bewundert. Bald schienen ihr die Vergißmeinnicht, bald die Tulipanen, bald die Rosen oder Aurikel am besten gelungen; bald pries sie die Aprikosen, die Kirschen und so voran bis zu den Erdfrüchten und Tannzapfen des Winterkranzes. In währender Zeit wurde es aber im Schlosse lebendiger. Endlich, als schon zum drittenmal die Anna, welche die Tafel für das Frühstück bereiten wollte, die Thüre geöffnet hatte, kam mir denn doch der Gedanke, daß es hohe Zeit sei, die Fremde aus dem Schlosse zu führen.

Aber die Dame wollte meine Worte nicht verstehen. Sie setzte sich auf einen der hochlehnigen Stühle und belobete in immer zierlicheren Worten die Guirlande des Sommers. Das Ding wurde mir unbehaglich, obgleich mir noch keine Ahnung von dem Unheil kam, das meine verwünschte Eitelkeit angerichtet hatte. Nahm mir also schließlich ein Herz und bat die Fremde mit deutlichen Worten zu gehen. Aber sie machte keine Miene, meiner Bitte zu entsprechen, ersuchte mich vielmehr um ein Stück Papier und einen Zeichenstift, sintemal sie sich zum mindesten für eine Stickerei die gar zu fürtrefflich gelungene Anordnung der Sommerguirlande merken müsse. Lieber, kannst dir denken, daß ich auf glühenden Kohlen stand, anerwogen es mir jetzt doch auf die Seele fiel, ohne Fürwissen meines gnädigen Herren diese Fremde in das Schloß heimlich eingeführt zu haben. Wiederholte also, es sei hohe Zeit, die Tafel für das Frühstück zu bereiten, da die Herrschaften gewohnt seien, früh aufzustehen. Aber die Person blieb ruhig sitzen und fragte, wo ich das Modell zu den prächtigen, güldenen, rothwangigen Frühäpfeln aufgetrieben habe. In meinen Nöthen

versprach ich ihr eine Zeichnung sämtlicher vier Guirlanden; nur möge sie jetzt um des Himmels willen gehen.

Als sie nun zu meiner inständigen Bitt nur lachte, riß mein Geduldfaden, und fuhr sie in hellem Zorne an: „Ihr seid keine vornehme Dame, wofür ich Euch in meiner Dummheit hielt. Ihr seid eine Landstreicherin, und wenn Ihr Euch nicht augenblicklich Eures Weges trollet, werde ich den Kastellan oder den Herrn Marquis rufen, und dieser . . ."

„Ruft ihn doch!" unterbrach mich das freche Weibsbild mit unverschämtem Hohn.

Da auf einmal blitzte durch mein Gehirn ein Gedanke, der mich so erschreckte, daß ich mich an einem Stuhle aufrecht halten mußte. Preßte endlich mit Mühe die Frage heraus: „Wer seid Ihr? Ihr seid doch nicht . . ."

„Wer ich bin, werdet Ihr sonder Zweifel erfahren, sobald der Schloßherr mich sieht — ruft ihn!" erwiderte die Fremde und setzte sich auf das Lotterbett. Mir aber tanzten vor heller Angst und Zorn die vier Jahreszeiten vor den Augen; stürzte also, meiner selbst kaum mächtig, auf die Thüre zu, um den Marquis, den Kastellan, wußte selbst nicht wen, zu rufen; prallte aber, da ich justement die Klinke faßte, mit dem alten Matthias zusammen, der in der Thüre erschien. Es hatten ihn nämlich die Mägde, so das laute Gespräch gehört hatten, herbeigerufen.

„Was geht denn hier vor? Wer ist denn hier eingedrungen?" — fragte der alte Mann eintretend. Als er aber die Frau auf dem Lotterbett erblickte, öffneten sich seine Augen weit, und die Farbe wich aus seinem Angesichte, daß ich schier meinte, es habe ihn der Schlag gerührt.

„Ihr hier, Madame!" brachte er endlich, zum Tode erschrocken, über seine bebenden Lippen.

„Wie Ihr seht“, antwortete sie frech. „Der Meister Maler ist so freundlich gewesen, mich in dieses Haus zu führen, das von Rechts wegen mein Schloß ist, und da Ihr mich kennt, werdet Ihr auch die Güte haben, mich bei meinem Gemahl zu melden.“

„Bei Eurem Gemahl!“ rief der Kastellan. „Ihr wißt sonder Zweifel ganz gut, daß Ihr keinerlei Fug oder Recht auf solche Benennung habet. Frau Dausque, ich bitte und beschwöre Euch, gehet aus diesem Schlosse und störet den Frieden nicht, welcher allhier herrschet.“

„Freilich, freilich! Sehe ja wohl, daß ich in einem Paradiese bin“, höhnte sie frech lachend. „Ei, das ist ein Grund mehr, mich nicht so leichter Hand fortweisen zu lassen. Soll ich etwan obdachlos auf der Landstraße irren, während mein Mann in solchen Prachtzimmern tafelt? Nein, ich will und werde bleiben.“

„Euer Trotz wird Euch wenig nützen“, entgegnete Matthias, so sich wieder gefaßt hatte. „Die Knechte werden Euch mit Gewalt über die Brücke führen. Geschwind, Meister Thyssen, bringt den Kurt und den Grates her!“

„Der Herr Maler wird das bleiben lassen“, sagte Frau Dausque, nicht so fast mit Ruhe als mit Ausgeschämtheit. „Sintemal das Haus meines Wissens voll von Gästen ist, möchte es meinem Manne nicht lieb sein, einen ärgerlichen Auftritt zu erleben. Wenn man mich aber mit einem Finger anrührt, werde ich so schreien, daß das ganze Haus zusammenläuft — verlaßt Euch drauf!“

„Da habt Ihr uns eine saubere Bescherung bereitet, Meister Jan!“ sagte mein alter Matthias. Ich aber raufte mir in heller Verzweiflung mein Haar, sagend: „Den kleinen Finger wollte ich geben, ich hätte es nicht gethan!“

„Verzeih Euch Gott Eure Thorheit!“ entgegnete er. „Geht jetzo in Gottes Namen und schauet, wie Ihr den gnädigen Herren ohne Aufsehen in das anstoßende Zimmer bittet.“

„Nein, hier will ich ihn sprechen“, sagte die Fremde gar trutzig. „Wenn jemand ein Recht hat, in diesem Prunkzimmer zu verweilen, so steht solches Recht mir zu.“

Wohl sah mein Kastellan, daß Gewalt bei dem ebenso frechen als heftigen Weibsbild die Sache nur verschlimmern würde, und ging deshalb, wiewohl schweren Herzens, den Schloßherren von dem leidigen Fürfall zu benachrichtigen, indem er mich beauftragte, die Fremde so lange nicht aus den Augen zu lassen.

Es verging eine gute Viertelstunde. Frau Dausque wurde unruhig und schritt im Zimmer auf und ab. Dann öffnete sich die Thüre, und herein trat mein Herr Arnold mit seinem Schwiegervater. Sobald sie meines gnädigen Herren ansichtig wurde, wollte sich die Emerentiana selbigem an den Hals werfen mit lautem Rufen: „Arnold, mein Arnold!“ wobei sie sich nunmehr der französischen Sprache bediente. Als aber dieser sie tieferröthend und gar unwillig mit der Hand zurückwies, stürzte sie ihm zu Füßen, umklammerte ihn gewaltsam und flehte: „Arnold, du mußt mich hören, du darfst mich nicht ungehört von dir stoßen; man hat dein Herz von dem meinigen gerissen!“ und was dergleichen Worte mehr waren. Mein gnädiger Herr aber ließ sich von ihren süßen Worten mit nichten fangen, sondern entgegnete streng: „Madame, lasset das gut sein, stehet auf, sofort; ich würde sonst gezwungen sein, mich Euren Händen mit Gewalt zu entringen!“

Worauf die Emerentiana erwiderte: „Arnold, Arnold, so redest du zu mir?“

Da trat mein Herr Erbmarschall vor und sagte: „Madame, ich bewundere Euer Mienenspiel, Eure tragische Gebärde! Gerade so spielt man auf der französischen Bühne, der Ihr anjetzt vielleicht angehöret.“

Solche Worte trafen die Fremde wie ein Pfeil. Sie schnellte vom Boden auf und blickte bleich vor Zorn den Erbmarschall an und rief: „Wer ist der Mann, so sich zwischen meinen Gemahl und mich drängen will? Arnold, sage dem Herren, er solle sich entfernen, dieweil ich mit dir allein zu sprechen habe.“

„Mein Herr Schwiegervater wird die Güte haben zu bleiben“, antwortete der Marquis mit fester Stimme. „Und nun, Madame, muß ich zuvörderst bitten, mich nicht mehr ‚Arnold‘ zu nennen; anerwogen Ihr zu einer solchen Sprache kein Recht habet.“

„Darf die Frau ihren Ehegemahl nicht also nennen?“ fragte das Weib.

„Ihr wisset recht wohl, daß Ihr nie meine Gemahlin waret“, entgegnete mein gnädiger Herr, die Augenbrauen gar finster zusammenziehend. „Ihr mußtet schon dazumal wissen, daß ich nie Euer Gemahl werden konnte, als Ihr mich durch List und Trug, was Euch Gott verzeihen möge, zu dem Schritte verlocktet, der mein Lebensglück auf viele Jahre zerstörte. Jetzt wenigstens müsset Ihr es wissen, da der Heilige Vater unsere vorgebliche Ehe für null und nichtig erkannt hat.“

„Was kümmere ich mich um das römische Urtheil, das durch Pfaffenränke erschlichen wurde!“ schrie die Freche. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen.“

„Elender Betrug hatte uns verbunden und nicht Gott!" rief Herr Arnold, wobei ich wohl gewahrte, wie seine Stirnader anschwoll. That sich aber Gewalt an und fügte bei: „Kein Wort weiter! Wenn Ihr das Urtheil des Stellvertreters Christi auf Erden nicht achtet, so werdet Ihr natürlich auf mein Wort noch weniger geben. — Habet Ihr sonst einen Wunsch?"

Da fuhr die Emerentiana auf: „Ha, du meinst wohl, ich sei als Bettlerin gekommen? Du willst mich etwan gar wie eine Bettlerin mit einem Stück Brod abspeisen oder vielleicht von deinen Knechten vom Hofe peitschen lassen? Wage es!"

„Das ist heller Wahnsinn", sagte der Schloßherr. „Herr Vater, redet Ihr mit der Dame"; damit drehte er sich um und wollte gehen. Aber das Weibsbild gebärdete sich jetzo nicht anders als eine leidige Furie: „Wahnsinn? Ja, es ist vielleicht Wahnsinn, aber der Wahnsinn der Liebe! O Arnold, dich habe ich geliebt, dich liebe ich noch. Verwandle meine Liebe nicht in Haß; du würdest es eines Tages bereuen! Dazumalen bist du von mir gegangen, ohne auch nur meine Vertheidigung zu hören. Lasse mich anjetzt wenigstens die elenden Verleumder entlarven, so durch schändliche Ränke mir dein Herz geraubt haben. Arnold, schau, gestern habe ich dich durch Geldern reiten sehen; da hat mir die Liebe keine Ruhe gelassen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch bin ich dir nachgelaufen, durch die Wälder, über die Felder, durch Sümpfe und über die Heide und über Stock und Stein — sieh hier mein Kleid, wie es zerfetzet ist. — Arnold, ach stoße deine treue Emerentiana nicht von dir!"

Sie redete also beweglich, daß ich an dem Weib schier irre wurde, obgleich ich bei ruhigem Denken erkannte, es

sei eitel Komödie und die Dausque bezwecke nichts anderes, als den edeln Herren, wenn solches ihrer Stimm und Gebärde gelänge, auf ein neues in ihre Fesseln zu verstricken. Wollte ihn also bereden, welche Liebe annoch in ihrem Herzen lodere, und sich auch mit Gewalt wieder an den Herrn Arnold drängen, ja ihn mit ihren Armen umschlingen. Dieser aber sagte nur mehr das eine Wort: „Schlange!" und stieß sie so unsanft zurück, daß sie schier gefallen wäre. Dann verließ er das Zimmer. Da verdrehte sie ihre Augen und sank mit einem Wuthschrei auf einen Stuhl, indem sie stöhnte: „Jetzo ist alles aus!"

So trat nun der Erbmarschall vor sie hin und sagte: „Bin gänzlich derselben Meinung, und da alles aus und vorbei ist, bitte ich Euch höflich, mir zu folgen, anerwogen ich Euch persönlich vor das Schloß zu geleiten gedenke."

Nochmals flammte ihr Zorn auf. „Eure Ränke haben mich unglücklich gemacht; ich werde mich rächen an Eurer Tochter, an Eurem Enkel! Meinet Ihr, daß ich mir nach allem, was Ihr mir zufügtet, auch noch Euren Hohn gefallen lasse? Ich gehe nicht, jetzt erst recht nicht!"

Der Herr war aber so ruhig, daß ihm kein Nerv in seinem Antlitz eine Muskel bewegte, und antwortete ihr kalt und gelassen: „Madame, man würde vielleicht gezwungen sein, Euch in den Schloßthurm zu bringen, und derselbe ist nicht sehr wohnlich, obschon Ihr vielleicht in Eurem vielbewegten Leben die Bekanntschaft ähnlicher Herbergen schon gemacht habet. Ich fordere Euch jetzt zum letztenmal auf, das Schloß augenblicklich zu verlassen."

Diese zwar mit Ruhe, wiewohl mit großem Nachdruck gesprochenen Worte des Erbmarschalls wirkten. Madame

Dausque erhob sich mit einem Blick voll Gift und Galle und wollte gehen. Aber der Erbmarschall, so ein gar fürsichtiger Herr ist, sagte, er wolle selber dafür sorgen, daß sie ohne weiteres Unheil aus dem Schlosse komme, winkte uns also zu folgen, während er voranschritt. Hätten sie auch ohne Federlesens hinausgeschafft, wenn nicht ein unseliger Zufall, oder sage ich lieber Gottes Fügung, es anders gestaltet.

Als nämlich mein Herr Erbmarschall eben die Thüre des „Paradieses" öffnen wollte, höreten wir, wie einige von den Gästen laut redend über den Corridor kamen; erkannte deutlich darunter die Stimme des jungen Herrn von Geystern. Kann sich also männiglich denken, daß ein Zusammentreffen dieser Herren mit der Dausque dem Erbmarschall mit nichten genehm war. Solches zu vermeiden, schritt er den Herrschaften eilig entgegen, indem er uns bedeutete, das Weib heimlich die nahe Seitentreppe hinabzuführen, und zog auch die Gäste glücklich mit sich in die große Halle und durch dieselbe in das dahinter liegende Jagdzimmer, dessen Fenster nicht auf den Schloßhof, sondern nach dem Garten zu den Ausblick gewähren. Wir nun hielten derweilen die Emerentiana, die schier Miene machte, ein Geschrei zu erheben, unter Bedräuung, sie ins Burgverließ zu stoßen, so sie einen Laut von sich gebe, im „Paradiese" fest, bis wir den Herrn Erbmarschall die Thüre der Halle schließen hörten. Dann brachten wir sie flugs die paar Schritte über den Corridor in den kleinen dunkeln Seitengang, so zur Nebentreppe führet, und zogen auch da die Thüre, welche den genannten Seitengang mit dem Hauptgange verbindet, fürsichtig ins Schloß.

Allbereits fühlte ich mich nicht wenig erleichtert, dieweil ich gänzlich vermeinte, das größte Unheil sei nun glücklich abgewendet; da trat uns nach Gottes gerechter Zulassung aus einer der beiden Kammern gerade diejenige entgegen, welche wir zumeist zu vermeiden wünschten, verstehe meine gnädige Frau Katharina! Weiß nicht, was sie alldort gesucht hat, anerwogen ihre Gemächer ganz auf der andern Seite des Schlosses liegen. Ich meinte, der Blitz rühre mich, als ich sie im hellen Morgenstrahle, so aus der geöffneten Kammerthüre in den dunkeln Gang fiel, also plötzlich vor uns stehen sah. Noch mehr war der alte Matthias erschrocken, daß ihm die Kniee schlotterten und er sich an der Wand festhalten mußte. Die edle Frau Katharina hatte ihr Knäblein auf den Armen und leuchtete vor lauter Glück und Frohsinn nicht anders als die liebe Sonne im Maien.

Da sie eine Fremde zu also ungewohnter Zeit erblickte, schaute sie uns schier verwundert an, bemerkte auch gleich unsere große Verlegenheit, ja unsern Todesschrecken und wollte eine Frage an uns richten. Aber schon stürzete sich die Dausque mit Augen, welche funkelten wie der Blick der Natter, die auf den Wanderer loszischet, auf meine liebe gnädige Frau. Kann sich männiglich denken, daß ich das rasende Weibsbild zurückhalten wollte; riß sich aber los und schrie: „Madame, ich muß Euch sprechen! Um des Kindes willen, das Ihr an Eurer Brust traget, höret mich an!"

„Schweiget, Unglückliche!" unterbrach sie mein Kastellan. „Gnädige Frau —"

„Nein, ich will reden, ich muß reden! Höret mich; bei allem, was Euch heilig und theuer ist!" rief die Französin, auf ihre Kniee niederfallend.

„Wer ist die Fremde?" fragte die gnädige Frau, und vor Schrecken ob des heftigen Wesens der Emerentiana wich ihr das frische Roth aus den Wangen.

„Höret nicht auf ihr Gerede, maßen es eine Wahnsinnige ist!" rief der alte Matthias. „Wo sind die Knechte?"

„Es ist jedenfalls eine Unglückliche — ich will sie anhören", sagte die edle Frau Katharina; übergab also ihr Kind der Anna und winkte uns, der Fremden in die Kammer zu folgen. Umsonst sperrte sich der Kastellan und versuchte abermalen, jedes weitere Gespräch mit der Versicherung abzuschneiden, die Fremde sei gänzlich wahnsinnig.

„Wahnsinnig?" höhnete Frau Dausque. „Vielleicht daß ich es annoch werde, und ein Wunder wäre solches wahrlich nicht, nachdem mich mein Ehegemahl also behandelte." Dann sich gegen meine arme gnädige Frau wendend, begann sie alsbald ihr Natterngift in deren reines Herz zu träufeln: „Ach, mein gnädiges Fräulein, es drückt mir schier das Herz ab, daß ich Eure Augen öffnen muß; schulde es aber Euch und mir. — Kennet Ihr diesen Ring?" Damit zog das Weib einen güldenen Siegelring, so an einem Seidenbande befestigt war, aus seinem Busen.

„Es ist das Wappen meines Gatten", erwiderte die gnädige Frau, die noch immer nicht ahnete, wer die Fremde sei und was das alles bedeute.

„Sie hat ihn gestohlen!" rief der Kastellan.

„Gestohlen!" lachte die Emerentiana. „Ihr wißt recht wohl, daß Ihr jetzt eine Lüge ausgesprochen habt. Müßt Ihr doch selber bezeugen, daß ich diesen Ring vor vierzehn Jahren aus der Hand Arnolds Schenk von Nydeggen empfing!" Dann wandte sie sich gar ernst an meine gnädige Frau, sagend: „Ja, mein gnädiges Fräulein, Ihr seid be-

trogen, Ihr seid schmählich hintergangen! Der Mann, welcher sich Euer Gemahl nennt, hatte kein Recht, Hand und Herz an Euch zu vergeben, anerwogen selbiger seit vierzehn Jahren mein Gatte ist."

Kann sich männiglich denken, daß eine solche Rede auf meine gnädige Frau nicht anders als ein Donnerkeil herabfiel. Alsbald schoß ihr das Blut ins Angesicht, und sie rief: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, mich und meinen Gemahl unter unserem eigenen Dache also zu beschimpfen?"

„Daß ich solches wage," entgegnete das Schandweib, „muß Euch etwan den Gedanken eingeben, ich habe ein Recht dazu. Ich bin die verwittwete Gräfin de Bruay und die eheliche Frau von Arnold Schenk von Nydeggen, dahingegen Ihr, mein gnädiges Fräulein, hier den Platz einnehmet, der nach Recht und Gerechtigkeit mir gebühret."

Ein sothanes über die Maßen freches Benehmen verwirrte meine gute Frau Katharina gänzlich. „De Bruay?" stammelte sie. „Nie in meinem Leben habe ich diesen Namen gehört. — Matthias, redet Ihr! Ihr kennt ja meinen Arnold von seiner Kindheit an, maßen Ihr demselbigen von seinem sterbenden Vater als ein getreuer Diener und fürsichtiger Mentor übergeben wurdet. So redet und zeuget jetzo wider dieses Weib und deren ungeheuerliche Worte! — Wehe, was stehet Ihr also verwirret und erschrocken? Was ist es mit jener Gräfin de Bruay?"

So suchte sich nun mein Matthias zu fassen, was ihm jedoch schlecht gelingen wollte, und schrie, außer sich vor Angst und Zorn: „Glaubt keine Silbe, gnädige Frau! Der helle Wahnsinn redete aus der Landstreicherin; seht nur, wie sie die Augen verdrehet."

Dahingegen wiederholte die Emerentiana ihre alte Rede: „Hier steht jene Gräfin de Bruay, welche dieser Mann da wohl kennt und von deren Ehe mit seinem Herren er genaue Kunde hat. Er möge es läugnen, wenn er die Stirne dazu hat!“ Sie drehte sich mit diesen Worten dem alten Manne zu, dessen Verwirrung Frau Katharina nicht entgehen konnte. Dann fuhr sie fort: „So wahr ich lebe, man hat Euch betrogen. Ich bin die eheliche Frau des Schenk von Nydeggen und fordere mein Recht auf die Hand des Mannes zurück, den elende Ränkeschmiede zum Treubruch gegen mich und zum Betruge gegen Euch verleitet haben.“

Noch heute vermeine ich, die Reden der Dausque zu hören; glaube auch, der leidige Satan habe ihr die Worte eingeblasen, sintemalen selbige wie höllisches Feuer glühend aus ihrem Munde herfürschossen und das unschuldige Herz der guten Frau Katharina mit übermenschlicher Galle und Wermuth erfüllten. Sie schaute uns wehklagend an, und da sie unsere Verwirrung gewahrte, schien solches die schreckliche Anklage zu bestätigen. Ich sah es kommen — es schwindelte ihr, und sie wäre mit einem leisen Weherufe bewußtlos zu Boden gestürzet, wenn ich sie nicht rechtzeitig gestützt hätte. Sie stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „Mein Kind, mein Kind!“ Dann schwanden ihr die Sinne. Eilends holte der Kastellan seine Frau, die Magreth, herbei, welche mit lautem Jammern die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als sie ihre Herrin bleich wie ein Leinlaken erblickte.

„Die Wahnsinnige da hat sie erschrecket“, sagte mein alter Matthias. Da aber die Dausque bei sothanen Worten und bei dem jammervollen Anblick der armen Frau Katha-

rina nur höhnisch lachte, brach er in hellen Zorn aus und fuhr das Weib mit den Worten an: „Giftige Schlange, so das Jugendglück meines armen Herren zernichtete und nun auch in das arglose Herz meiner edeln Herrin den Geifer ihres Giftes spritzete: schere dich von hinnen!" Und da nun ob des lauten Redens auch ein Diener die kleine Treppe heraufkam, rief er ihn herbei und sagte: „Grates, nimm diese Landstreicherin, so sich hehlings ins Schloß einschlich; jage sie, peitsche sie meinethalben vom Hofe, und wenn sie nicht gehen will, so hetze die Hunde auf sie!"

„Ich gehe schon", sagte jetzo die Emerentiana, als der Grates sie derb am Arme faßte. „Aber bei meinem Leben, ich werde ein andermal wieder kommen, und mögen mir meine Glieder bei lebendigem Leibe verrotten und verfaulen, wenn ich ruhe und raste, ehebevor das Blyenbeeker ‚Paradies' meine Rache fühlet!"

Sonach ließ sie sich von dem Grates ohne fürderes Sperren die Nebentreppe hinabführen, und gingen wir zwei hinter ihr drein bis über die äußere Schloßbrücke, allwo der Kastellan sie abermals mit den Hunden bedrohte, auch in ihrer Gegenwart dem Thorwart gebot, das Weib unter keinen Umständen oder Vorwänden jemalen wieder einzulassen.

Blieben noch auf der Brücke stehen, bis das Unglücksweib durch die Eichenallee den Blyenbeeker Busch erreichet hatte und unsern Augen entschwunden war, und will ich hier mit nichten aufschreiben, was der Matthias mir für eine Rede hielt von wegen meiner unglaublichen Thorheit, und daß alle Maler, Musikanten und Poeten einen Strich hätten. Standen so noch zusammen, als auch schon mein Herr Erbmarschall eiligen Schrittes über den Schloßhof kam

und sich bei dem Kastellan erkundigte, ob die Person ohne weitern Unfall aus dem Hause geschaffet sei. So antwortete ihm mein Matthias, das Mensch sei glücklich von hinnen gejagt, und es habe selbiges keiner der Gäste gesehen, werde auch wohl sich nicht getrauen, ein andermal zu kommen, anerwogen der Thorwart Befehl erhalten, ohne Federlesens die Hunde auf sie zu hetzen. Solche Meldung schien den Erbmarschall merklich zu beruhigen; er athmete auf und sagte: „So sei Gott gedankt, daß sothanes Abenteuer ohne Skandal verlaufen! Will doch heute noch nach Geldern zurück und mit dem Commandanten ein Wort reden, daß dieser Person das Handwerk gelegt und sie mit einem Laufpaß aus dem Gelderischen verwiesen werde."

Merkte nun freilich, daß mein Matthias nach seiner leidigen Gewohnheit die Hauptsache, verstehe das Zusammentreffen der Dausque mit der gnädigen Frau Katharina, verschwiegen habe, maßen er nun immer mit etwas hinter dem Berge halten muß. Wollte also dem Herren darüber offenherzig berichten; da aber selbiger, als ich just meinen Mund öffnen wollte, den Kastellan fragte, wie denn das Unglücksmensch überhaupt ins Schloß hineingekommen sei, wurde ich also verdattert und verwirret, daß ich die Ohren hangen ließ und mich stille beiseite schlich. War auch so traurig, daß ich laut hätte weinen mögen, wenn ich des Jammerbildes meiner edeln gnädigen Frau gedachte, und machte, daß ich allen Leuten aus den Augen kam, indem ich mich in meine Malerwerkstatt flüchtete.

Erst am Nachmittage ging ich wieder in den Hof hinab; denn der Portalschmuck sollte weggeräumt werden. Du lieber Gott, wie ganz anders war es mir jetzo ums Herz als vor vierundzwanzig Stunden, da ich die Kränze auf-

hängte! Wie hatte sich aller Jubel in Traurigkeit verwandelt, und war das Wort des Erbmarschalls in Erfüllung gegangen, wie ja auch das Sprichwort sagt:

„Glück und Glas,
Wie bald bricht das!“

Will anhier einschalten, was ich später über die unselige Emerentiana und deren so unerwartetes als unheilvolles Erscheinen in Blyenbeek in Erfahrung brachte. Was sie mir von ihrem Bittgang zu Unserer Lieben Frau von Kevelaer gesagt, war eitel Geflunker; dahingegen ihr Zusammentreffen mit dem Herrn Arnold und dessen adeliger Begleitung zu Geldern wenigstens so weit stattgefunden hat, daß sie denselbigen erkannt, selber aber von ihm nicht gesehen worden war. Es weilte nämlich dazumal in Geldern eine Truppe französischer Komödianten, so die Stücke eines sichern Molière aufführten. Solchem herumziehenden Pack hatte sich die Emerentiana beigesellt, wie der Herr Erbmarschall richtig gerathen, und war mit selbigem aus dem Lande Artois durch Belgien ins Gelderische gekommen, etwan auch in der Hoffnung, einiges von dem Herren Arnold zu erfahren. Wie sie nun denselbigen zufällig in also glänzendem Aufzug und Geleit durch Geldern reiten sah, entbrannte in ihrem Herzen, wie ich glaube, die alte heftige Neigung zu ihm, anerwogen man mir glaubwürdig versichert hat, sie habe eine solche zu dem jungen Arnold gehabt, als sie ihn, wiewohl durch Lug und Trug, an sich zu fesseln versuchte. War auch gleich wieder Feuer und Flammen und lief ihm spornstreichs den weiten Weg über Kevelaer und Weeze durch Sumpf und Heide nach. Was sie damit bezweckte, weiß der liebe Gott, dem es allein möglich ist, die Herzen und Nieren auch der Weiber zu durchforschen. Sie wollte

ihren Arnold sehen und um jeglichen Preis mit ihm reden; hat etwan gar geglaubt, ihn seiner heiligen Pflicht abspänstig zu machen und auf ein neues an sich zu fesseln, ob sie nun solches durch sich oder aber durch Hilfe des leidigen Satan und mit einem sympathischen Pülverlein hat bewirken wollen, wie mein alter Matthias steif und fest vermeinte. Summa: Sie ist durch meine Thorheit und ihre Frechheit, wie gemeldet, in das Schloß gedrungen, jedoch über die Maßen schnöde abgefertigt worden und derohalber voll Haß und Rache von dannen gefahren.

Muß nun leider Gottes von den jämmerlichen Folgen reden, so das Unglücksweib in dem Gemüthe meiner lieben Frau Katharina verursacht hat. Habe das große Herzeleid nur zu gut sehen können, auch später sowohl von dem Edelfräulein Angelina als von meiner gnädigen Frau selber manches gehört, was mich dessen Bitterkeit erkennen ließ. Am selbigen Morgen sind die Gäste zu guter Stunde fortgeritten und haben nichts von dem traurigen Vorfall erfahren. Angelina hat sie verabschiedet; die gnädige Frau müsse noch der Ruhe pflegen, sagte man den Fremden, anerwogen der gestrige Ritt sie über die Maßen ermüdet habe. Nachmittag ließen auch mein gnädiger Herr und dessen Schwiegervater satteln und ritten selbander gen Geldern, gänzlich der Ueberzeugung, Frau Katharina habe auch nicht die allerleiseste Ahnung von dem leidigen Besuche, so das Schloß in der frühen Morgenstunde gehabt, und des festen Willens, sofort miteinander bei einer gestrengen gelderischen Obrigkeit die geeigneten Schritte zu thun, um die Landstreicherin entweder einzuthürmen oder aber des Landes zu verweisen. Habe auch wirklich später gehört, sie sei vom Büttel gegriffen und über die Grenze gejaget worden, sobald

sie sich am folgenden Tage in Geldern gezeigt, und dachte mir, sie werde niemalen mehr kommen, anerwogen sie der Vogt, so sie ein zweites Mal betroffen werde, mit Stocken und Steupen bedrohete.

Kannst dir aber selber denken, daß weder der Gemahl noch der Herr Schwiegervater fortgeritten wären, wofern der alte Matthias und dessen Weib ihnen reinen Wein eingeschenket. Da sie sich von der Frau Katharina verabschieden wollten, sagte ihnen die alte Margreth, dieselbe sei justement eingeschlummert, worauf die Herren befahlen, man solle sie ruhen lassen. Doch brachte sie ihnen das Knäblein heraus, dem der Vater und der Großvater das heilige Kreuzzeichen machten und sich darnach in den Sattel schwangen, ohne zu ahnen, daß die Emerentiana die gnädige Frau gesehen und ihr großes Herzeleid bereitet habe.

In währender Zeit blieb Frau Katharina mit ihrem Knäblein und ihrem Kummer allein in ihrem Gemache. Als die alte Margreth sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu vernünftigen Sinnen gebracht hatte, soll sie nur ein weniges geweint haben, dafür aber stundenlang bleich wie der Tod dagesessen oder in der Kammer hin und hergegangen sein. Endlich aber habe sie, wie mir die Margreth erzählte, das Knäblein auf die Arme genommen, mit feuchten Augen geherzet und geküßt und dabei gesagt: „Mein herzsüßer Christoffel, du wenigstens bist mir geblieben!"

Machte mir meine Gedanken ob sothanem Bericht der Margreth und konnte mir an den Fingern abzählen, wie jammervoll ihre Seelenruhe gestöret sei. Was und wie viel sie von den Reden der Emerentiana glaubte, wußte ich nicht; aber daß sie ihr einiges glaubte und das Weib durchaus nicht für eine Wahnsinnige hielt, wie mich der

alte Matthias bereden wollte, war nur zu gewiß. Ihr Mann erschien ihr also nicht mehr als das makellose Tugendbild, das er in ihren Augen bis dato gewesen war, dieweil seinem frühern Leben offenbar ein dunkler Fleck anklebte, welchen er vor ihren Blicken verheimlicht und verborgen hatte. Nichts schmerzet aber ein Herz mehr, so in reiner Liebe zu einem Mitmenschen erglühete, als wenn der Gegenstand sothaner Verehrung urplötzlich der Achtung unwerth erscheinet, indem er statt in Reinheit und Würde zu strahlen, von irgend einer Makel beflecket wird, und bedarf es da mit nichten eines gar großen Fehltrittes, um die Liebe in Kälte oder gar in unverhohlene Abneigung zu verwandeln. Frau Katharina mochte zwar an das Ehebündniß dieses Weibes mit Arnold nicht glauben; aber der Siegelring mußte sie doch stutzig machen. Jedenfalls hatte sein Herz, wenn auch nicht seine Hand, einmal dieser Unwürdigen gehört! Und er hatte es gewagt, ihr, dem arglosen Kinde, das entweihte Herz anzubieten! Er hatte sie getäuscht, da doch die Ehrenhaftigkeit ihm hätte gebieten sollen, den Makel seiner Jugendzeit zu offenbaren. Wie mochte sie ihn jetzt noch achten oder lieben?

In ihres Herzens Bitterkeit schlug sie den Gedanken aus, zu Arnold zu gehen und von ihm ihre Zweifel lösen zu lassen. Würde er sie nicht abermals täuschen? Und weshalb kam er nicht selbst, um sich zu rechtfertigen oder um Verzeihung zu bitten? Weshalb ritt er gerade jetzt mit dem Vater fort, ohne auch nur, wie er sonst pflegte, ihr ein Wort zum Abschiede zu bieten? Jagte ihn etwa das Bewußtsein seiner Schuld von hinnen?

Solches mögen die Gedanken gewesen sein, so an jenem Tage bitter wie Wermuth ihr Herz erfüllten. Ach, Lieber,

wache über deine Seele und laß kein Mißtrauen in selbige einziehen! Wenn auch nur ein Schatten davon in ein Menschenherz Zutritt findet, so erfasset die Phantasie das dunkle Ding und recket und strecket es zu einem erschrecklichen Gespenst.

Habe damals die gnädige Frau erst spät am Abende gesehen, als ich mit dem alten Matthias den Triumphbogen wegräumte. Nahm eben die Wappenschilder aus den Guirlanden herab, als sie mit Angelina durch das Schloßthor heraustrat, um einen Gang durch den blühenden Garten zu machen. Die beiden Frauen blieben einen Augenblick stehen und warfen einen Blick über die zerblätterten Bogen und über die Blumen, die streuens hin und her auf der Brücke lagen. Fräulein Angelina sagte: „Seht, Schwester, so geht es mit den Freuden dieses Lebens! Die Blumen sind dahin, und nur die Wappenschilde, mit denen sie uns dereinst den Sarg verzieren, werden sorglich zur Seite gestellt." Frau Katharina aber redete kein Sterbenswörtlein dagegen, hob nur eine Rose auf, zerpflückte sie und warf die schönen weißen Blätter über das Geländer in das dunkle Wasser des Grabens.

„Du arme Seele!" dachte ich, „so also ist dir zu Muth!" und gänzlich überzeugt, daß jetzt nurmehr ein offenes Wort ihr den Frieden wiedergeben könne, drang ich allen Ernstes in Matthias, er möge jetzund der guten Frau reinen Wein einschenken und ihr seine zwar gut gemeinte List unverhüllet bekennen. Dagegen sträubte er sich gewaltig, und als ich ihm drohte, der gnädigen Frau selber alles getreulich zu vermelden, bat er mich gar beweglich, solches doch ja nicht zu thun, anerwogen ihn das bei der Herrschaft in große Ungnade bringen könnte. Möge ihm

nur drei Tage Frist geben; wenn binnen dieser Zeit die gnädige Frau nicht gänzlich der Ueberzeugung werde, die Emerentiana sei entweder eine Wahnsinnige oder eine Betrügerin, so wolle er ihr in Gottes Namen gestehen, auf welche listige Art er den Herrn Arnold hintergangen habe. Dessen war ich zufrieden und gewährte ihm auf sein heftiges Bitten die besagte Frist.

4.

Vom Leidmuth der edeln Frau Katharina, und wie das Paradies wieder hergestellt wurde.

Lügen ziehen allzeit neue Lügen nach sich, nicht anders als die vordern Ringe einer Schlange deren hintere Ringe nachschleifen. So sagte mir der alte Kastellan, nachdem die drei Tage verflossen waren, es sei jetzt alles in bester Ordnung, und seine Frau, die Margreth, bestätigte mir dasselbe. Er habe der guten Frau Katharina seine wohlgemeinte List gebeichtet und alles erzählt; die gnädige Frau sei zwar noch etwas traurig, weil ihr Gemahl kein rechtes Vertrauen zu ihr gehabt, im übrigen aber ruhig, und werde sich ehelang gänzlich getrösten.

Glaubte also das alles dem alten Matthias; allein der arme Mann hatte nicht den Muth gehabt, der Herrin reinen Wein einzuschenken, wie ich später erfuhr. Längere Zeit meinte ich wirklich, das Andenken an die unselige Dausque sei ihrem Geiste entschwunden; aber als der Schatten von ihrem Antlitze, das ehedem so heiter war wie der unbewölkte Himmel, nicht weichen wollte, ja sogar die Rosen auf ihren Wangen merklich abblaßten, wurde ich hinterdenklich. Sie

weilte jetzt viel auf ihrem Zimmer; nur selten hörte ich bei der Arbeit vom Garten herauf ihre Stimme, und solche schien mir nicht mehr so klar zu klingen wie früher; ihr Lachen aber, das früher wie ein Glöcklein getönt, war gar nicht mehr zu hören. Früher war sie fleißig auf die Reiherbeize geritten und hatte Freude am Waidwerk gehabt, weshalb ich sie auch als Diana mit Pfeil und Bogen gemalt habe; jetzt machte der kleine Christoffel ihre einzige Sorge. Einmal glaubte sie sich allein. Da sah ich, wie sie das Knäblein in den Armen wiegend sich die hellen Zähren aus den Augen wischte und dazu sagte: „Armes Kind!"

Also verflossen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen, ohne daß auf dem einsamen Heideschlosse etwas Absonderliches fürgefallen wäre. Herr Arnold war just in selbigem Sommer gar selten auf Blyenbeek, dieweil sein Schwiegervater ihn mehr und mehr in das öffentliche Leben hineinzuziehen suchte. Auch gab ihm die Verwaltung seiner Güter Hillenrath und Swalmen bei Roermond, welche in den Kriegsläuften schwer gelitten hatten, viel Mühe und Arbeit. Selbst wenn er etwan auf einige Tage nach Blyenbeek kam, hatte er den Kopf voll Sorgen und Kümmerniß, woher es denn leicht zu begreifen, daß er gegen die gute Frau Katharina nicht mehr so holdselig war wie in frühern Zeiten, als sie und ihre Liebe seine einzige Sorge ausmachten. Wie leicht konnte sich da Frau Katharina einreden, ganz andere Gründe halten ihren Mann von ihr fern und hätten sein Herz verwandelt!

Mehr als einmal wollte ich mit ihr reden; aber ich fand das rechte Wort nicht. Malte damals das Bild Angelinas, und wenn mir das Edelfräulein saß, leistete ihr Frau Katharina gewöhnlich Gesellschaft. Einmal schien die gute Dame

ganz besonders leidmüthig gestimmt, und war selbst das frohe Geplauder Angelinas nicht im stande, die dunkeln Wolken von ihrer Stirne und aus ihrer Seele zu verscheuchen. Da traf es sich, daß sie von einer Dienerin abgerufen wurde; nahm also die Gelegenheit wahr und fragte mein Edelfräulein, ob ihre Schwägerin krank sei, maßen selbige seit längerer Zeit gar so ernst und niedergeschlagen scheine.

„Ist solches Euch auch aufgefallen, Meister Thyssen?" sagte sie. „Ich weiß nicht, was ihr ist! Seit dem Morgen nach dem Wiegenfeste ist sie nicht mehr die alte heitere Katharina. Habe sie wohl hundertmal gefragt; sie will aber mit der Antwort nicht heraus. Auch von der alten Margreth und dem Matthias konnte ich nichts erfragen als die sonderbare Kunde, eine Wahnsinnige habe sie an selbigem Morgen erschreckt."

Merkte also wohl, daß das Edelfräulein den Kummer nicht kenne, der die arme Frau bedrückte; auch wußte Angelina nichts von der leidigen Dausque, dieweil sie noch ein Kind war, als Herr Arnold in den Türkenkrieg zog. Und da ich ein merkliches Bedenken hatte, der unschuldigen Seele ein Wort davon zu sagen, ging ich mit mir zu Rath, ob ich an den Erbmarschall oder an Herrn Arnold schreiben solle; konnte nämlich das Herzeleid der edeln Frau nicht mehr länger mit meinen Augen ansehen.

Da kam mir eine unerwartete Gelegenheit zu Hilfe.

Item, stand an einem der folgenden Tage an der Schnitzbank und schnitzte an der Kamineinfassung, so für das „Paradies" bestimmt war. Die eine der Seitenfiguren, eine Diana mit dem Köcher über der Schulter, sollte nach dem Wunsche des gnädigen Herren die Züge seiner Gemahlin tragen. Hatte den Kopf, welcher der Frau Katharina nicht

übel gleicht, allbereits fertig; der untere Theil der Figur verlief in eine flache Säule oder Herme, und mir war bei der Arbeit der Gedanke gekommen, eine Schlange um selbige Herme zu ringeln. Schnitzte justement an dieser Schlange und dachte dabei an die Emerentiana, so sich wie ein giftiger Wurm an meine Diana herangeschlichen hatte, als die Thüre aufging und Frau Katharina mit dem Knäblein auf ihren Armen zu mir hereintrat.

Sie betrachtete aufmerksam meine Schnitzerei. Dann sagte sie: „Die Diana soll wohl mich vorstellen; ja, ich habe in meiner Jugend die Jagd sehr geliebt."

„In Eurer Jugend, gnädige Frau! Und Ihr zählt kaum zwanzig Jahre!" rief ich.

„O man kann auch in jungen Jahren alt werden", entgegnete sie mit einem also bittern Zuge um die Lippen, daß er mir das Herz zusammenschnürte. „Ueber Nacht kann man alt werden. — Aber was schnitzt Ihr da eine Schlange um das Fußgestell? Der Gefährte Dianas ist doch der treue Hund und nicht die falsche Natter."

Solche plötzliche Frage verwirrte mich; ich suchte nach einer Ausrede. Allein ihr klares Auge ruhte so durchdringend auf mir, daß ich beschämt verstummte.

„Wie, Meister Thyssen," sagte sie dann, „ich habe immer geglaubt, daß Ihr mir treu ergeben seiet. Und nun wollt auch Ihr mich betrügen? Ihr habt Eure eigenen Gedanken, weshalb Ihr diese Schlange meinem Bilde beifüget, und ich errathe selbige!"

„Gnädige Frau," sagte ich, „es ist mir nie eingefallen, Euch zu betrügen. Und da Ihr es wünschet, will ich offen reden. Die trüben Gedanken, welche sich in Euer Herz

eingeschlichen haben, glaube ich zu kennen, hoffe auch zu Gott, selbige verbannen zu können."

„Redet", preßte sie mühsam hervor. „Aber glaubet nicht, daß ich meinen Gemahl einer gemeinen That fähig erachte."

„Gott sei dafür gepriesen!" rief ich. „So ist der Schlange, welche ich hier schnitze, nicht geglückt, Eurem Herzen einen tödtlichen Stich beizubringen; es wird wieder genesen und die alte Liebe darin auf ein neues fröhlich erblühen."

„Kann wohl Liebe leben," seufzte sie, „wo kein Vertrauen herrscht?" bei welchen Worten eine Thräne in ihren Augen glänzte.

„Das Vertrauen hoffe ich wieder begründen zu können. Ihr habt recht gerathen. Die Schlange, so ich hier schnitze, ist jenes unselige Weib, das durch elenden Betrug die Jugend Eures Gatten mit Galle und Wermuth gewürzet hat, und das jetzt aus Rache Eure Liebe gar gerne vergiften möchte." Erzählte darauf mit wenigen schonenden Worten von der Jugend ihres Gatten, schilderte sein edles, christliches Benehmen, das er bewiesen hatte, sobald er seinen Irrthum erkannte, seinen Eifer, mit dem er den Fehler gut zu machen bestrebt war — seine große Liebe, mit der er sie auf seinen Händen trage und ihr Blyenbeek zu einem Paradiese umgestaltete, wie sie selbst am Abende jenes Festes so schön gesagt hatte.

Derweil ich solche Worte zu ihr redete, wurde sie sichtlich bewegt. Zu der leidigen Geschichte von der Emerentiana sagte sie zwar keine Silbe, konnte aber wohl merken, daß der Unmuth um ihre Lippen zuckte. Als ich aber erzählte, wie der Heilige Vater den unglücklichen Bund für null und nichtig erklärte, athmete sie auf, und da ich die Reue und Liebe ihres Gemahles also schilderte, wie der heilige Schutz-

engel es mir eingab, füllten sich ihre Augen mit Zähren. Jedennoch erwiderte sie keine Silbe, als ich aufhörete, sondern ging eine lange Weile, das Knäblein auf dem Arme schaukelnd, schweigend auf und ab.

Endlich aber sagte sie: „Das ist alles schön und recht. Aber weshalb hat er mir nie ein Wort von all dem anvertraut? Weshalb hat er mir nicht alles erzählt, als er um meine Hand warb? Weshalb hat er nicht gesagt: ‚Schau, Liebe, so bin ich betrogen worden; aber der Heilige Vater hat das Band, in das mich jenes Weib verstricken wollte, als null und nichtig anerkannt'? Weshalb muß ich das in gegenwärtiger Stunde von einem Fremden erfahren? Nein, Meister Thyssen, er hatte kein Vertrauen in mich, und wo kein Vertrauen wohnt, da kann auch keine Liebe wohnen."

„Doch, gnädige Frau, anerwogen die Liebe selbst der Grund sein kann, welcher die Wahrheit verhüllet. Könnt Ihr Euch nicht denken, daß Herr Arnold schwieg, just weil er Euch liebte? weil er Euern Frieden nicht trüben wollte, vielleicht auch weil er Eure Liebe zu verscherzen fürchtete?"

„Ihr seid ein guter Sachwalt, Meister Thyssen", sagte sie mit einem gar freundlichen Blicke. „Aber war es nicht seine Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen, als er um meine Hand warb?"

Ich hatte mir vorgenommen, den alten Kastellan wenn immer möglich zu schonen. Begnügte mich daher mit der Antwort: „Durfte er nicht annehmen, der Herr Vater habe Euch alles eröffnet, was er etwan zum Frieden Eurer Seele nöthig oder dienlich erachte? Dennoch glaube ich Euch versichern zu können, daß er noch mehr that und in Wahrheit einem, so aber nicht zu reden wagete, den Auftrag gab, Euch alles offen und ehrlich zu sagen."

Da sagte sie: „Meister Thyssen, ich danke Euch von Herzen! Ihr habt mir eine Sache, welche mich schwer ängstigte, wie Ihr mit Recht errathen habt, in einem viel hellern Lichte gezeigt; will anjetzt versuchen, sie in diesem Lichte zu beschauen und alles düstere Gewölk, will sagen jeglichen Zweifel, so sich etwan wieder zusammenziehen will, tapfer von hinnen treiben. Ihr Maler gebt nicht umsonst so viel auf die Beleuchtung," fügte sie mit leuchtenden Augen scherzend bei; „die Eurige ist jedenfalls sehr freundlich."

„Und ganz richtig, gnädige Frau!" sagte ich, tief bewegt die Hand küssend, welche sie mir freundlich darbot. „Ich bürge mit meiner Seele dafür."

„Und du, kleiner Christoffel, gib dem guten Meister Thyssen auch dein Händchen und danke ihm schön, daß er das Herz deiner armen Mutter von einer Centnerlast erleichterte."

Der Kleine streckte seine Aermchen nach mir aus und schaute mich aus seinen großen blauen Augen gar holdselig an. Da konnte ich vor lauter Rührung die Thränen kaum zurückhalten und rief: „Du kleiner Engel, du mußt deiner Mutter das Paradies hüten, daß die böse Schlange nie mehr ihren Weg in dasselbige finde. Wir wollen jetzt auch ihr Abbild von dieser Herme entfernen, dieweilen der giftige Wurm in unser Paradies inskünftig weder Weg noch Steg jemalen mehr finden soll."

Wohingegen sie solches verredete, sagend: „Nein, laßt die Schlange! Sie soll mich an das Wort meines Vaters erinnern, daß nur die Liebe, welche vom Himmel kommt, den Himmel bei sich hat, während Erdenliebe kein sicheres Paradies gründen kann. Wißt Ihr noch, wie eindringlich

er an jenem Abende uns den Spruch Coelum peto ans Herz legte? Ich denke, der liebe Gott hat das alles gefügt, daß ich inmitten meines irdischen Paradieses des himmlischen nicht vergesse."

Mit solchen Reden ging sie von dannen. Stand also wieder allein in der Werkstatt und fühlte eine Freude in meinem Herzen, wie seit vielen Wochen nicht mehr. Die Mutter Gottes von Kevelaer war mir hilfreich beigesprungen. Wisse, daß ich ihr eine Wallfahrt versprochen, wenn sie mir gnädiglich beistehe, meine arme gnädige Herrin zu trösten; anerwogen man sie mit dem lieblichen Titel „Trösterin der Betrübten" begrüßet. Als ich nun am Abende der gnädigen Frau meinen Wunsch aussprach, des nächsten Morgens nach dem nahen Wallfahrtsorte zu pilgern, sagte sie: „Ich glaube zu errathen, weshalb Ihr zur Mutter Gottes von Kevelaer wollt, und denke, mindestens einen ebenso wichtigen Grund zu solcher Wallfahrt zu haben. Wenn es Euch recht ist, so werden Angelina und ich Euch begleiten."

So ritt ich am folgenden Tage, einem freundlichen Herbstmorgen, in Begleitung der beiden Frauen erst über die blühende Heide, dann aber durch Wald und Wiesen Kevelaer zu. Es wurde auf dem Hinwege wenig gesprochen. Wir beteten zusammen den heiligen Rosenkranz und bereiteten uns auf den Empfang der heiligen Sacramente vor. Als wir aus dem letzten Walde hervortauchten und den Wallfahrtsort vor uns liegen sahen, hob Fräulein Angelina mit ihrer glockenhellen Stimme ein schlichtes Marienlied an. Frau Katharina begleitete mit ihrem sanften Alt, und auch ich suchte meinen Baß darunter zu legen, daß es ein freundlicher Gruß an unsere gnadenreiche

Mutter war. Sie sang aber ein altes Lied, das sie dennoch ein weniges umgewandelt hat, also:

Sagt an, wer ist doch diese,
So überm Paradiese
Als Morgenröthe steht?
Es krönet sie der Sterne Kranz,
Es kleidet sie der Sonnen Glanz,
Und klarste Unschuld ist sie ganz,
Die Braut von Nazareth!

Das ist die Makellose,
Das ist die Gnadenrose,
Des ewigen Wortes Zelt;
Das ist die Blum' aus Jesse Stamm,
Die uns gebracht das Gotteslamm,
So unsre Sünden auf sich nahm,
Die Königin der Welt!

O du, vieledle Fraue,
In Gnaden auf uns schaue
Und heile allen Harm!
O du, der Traurigen Trösterin,
O du, der Seligen Königin,
Führ uns zur ewigen Heimat hin,
Bitt, daß sich Gott erbarm'!

Bald knieten wir vor der Gnadenkapelle unter den Lindenbäumen und dann vor den Beichtstühlen und empfingen schließlich den Urheber und Spender allen Trostes. Was war es da zu wundern, daß Frau Katharina wie neu geboren die „Trösterin der Betrübten" in Kevelaer verließ? Angelina kannte sie kaum mehr; ein über das andere Mal rief sie: „Aber Katharina, was ist dir nur? Du hast auf einmal dein altes fröhliches Herz wiedergefunden, welches ich seit Monaten gar schmerzlich bei dir vermißte!"

„Ja," sagte die edle Frau, „es ist mir, als ob eine schwere Wetterwolke über meine Seele hingegangen wäre, und jetzo scheint die liebe Sonne wieder, und an jedem Halm und Blatt funkeln die Tropfen. — Meister Thyssen, Ihr müßt mir eine schöne Ex-Voto-Tafel für Kevelaer malen — das Schloß Blyenbeek und im blauen Himmel darüber die Mutter Gottes mit ihrem lieben Jesuskindlein, selbiges segnend und schützend. Vor dem Schlosse aber knie ich mit meinem Christoffel und mein Arnold und Angelina. Vergesset dabei auch nicht, den schönen Spruch Coelum peto in güldenen Buchstaben darauf zu setzen."

Also ritten wir theils in ernsten, theils in fröhlichen Gesprächen über die blühende Heide zurück, welche die Strahlen der sinkenden Sonne vergüldeten. Die ansonst öde Landschaft stand in ihrem Lichte wie verklärt. Rother Abendschein hatte die kahlen Sanddünen überhaucht, und soweit man sehen konnte, dehnte sich das Heidekraut mit seinen Tausenden und abermal Tausenden bald blassen, bald hellrothen Blümlein. Darüber wogete ein Summen und Duften ob der weiten Fläche, und viele Hundert fleißige Immen waren noch geschäftig, die letzte süße Tracht zu sammeln und nach ihrem kunstreichen Baue zu tragen. Ringsum Ruhe und süßer Frieden, und der süßeste in unsern Herzen, und als nun das Ave-Glöcklein in Sanct Augustin den „Engel des Herren" läutete, knieten wir in das Heidekraut nieder und grüßten die Königin des himmlischen Friedens mit dem Gruße des Engels:

Ave Maria!

Friede und Glück war abermals in das Blyenbeeker „Paradies" eingekehrt, dieweil Glaube und Liebe das Natterngift des Zweifels ausgetrieben hatten, so die Rache

eines Weibes in die arglose Seele meiner gnädigen Frau Katharina geträufelt. Gott und die heilige Jungfrau seien ewiglich dafür gepriesen, anerwogen ich nur mit Schaudern daran denken mag, was für eine traurige Saat aus solchem giftigem Samen hätte erspriessen können. Dachte auch darüber nach, ob es nicht gerathen, das letzte Würzelchen, so etwan noch zurückgeblieben sein mochte, fürsichtig auszureuten, verstehe meinem Herrn Arnold darüber zu berichten, daß sein Ehegemahl in Kenntniß der leidigen Geschichte mit der Emerentiana gekommen sei und ihm gänzlich verzeihe. Habe also Frau Katharina gefragt, welche gleichwohl der Meinung war, daß von der Sache am besten gar nicht mehr geredet werde, und daß Herr Arnold in der Ueberzeugung verbleibe, sie wisse nichts von dem Unglücksweib. Solches schien dann auch mir das Weiseste, namentlich weil mein gnädiger Herr eines leicht zu verwirrenden Gemüthes war, und beschloß also, nicht weiter davon zu reden, vielmehr alles dem gnadenreichen Schutze Gottes zu befehlen, der aus jeglichem Fürfall und Verhältniß Nutz und Frommen für das ewige Heil seiner Lieben zu ziehen weiß.

5.

Handelt zumeist von einem gefährlichen Abenteuer, so das „Paradies" bedrohte.

Nun kamen gar ruhige und glückselige Tage für das Blyenbeeker „Paradies". Ich zähle sie zu den freudenreichsten meines Lebens. Die beiden Frauen behandelten mich viel eher als einen lieben Freund denn als einen Diener; auch mein gnädiger Herr Arnold erwies mir gar großes Vertrauen, maßen er mich an Stelle des alten Matthias, den er nicht gar lang nach dem leidigen Besuch der Emerentiana als Kastellan und Verwalter nach Hillenrath geschickt hatte, zum Verwalter und Verweser von Blyenbeek machte, mit der Bedingung jedoch, daß ich darob die Malerei und Schnitzerei nicht gänzlich bei Seiten setze. Habe denn auch gerade in selbigem Winter an der Schnitzbank wacker gearbeitet; an den langen Abenden aber riefen mich die beiden Frauen zumeist in die Wohnstube, wo sie mit den Mägden am Spinnrocken saßen und die Rädchen im Tacte schnurren ließen, während die Buchen- und Föhrenscheite im Kamine loderten und knisterten, draußen aber der Nordost die Schneeflocken über die Heide und um den Schloßthurm trieb.

Da mußte ich ihnen vorlesen und habe manches gute und auferbauliche Buch zu Nutz und Frommen meiner Seele in selbigem und in den darauffolgenden Wintern zu Ende gebracht, anerwogen weder meine gnädige Frau noch viel weniger das liebe Edelfräulein an den leichtfertigen Komödien und Liebesaventüren einen Gefallen fand, welche dazumal von Paris kamen und sonst auf den Schlössern des Adels mehr gelesen wurden als für Zucht und Sitte ersprießlich war. Lasen vielmehr, was uns der Prior von Sanct Augustin schickte, namentlich Legendenbücher und Briefe der frommen Priester und Glaubensboten, so unter den fremden heidnischen Völkern mit augenscheinlicher grausamer Todesgefahr das Evangelium verkünden, und waren solche Briefe eine nicht nur erbauliche, sondern auch gar liebliche Lesung, maßen sie viel Neues über die Sitten und Bräuche solcher fremder Länder und Leute erzählen. So sind mir fürnehmlich die Briefe der Glaubensboten bei den Huronen im Gedächtniß geblieben, während das Edelfräulein die Sendschreiben der Ursulinernönnchen, so mit der ehrwürdigen Mutter Maria von der Menschwerdung über Meer gen Canada zogen, nicht aus dem Sinne gekommen.

Mein gnädiger Herr Arnold war auch selbigen Winter selten zu Haus, maßen er jetzt schier eine so große Lust zu den politischen Geschäften verspürte, als ihn früher Menschenscheu zu einem Einsiedler gemacht. Jetzo zog es ihn immer wieder nach Geldern oder nach Venlo und Roermond zum hispanischen Statthalter, zu dem und jenem Adeligen oder Staatsmann, so daß seine Frau sich wohl hätte beklagen mögen, das „Paradies“ sei nunmehr gar zu still und einsam geworden, wenn nicht der kleine Christoffel, so kräftig

heranwuchs und allbereits gehen konnte, dem Mutterherzen ein tagtäglicher freudenreicher Trost gewesen wäre. Man konnte aber auch das liebe Engelsköpflein mit den gelben krausen Haaren und den großen blauen Augen nicht ansehen ohne wonnesame Freude, und habe es sowohl für die Mutter und Angelina als auch für den Vater und Großvater des öftern gezeichnet, auch in Wasser und Oelfarbe gemalt und hier und dort in Schnitzerei angebracht, was mir von allen Seiten große Gunst eingetragen hat.

Waren schon tief im Sommer anno 1698 und hatten nun schier zwei Jahre von der Emerentiana kein Sterbenswörtlein mehr gehört, als dieses Schandweib sich eines Tages wiederum sehen ließ. Da ich eines Morgens zu annoch früher Stunde in den Schloßhof herabkam, meldete mir der Jäger Kurt, er habe in dem Föhrenbusch an der Blye zwei Männer gesehen, so ihm marodirende Soldaten oder Wilddiebe zu sein schienen, welche mit einem Weibsbild, das er schon einmal gesehen zu haben vermeine, über einen verdächtigen Anschlag geredet hätten. Er sei nämlich vorsichtig nahe an sie heran gebirscht und habe, durch einen Brombeerenstrauch versteckt, das Gespräch zwar wohl gehört, jedoch nur zum geringsten Theile verstanden, anerwogen die Schälke französisch geredet hätten, welcher Sprache er nur wenig mächtig sei; vermeine dennoch, sie hätten es auf den Junker Christoffel abgesehen, glaube auch, das Weib sei dasselbe, welches wir vor Jahr und Tag aus dem Schlosse gejagt, maßen Größe und Gestalt zutreffe; das Gesicht aber habe er nicht sehen können, da sie ihm den Rücken zugedreht habe. Kann sich nun männiglich denken, daß ich nicht wenig erschrocken bin, anerwogen die beiden gnädigen Frauen mit meinem lieben Christoffel vor einer

kurzen Frist, nur von dem Trikes, einem nicht halbgewachsenen Stallburschen gefolgt, aus dem Schlosse geritten waren!

„Heilige Mutter Gottes!" schrie ich also; „sie sind zur Messe nach Sanct Augustin"; denn solches war die gnädige Frau an allen schönen Tagen gewohnt. „Grates, geschwind die Gäule aus dem Stall und gesattelt! Kurt, Eure Muskete und ein geladenes Handrohr und ihnen nach, so lieb euch eurer Seelen Seligkeit ist!" Gürteten in der Eile jeder ein Schwert oder einen Sabel um und schwangen uns also selbdritt auf die Rosse, ohne auch nur die Zeit zu nehmen, ordentlich zu satteln, und sprengten auf Tod und Leben den Reitpfad hinunter, der nahe an dem Föhrenbusche vorüber, in welchem Kurt die saubern Gesellen gesehen hatte, nach Sanct Augustin führt. Versprach in meines Herzens Angst eine zweipfündige Kerze der Mutter Gottes von Kevelaer, wenn wir nicht etwan, was ich schier fürchtete, zu spät kämen. Hei, so bin ich all mein Lebtag nicht geritten!

Waren auch noch keine zehn Minuten unterwegs, so vernahm ich vor mir von einem Platze aus, wo der Pfad durch Wachholdergesträuch und halbgewachsene Föhren gehet, ein markdurchdringendes Geschrei der beiden Edelfrauen. Da hab ich meinen Wallach, maßen ich keine Sporen trug, mit der Degenspitze gekitzelt, daß er die paar Hundert Schritte wie im Fluge zurücklegte und weder Grates noch Kurt mir folgen konnten. Kam so mit Gottes Gnade noch just zur rechten Zeit, wofür der Lieben Frau von Kevelaer gedankt sei; anerwogen es zwei Vaterunser später vielleicht schon zu spät gewesen wäre.

Summa: Als ich zur Stelle kam, hatten die elendigen Galgenvögel, deren ich drei gewahrte, allbereits den Trikes

jämmerlich vom Gaule gerissen, daß er seiner Sinne nicht mächtig und mit Blut überronnen am Boden lag. Auch die beiden Frauen waren von den Zeltern zur Erde gezogen worden und rangen mit dem Mordbuben, so ihnen bereits den Mund mit Tüchern verstopfet hatten, daß sie nicht mehr um Hilfe rufen könnten, die Hände und Füße aber elendiglich knebelten. Weiß nicht, was sie mit den Frauen vorhatten, und ob sie dieselben rauben oder gar ermorden wollten. Es wehrte sich aber namentlich die edle Frau Katharina schier wie eine Leuin. Ich nun fuhr wie ein Wetterstrahl dazwischen und versetzte dem einen Strolche, der gerade meiner gnädigen Frau die Arme auf den Rücken binden wollte, einen solchen Hieb über den Schädel, daß er rücklings hinschlug und mit greulich verdrehten Augen seine arme Seele ausspie. Bevor ich aber zu einem neuen Schlage ausholen konnte, waren seine beiden Gesellen, gänzlich entschlossen, ihn zu rächen, mir hart auf dem Nacken. Der eine drückte mir unter der Nasen sein Handrohr ab, und weiß ich heutigen Tages noch nicht, wie die Kugel meinen Kopf fehlen konnte; der andere aber schlug mit seinem Sabel nach mir und verwundete mich am linken Arm, was ich gleichwohl in der Hitze des Gefechtes nicht achtete, ja nicht einmal verspürte. Hatte aber doch gegen die beiden Mordbrüder einen schweren Stand und schrie aus Leibeskräften dem Kurt und Grates zu, daß sie sich sputen möchten, maßen die zwei verzweifelten Bösewichter mich sonst allerwegen überwältigt hätten.

Als aber meine Gesellen auf dem Kampfplatze erschienen, wandte sich das Blättchen, indem der Kurt zwar den einen, so mich schon verwundet hatte und allbereits zum zweiten und, wie ich nicht zweifle, tödtlichen Hiebe ausholte, pardautz

über den Haufen schoß, der Grates aber den andern Galgenvogel, so jetzt statt mit dem Handrohr mit dem Sabel auf mich einstürmte, zu Boden schlug. Dankte also meinem Schöpfer für solche rechtzeitige Hilf und sprang vom Roß, um den beiden Frauen zu helfen, so mit Stricken gebunden elendiglich auf dem Heidekraut lagen.

Zuvörderst zog ich der gnädigen Frau Katharina das Tuch aus dem Munde, welches die Schnapphähne ihr also tief hineingestopfet hatten, daß sie sonder Zweifel in kurzer Zeit ersticket wäre, maßen sie im Gesicht schon roth und blau war, auch die Augen merklich aus den Höhlen hervortraten. Hatte das Tuch kaum fortgerissen, so rief sie: „Mein Kind! Christoffel!" und deutete dabei mit den Augen, und sobald ich mit meinem Degen den Strick durchschnitten, auch mit ihren Händen nach dem Busche, abermalen schreiend: „Christoffel!"

Da erst gewahrte ich, daß von den drei Rossen der Schimmel fehlte, so die gnädige Frau geritten, und da ich auch meinen lieben Junker weder hörte noch sah, konnte ich mir das Ding gleich reimen und dachte: „O weh! Das Weib ist mit dem Knäblein entwischt." Hui, war ich wieder auf meinem Wallachen und jagte durch den Föhrenbusch in der Richtung, so mir die gnädige Frau mit Winken und Worten angedeutet, den beiden andern zuschreiend, sie sollten bei den Frauen verbleiben.

Nach einigen Hundert Schritten gewann ich die offene Heide, so nach jener Seite hin sich wohl zwei Stunden weit zwischen dem Blyenbeeker Busch und dem Weezener Wald bis nach Bergen an die Maas hinstreckt. Erschaute dann auch bald den Schimmel und auf selbigem ein Weibsbild, das mit verhängtem Zügel quer über die Ebene dahin-

sprengte; ob sie aber das Knäblein in den Armen trage, konnte ich nicht sehen, maßen sie schier eine Viertelstunde Vorsprung hatte. Verzweifelte beinahe, sie mit meinem Wallachen einzuholen, dieweil der Schimmel ein gar flinkes Thier ist; setzte aber doch alles daran und trieb meinen Gaul mit Rufen und Schlagen zur Eile, so daß er wacker ausgriff. Nach einer Weile bemerkte ich mit Freuden, daß ich dem Schimmel näher komme; auch das Weib merkte es und änderte nun die Richtung, indem es, mehr nach Westen abbiegend, offenbar den Weezener Wald zu gewinnen suchte.

Das gab mir einen Vorsprung, dieweil ich jetzt den Winkel abschneiden konnte, so sie machen mußte. Hielt also scharf auf die Eckelt zu — ist ein sumpfiger Waldwinkel mit einem Eichenbusch, der in die Heide vorspringt — und hoffte sie dort zwischen dem Bach und dem Sumpf in die Enge zu treiben. Jetzt war ich schon so nahe, daß ich wohl unterscheiden konnte, sie trage das Knäblein im Arme; schrie ihr auch zu, sie solle halten, wenn ihr das Leben lieb sei, und mir den Junker übergeben; dafür wolle ich sie laufen lassen. Sie aber riß den Schimmel abermals herum und suchte nach der Maas zu entrinnen, sei es nun, daß sie meinen Worten nicht traute, oder daß sie noch immer zu entwischen verhoffte. Hatte auch einmal schier den Anschein, daß ihr solches gelänge, da mein Wallach in dem Heidekraut zu mehreren Malen strauchelte und bei einem Haar zusamt mir elendiglich gestürzet wäre; riß ihn aber doch jedesmal auf und trieb ihn zu erneuter Eile an.

So kam ich der Kindsräuberin in der Gegend des obern Blyebaches also nahe, daß ich das Weinen des Knäbleins

allbereits hören konnte; dachte auch schon, sie werde den Sprung über den Bach nicht wagen und sich gefangen geben. Das Gesicht des Weibes konnte ich nicht sehen, dieweil sie es mit einem schwarzen Schleiertuche verhängt hatte; zweifelte aber nicht im mindesten, daß es die unglückselige Dausque sei. Rief sie auch bei Namen und forderte sie unter heftiger Bedräuung ein letztes Mal auf, mir den Junker zu übergeben. Da sie nun den Bach erreichte und gänzlich verzweifelte, mir auf andere Weise zu entrinnen, schrie sie mir zu: „Da holt Euch den Balg selbst!" und warf meinen lieben Christoffel weit von sich in den Bach, derweil sie auf dem Schimmel über denselben setzte.

Ach, was hab ich da vor Herzensangst geschrieen, als ich das Wasser aufspritzen hörte, während ich noch immer meine hundert Schritt vom Bache entfernt war! Es kamen mir die wenigen Augenblicke, in denen der Gaul das Ufer erreicht, fast wie eine Ewigkeit vor, und als ich nun endlich am Bache zur Erde sprang, konnte ich zuerst das Knäblein nicht erblicken. Obschon nämlich das Wasser in der Sommerzeit nur seicht ist, kann man dennoch unmöglich den Boden des Bettes sehen, maßen darin so viel Brunnenkresse und Löffelkraut wächst. Was hab ich da die Hände gerungen und zur lieben Mutter Gottes von Kevelaer geschrieen! Sprang dann in den Bach und begann mit meinen Händen durch die Wasserpflanzen nach dem Knäblein zu tasten, und fügte es der grundgütige Gott, daß ich es bald an einem Aermchen erwischte und aus dem Wasser zog. Nun kann sich männiglich meine Freude denken, da ich bemerkte, daß es noch zappele, und da ihm das Wasser aus dem Mündchen geflossen, ich dasselbe auch eine Weile mit meinen wollenen Rockschößen gerieben, fing es wieder merklich an zu athmen

und öffnete seine lieben Aeuglein. Fuhr also fort zu reiben, wobei ich noch immer mit den Füßen im Bache stand, das Kind aber vor mir auf dem trockenen Heidekraut liegen hatte. Da erst gewahrte ich, daß mein linker Arm verwundet sei, indem das Blut, das aus meinem Aermel hervortropfte, das Knäblein beim Reiben mit rothen Strichen zeichnete. War während des Gefechts, der Jagd über die Heide und namentlich während der letzten angstvollen Augenblicke so sehr in Aufregung, daß ich weder den Schmerz noch das Blut bemerket hatte. Gott sei herzinnigst dafür gedankt, anerwogen ich sonst wohl kaum den Muth gehabt hätte, dem Schandweib also nachzusprengen und das Leben meines lieben Christoffels zu retten!

Jetzt aber, da die Angst vorüber, fing ich an, eine große Schwäche zu verspüren; stieg also aus dem Bache und suchte mit meinem Junker in dem gesunden Arm auf den Wallachen zu kommen, was ich gleichwohl nicht zu stande brachte. An eine Verfolgung der Emerentiana war natürlich nicht mehr zu denken; sah auch auf der weiten Heide keinen Schimmel mehr, ob sie nun durch die Dünenhügel meinem Auge entrückt war oder aber den Weezener Wald gewonnen hatte. Ergriff also meinen Gaul am Zügel und wollte zu Fuß nach dem Busche zurück, wo ich die beiden Edelfrauen mit Kurt und Grates gelassen hatte. Solches wäre mir aber schwerlich geglückt; denn die Heide fing an, sich vor meinen Augen erst langsam, dann schneller zu drehen, und in meinen Ohren hörte ich ein so mächtiges Läuten und Brummen, daß ich schier meinte, es seien die Glocken von Sanct Gudula, welche ich vor Jahr und Tag zu Brüssel oftmals gehört hatte. Dieweil ich aber nunmehr auch in meinen Knien ein

merkliches Zittern verspürte, setzete ich mich in das Heidekraut und rief dem Kurt und Grates; vermeine auch, ich hätte sie mit den beiden gnädigen Frauen von weitem über die Heide kommen sehen. Doch ist mir das nicht ganz ausgemacht, nämlich ob ich es wirklich sah oder träumte, maßen sie alle zu tanzen schienen.

Was hernach geschehen, kann ich nur vom Hörensagen niederschreiben. Wie mir der Kurt und Grates erzähleten, hat mein lieber Christoffel ruhig in meinem Arm geschlafen, als sie mit den gnädigen Frauen herangekommen waren, und sei sowohl die Freude ob der Rettung des Knäbleins bei der Mutter und Angelina, wie man sich leichtiglich vorstellen kann, als auch die Sorge um mich über die Maßen groß gewesen. Habe auch gleich einer nach Cleve zum Feldscherer reiten müssen. Wie sie mich nach dem Schlosse brachten, weiß ich nicht zu sagen.

Summa: Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett, und waren wohl vierzehn Tage seit dem vermeldeten Abenteuer verflossen. Hatte die ganze Zeit im Fieber gelegen und in meinen Träumen bald der Emerentiana nachgejagt, so ich gleichwohl niemals greifen konnte, bald im Bach nach dem kleinen Christoffel gesucht, den ich ganz deutlich tief unter dem Wasser zappeln sah; wenn ich ihn aber fassen wollte, war es ein Aal, der mir entwischte. Auch an jenem Morgen, da ich zum erstenmal wußte, wo ich sei, und zu meinem nicht geringen Erstaunen das liebe Edelfräulein, so mir kalte Umschläge auf die Schläfen legte, an meinem Bette sitzen sah, fragte ich gleich nach dem Knäblein, und ob es mir wirklich gelungen sei, daselbige lebendig aus dem Bache zu ziehen. Worauf Angelina holdselig lächelnd mir versicherte, der Christoffel sei ganz wohl,

und wenn ich fein ruhig sei und noch ein wenig schlafe, wie es der Feldscherer wolle, werde sie mir später das Knäblein an mein Bett bringen. Hat auch redlich Wort gehalten, indem sie und meine gnädige Frau am selbigen Nachmittag den lieben Junker in meine Kammer brachten, ja auf meine Kissen setzten, daß er mir mit seinem Händchen meine Backen patschen konnte.

Seitdem war es mit mir bei huldreichster Pflege von Tag zu Tag besser geworden, so daß ich nach einer Woche mich allbereits erheben und in den großen Armsessel des Herrn Arnold setzen konnte, so mir die Frauen fürsorglich auf meine Kammer tragen ließen. Und will ich nun hier nicht des weitern berichten, wie nicht nur die Frauen, sondern auch mein gnädiger Herr mich in Wort und That mit Dankesbezeugung überhäuften. Habe von Stund an schier zur Familie gezählet, so daß ich immer mit der Herrschaft habe speisen müssen.

Den Arm mußte ich freilich noch lange in der Schlinge tragen; ist mir auch etwas steif geblieben, was ich aber wenig achte, da es der linke ist und mich solches weder beim Schnitzen noch beim Malen sonderlich behindert. Die Wunde war an sich niemals gefährlich gewesen, wohl aber der große Blutverlust, anerwogen der Feldscherer meinte, ich hätte wohl eine Maß von dem köstlichen Lebenssaft verloren, so daß er anfangs wähnte, ich werde ins Gras beißen. Aber eine Maß Blut kann ein junger hitziger Maler wohl missen, schier besser als eine Maß Bier in der heißen Sommerzeit.

Ja, Lieber, es wäre etwan besser gewesen, ich hätte noch eine Halbe verloren, sintemal der Teufel ein Schelm ist und mir in selbigen Tagen fast eine schlim-

mere Wunde ins Herz schlug als der Schnapphahn in meinen Arm!

Will nur gleich gestehen, wie das Ding gewachsen ist. Das Umhersitzen mit den edeln Frauen taugte mir mit nichten, anerwogen ich schon lange eine wachsende Liebe und Neigung zu dem holdseligen, engelschönen Fräulein Angelina verspüret hatte. Habe ehrlich dagegen gestritten, maßen eine solche Liebe zwischen einem armen Maler und der hochedeln Schwester des Schenk von Nydeggen wohl zu großem Schmerz und Unheil, jedoch zu nichts Vernünftigem führen konnte. Jetzo aber nach dem Abenteuer und der glücklichen Errettung sowohl der Frauen als des Junkers erzeigte mir der Herr Arnold so große Liebe und Dankbarkeit, daß mir der Gedanke kam, er werde mir vielleicht dennoch der Angelina zum ehelichen Gemahle geben, falls auch selbige den gleichen Wunsch und Willen hege. So ging der Kampf in meinem Herzen von neuem los, und war ich bald entschlossen, ein offenes Wort mit Angelina zu reden, bald aber gedachte ich hinwiederum, es sei heller Wahnwitz und allerwegen gerathener, daß ich je eher desto besser Blyenbeek den Rücken kehre und mit dem Wanderstabe in die weite Welt hinaus walle.

Da geschah es an einem lieblichen Herbstnachmittag, daß die beiden Edelfrauen mich zu einem Spaziergang nach dem nahen Hügel einluden, der gen Hassum hin aus der Ebene aufragt und von dem man mehr als zwei Dutzend Kirchthürme erblicken kann. Meine gnädige Frau Katharina wurde am Fuße des Hügels von einem armen Taglöhner, so dort seine elende Hütte hat und dessen Weib krank darniederlag, eine Weile zurückgehalten. Sie winkte uns also fürbaß zu gehen, und so wandelten wir zwei, verstehe

Angelina und ich, den kleinen Christoffel an den Händchen zwischen uns führend, in vertraulichen Gesprächen den Hügel hinan. Als wir die Höhe erstiegen hatten, erfreuten wir uns zuerst der Fernsicht und zeigten dem Knaben das Schloß, das mit seinen Gräben und Gärten mitten in der Heide als wie eine Oasis in der Wüste gelegen ist. Dann nannten wir ihm all die Kirchthürme, so längs der Maas und jenseits der Föhrenwälder auf der deutschen Seite emporragen, namentlich aber die Thürme von Cleve, und wußte Angelina gar anmuthig mit dem Knäblein zu plaudern, das allbereits etwelche Worte reden konnte. Hernach setzten wir uns, und während der Kleine zu unsern Füßen mit Blümlein spielte, so wir ihm brachen, suchte ich nach einem Worte, um dem Edelfräulein mein Herz zu eröffnen.

Aber Angelina kam mir mit einer gar unerwarteten Zeitung zuvor, indem sie sagte: „Lieber Meister Jan, das wird wohl das letzte Mal sein, daß ich mein trauliches Blyenbeek von hier aus betrachte, anerwogen ich gänzlich gesonnen bin, mit nächstem mein Vaterhaus zu verlassen und mit Gottes Gnade eine Klosterfrau zu werden."

Da vermeinte ich, es werde mir schwarz vor den Augen, und vermochte nur mit Mühe einen Wehruf zu unterdrücken. Sie aber fuhr ganz ruhig fort: „Wollte Euch schon lange diesen meinen festen Entschluß mittheilen. Allein es ist Eure Krankheit dazwischen gekommen; auch wollten mein Bruder und meine vielliebe Schwester, Frau Katharina, nicht einwilligen. Jetzt aber sind sie es zufrieden, und gestern ist auch der Brief der ehrwürdigen Mutter der Ursulinen zu Roermond angelangt, so mir schreibt, ich möge nunmehr kommen, wenn ich auf Mariä Opferung den Novizenschleier nehmen wolle. Seht, lieber Meister, solches

war von Jugend an mein Wunsch, und würde ihn schon früher erfüllt haben, wenn ich nicht der guten Katharina auf diesem einsamen Schloß eine Gefährtin hätte sein wollen, bis der kleine Christoffel da ihr die Einsamkeit versüßen könne. Jetzo ist er groß genug dazu und fängt schon an zu plaudern und wird der Mutter alle Tage größere Freude machen. Gelt, kleiner Knirps?" Damit zog sie das Knäblein an sich und herzete es. Dann fügte sie noch bei: „Auch seid ja Ihr da, Meister Jan, und möget ihr die lange Weile mit Euern muntern Gesprächen wohl verkürzen."

Ich nun suchte ihr solche Absicht allerwegen zu verreden: sie könne ja auch in dem einsamen Blyenbeek als wie in einem Kloster Gott dienen; ein gute christliche Base möge in einer Familie schier mehr Gutes thun als unter den Klosterfrauen, so eines guten Beispiels nicht also benöthigten, wie die Weltleut u. s. w. Fragte sie schließlich in meiner Dummheit gar, ob sie sich etwan nicht genugsam geliebet fühle; es könne sich ja leichtlich ein Mann finden, der sie als sein liebes Weib auf seinen Händen durch das Leben tragen würde.

Angelina aber lächelte nur und entgegnete: Daran fehle es nicht, anerwogen ihr von allen Seiten nur Liebe und Güte zu theil geworden sei; aber ihr Sinnen sei nun einmal auf das Kloster und den himmlischen Bräutigam gerichtet. Dann erzählte sie mir die Geschichte von der guten Lysbeth von Graevendael. Dieselbige war ein Edelfräulein aus dem Geschlechte der Schenk und hatte im Jahre 1443 bei ihrem Eintritte in das Kloster Graevendael oder Grafenthal, so kaum zwei Stunden von Blyenbeek entfernt liegt, ein gar rührendes Vermächtniß gemacht. Sie hat

nämlich aus Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus, der dreiunddreißig Jahre auf Erden wandelte, dreiunddreißig Paar Schuhe an arme Leute gestiftet, und diese mußte der Prior von Gaesdonk alle Jahre auf Sanct Martini Tag, wann es anhebt zu schneien, getreulich vertheilen, und zwar elf Paar an arme Männer, elf Paar an arme Frauen und elf Paar an arme Kinder.

Darauf fragte sie mich, ob ich nicht glaube, daß solche gute Werke und ein also tugendreiches Leben Gottes Segen auf eine Familie herabzögen, was ich nicht verneinen konnte. So entgegnete sie gar ernst, das Haus der Schenk habe besondere Fürbitte sehr nöthig; oder ob ich nie von dem Kriegsobersten Martin Schenk gehöret, der seinen heiligen Glauben verläugnet, Kirchen und Klöster zerstört und ausgebrannt habe und endlich nach einem wüsten Leben voll Greuel eines jähen und, wie man wohl fürchten müsse, unglückseligen Todes aus dieser Zeit abgefahren sei. Seither sei ihr Haus von großem Unheil heimgesucht worden, wohl zur Strafe für sothane Frevel, und es bestehe sogar eine Prophezeihung, daß es gänzlich absterben solle. Jetzo freilich sei Hoffnung, daß in dem lieben Christoffel etwan ein neuer und besserer Zweig erblühe, wiewohl der neuliche Fürfall und dessen große Todesgefahr sie schier hinterdenklich gemacht habe, anerwogen es eine Warnung vor künftigem Unglück sein könnte. Wolle also durch ihr Gebet im Kloster den Himmel bestürmen, daß er entweder eine solche Heimsuchung gnädiglich abwende oder wenigstens, falls seine Gerechtigkeit eine Sühne für die Frevel ihres Geschlechtes fordere, alles so füge und leite, daß es zum ewigen Seelenheil ihres Bruders, ihrer lieben Schwester Katharina und des gegenwärtigen kleinen Christoffel gereiche.

Solches sagte sie alles dermaßen liebreich, in heiliger Einfalt und Demuth, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte und ihr immer noch, was mir Gott verzeihen möge, solch heilige Gedanken und Entschlüsse auszureden versuchte. So schüttelte sie nur mit dem Kopfe und sagte:

„Denkt doch an unsern Wappenspruch, den Ihr im ‚Paradies' so schön an die Decke gemalet. Coelum peto — nach dem Himmel streb' ich! Mein Bruder hat ihn auf Erden, verstehe in irdischer Lieb und irdischer Ehre gesucht und denkt auch jetzt noch gar zu viel, sich etwan durch seine Politica beim Statthalter und Landesherren Lob und Titel zu gewinnen; meine liebe Schwieger Katharina suchte ihren Himmel in dem Blyenbeeker Paradies, will sagen in süßem und ungestörtem Zusammenleben mit Mann und Kind zu finden. Allein sie mag wohl schon empfunden haben, daß alles, was irdisch ist, wankt und wechselt, und daß nur die überirdische Liebe besteht. So will ich denn in dieser meinen Himmel suchen und unsern Wappenspruch nach meiner Art auslegen."

Diese und ähnliche Worte redete die herzgute Angelina, und sie steht mir noch gar lebendig vor Augen, wie sie von der Höhe aus mit Blick und Geberde voll Liebe Abschied nahm von der stillen Heide und dem einsamen Vaterhaus. Am selbigen Abende habe ich noch lange mit meinem Schmerze gerungen; bin endlich doch ruhiger geworden, als ich es über mich brachte, auch von meiner Seite die Trennung von diesem huldreichen Wesen dem Herren als ein Opfer darzubieten. Habe dabei mir vorgenommen, den Spruch Coelum peto auch so wie Angelina zu deuten, und bin schließlich unter allerlei Gedanken, wie sündhafte Liebe die Emerentiana zu einem Teufelsweib, himmlische Liebe aber mein Edelfräulein zu einem Engel gemacht, eingeschlummert.

Da hat mir geträumt, ich gehe just wie am selbigen Tage mit Angelina, und wir führten den kleinen Christoffel zwischen uns. Es war aber nicht eine Heide, durch die wir wandelten, sondern ein wunderlieblicher Garten mit Lilienbeeten und Rosensträuchen, so einen unaussprechlich süßen Ruch ausströmeten. Was aber weiter geschah, weiß ich nicht zu melden, und hoffe nur, daß sich der Traum ganz erfülle und wir dereinst im himmlischen Lustgarten ewiglich zusammen sein mögen, was Gott nach diesem elenden Erdenleben uns gnädig verleihe. Amen.

6.

Dies Hauptstück erzählet von der fröhlichen Jugendzeit des Junker Christoffel und von glücklichen Tagen für das Blyenbeeker Paradies.

Schon in der darauffolgenden Woche verließ Angelina Blyenbeek und trat in das Kloster der Ursulinen zu Roermond. „Jetzt geht's ins wahre Paradies!“ hatte sie zu mir gesagt, als sie mir zum Abschied für ein Bildchen dankte, so ich für sie recht sauber auf Pergament gemalet hatte, und stellte dasselbe einen Strauß dar von Rosen und Ilgen, so von einem himmelblauen Bande gehalten wurden; auf der einen Seite der Schleife stand das Wort Coelum, auf der andern aber peto, wozu ich eine neue Uebersetzung schrieb: „Ich bete um den Himmel.“

Nach Angelinas Abreise ist mir das Heideschloß ganz vereinsamt vorgekommen und hätte bei einem Haar ebenfalls mein Ränzchen geschnürt und zum Wanderstab gegriffen. Frau Katharina bat mich aber mit beweglichen Worten zu bleiben, und nach und nach ist meine Herzenswunde genesen, wofür ich zumeist dem himmlischen Arzte Dank sage, wiewohl Zeit und Arbeit auch zur Heilung mitgeholfen haben.

In jenem Winter schnitzte und malte ich an einem Altare, anerwogen es Frau Katharinas innigster Wunsch gewesen wäre, einen Hauskaplan und damit das Glück der täglichen Messe zu gewinnen. Auch an einem großen Crucifixe schnitzete ich, welches die gnädige Frau an dem Reitweg nach Sanct Augustin aufrichten wollte, zu dankbarer Erinnerung an die Errettung aus der gemeldeten Gefahr, und daß der Wanderer etwan ein Vaterunser für die Seelen der armen Sünder bete, so alldort vielleicht doch nicht ohne Reu aus diesem Leben schieden.

Muß hier noch melden, daß man am selbigen Tage, da ich schon wundkrank im Schlosse lag, alle Bauern von Afferden aufgeboten und mit denselben die ganze Heide und den Wald abgesucht hat, ohne eine Spur von der Emerentiana zu finden, woraus die Leute geschlossen haben, es sei dies Weib eine wahrhaftige Hexe und müsse mit teuflischen Künsten durch die Luft davongeritten sein, wie sie denn auch in den Föhrenwipfeln ein absonderliches Brausen wollen gehört haben. Doch laß ich das in seinen Würden. Der Schimmel aber kam in der folgenden Nacht, man weiß nicht wie, an das Schloßthor und bat durch Wiehern um Einlaß; ging am rechten Hinterbeine lahm und war greulich mit Koth bespritzet.

Der kleine Christoffel kam jetzt in das Alter, in welchem die Kinder gar lieb und unterhaltlich sind. Da zeigte es sich, daß er einen geweckten Kopf und ein fürtreffliches Herz vom lieben Gott empfangen hatte, was seinen Eltern und vorab der Mutter über die Maßen große Freude machte. Er hat uns im selbigen Winter schon durch sein munteres Plaudern und drolliges Fragen die Zeit wunderbar verkürzet. Dieweil nun die edle Frau Katharina wohl wußte,

wie viel es darauf ankömmt, daß gleich zu Anfang die Kinderherzen mit Gottesfurcht und Frömmigkeit erfüllt werden, lehrte sie ihn beten, sobald er nur lallen konnte. Wenn ich das Knäblein beim Morgen- und Abendgebet die Händchen fromm falten sah, wobei es mit den großen Kinderaugen gar ernst auf die betende Mutter blickte und deren Worte nachstammelte, sind mir oftmals beweglichere Gedanken gekommen als bei der besten Predigt, und meine ich, solche Worte aus dem Munde der lieben Unschuld seien den Engeln eine Freude und dem himmlischen Vater ein Loblied, auch wenn das Kind sie noch nicht versteht. Muß hier den einen oder andern Fürfall erwähnen, so sich in dieser Zeit zutrug und geeignet ist, sowohl Mutter als Kind besser kennen zu lernen.

So erinnere ich mich, wie sie ihm auf einen Tag die Bildnisse und Malereien im „Paradies" erklärte, und er konnte recht bald die vier Jahreszeiten und die vier Welttheile mit seinen Händchen zeigen, wenn man ihn fragte: Wo ist der Frühling? oder: Wo ist der Mohr? So zeigte sie ihm auch den Adler im mittlern Felde, der mit dem Wappenschilde gen Himmel fliegt, und deutete ihm den Spruch. Da war mein kleiner Christoffel eine Weile still und betrachtete mit seinen großen Augen die Schilderei; dann aber fragte er: „Aber Mutter, weshalb hat Meister Jan den großen Vogel mit den garstigen Klauen gemalt und nicht viel lieber den heiligen Schutzengel? Der kann auch fliegen und weiß den Weg zum Himmel besser als ein Adler." Ob welcher Rede des kleinen Knäbleins wir uns billig verwunderten.

Noch erbaulicher war ein anderer Fall, der also beschaffen ist: Einmal hatte Frau Katharina den Frater Edmund von

Boksmaere, der in hiesiger Gegend die Bruderschaft vom Skapuliere einführte und gar viele Exempel und Geschichten so auferbaulichen als ergötzlichen Inhaltes zu berichten weiß, in der Predigt erzählen hören, wie der heilige Blutzeuge Leonidas seinem Knäblein Origenes, so später ein hochgelahrter Kirchenlehrer geworden, als selbiges noch in der Wiege lag, gar andächtig die Brust zu küssen pflegte. Da man nun den heiligen Gottesmann gefragt, weshalb er solches thue, habe er zur Antwort gegeben: „Dieweil das Herz seines Kindes der wahrhaftige Tempel des Heiligen Geistes sei." Solches Beispiel hatte meiner gnädigen Frau so baß gefallen, daß sie den kleinen Christoffel auf sein Herzchen zeigen lehrte, so oft man ihn fragte: „Wo wohnt der liebe Gott im kleinen Christoffel, wenn dieser brav ist?" Auch pflegte sie ihm zu einem christlichen Gedächtniß sothaner trostreicher Wahrheit das heilige Kreuzzeichen mit sonderlichem Ernste auf Stirne, Mund und Brust zu machen.

Da geschah es nun eines Tages, daß der Vater und viele Gäste auf dem Schlosse anwesend waren. So hatte die Mutter nur wenig Zeit, mit dem kleinen Christoffel das Abendgebet zu verrichten. Sie überwies ihn also der Anna, daß sie ihn zur Ruhe bringe, und sagte ihm, er solle sein Gebetchen allein beten, anerwogen sie bei den Gästen sein müsse. Der kleine Christoffel sagte also vor seinem Bettchen knieend mit gefalteten Händen alle Gebetlein her, welche er wußte; dann legte er sich nieder und wollte einschlafen. Es fiel ihm aber ein, daß ihm die Mutter das heilige Kreuzzeichen noch nicht gemacht habe; da stand er sofort auf und trippelte barfuß in seinem Nachtkleidchen die Treppe hinab, die Mutter zu suchen.

Selbige saß inmitten ihrer Gäste, so sich baß verwunderten, das Knäblein also im Saale zu erblicken. Christoffel ging aber ruhig auf die Mutter zu, zupfte sie am Kleide und sagte: „Wohnt der liebe Gott nicht mehr in meinem Herzen, daß du mich nicht mit dem heiligen Kreuze bezeichnet? Was habe ich Böses gethan, daß er fortgegangen ist?“ — Da hob ihn die Mutter auf den Schoß, küßte ihn und sagte: „Er ist nicht fortgegangen, Kind. Bleibe nur immer so brav, und er wird niemals aus deiner Seele weichen.“ Griff alsbald nach dem Weihbrunnen und machte ihm gar andächtig das heilige Kreuz, worauf das Knäblein gänzlich getröstet nach seiner Schlafkammer ging. Kannst dir denken, daß der Herr Arnold fragte, was seines Söhnchens Worte bedeuten; Frau Katharina erklärte also in aller Einfalt zur größten Erbauung der Gäste, was Frater Edmund geprediget habe und wie sie durch sothanes Kreuz das liebe Kind erinnern wolle, daß es sein Herz als Gottes Wohnung hüten müsse.

Aber Herr Arnold war mit der großen Frömmigkeit seiner Frau, welche ihm für eine adelige Dame schier unpassend und übertrieben erschien, nicht ganz einverstanden. Habe solches noch deutlicher bemerket, als ich etliche Tage später auf Wunsch und in Gegenwart seiner Frau ihm den Grund- und Aufriß einer Schloßkapelle vorgelegt habe, sintemal er nichts davon wissen wollte und sich mit den bösen Zeiten entschuldigete, sagend, sein Beutel vertrage jetzo keinen neuen Bau und annoch viel weniger die Bestallung eines Schloßpfaffen. Da half es wenig, daß meine gnädige Frau gar beweglich von dem großen Glücke einer täglichen heiligen Messe redete, und wie solches einen Segen auf das Haus herabzöge.

Mein Herr Arnold blieb bei seiner Meinung und entgegnete halb im Scherze, halb im Ernste: „Es ist gut, daß Angelina ins Kloster ging, anerwogen sie dich ansonst noch zur halben Nonne gemacht hätte. Nur nicht gar so fromm, liebe Katharina, und daß du mir meinen Christoffel nicht zu einem Betbruder erziehest! Er ist unser einziges Kind und unseres edeln Geschlechtes Stammhalter, und soll als solcher also erzogen werden, daß er als Krieger oder Staatsmann dem Namen der Schenk von Nydeggen Ehre mache."

Darauf erwiderte die edle Frau Katharina: „Nimm dich in acht, Arnold, daß der liebe Gott, dem unser Knabe doch zuerst gehört, nicht etwan das Kartenhaus von stolzen Plänen, so du auf unser Kind zu bauen scheinest, über Nacht elendiglich über den Haufen blase! Denke an den Wahlspruch der Schenk und an die schöne Auslegung, so mein Vater bei Christoffels erstem Wiegenfeste von sothanem Spruche gab!"

Da ist mein Herr Arnold schier ärgerlich geworden, hat etwas gebrummt, daß die Weiber immer das letzte Wort haben müßten, und hat schließlich gesagt: „Er soll ja auch für den Himmel sein, wie wir alle. Aber zunächst doch hoffentlich eine gute Reihe von Jahren für diese Erde."

Die edle Frau Katharina aber verbesserte solche Rede mit dem Bemerken: „Auf dieser Erde willst du sagen, nicht für diese Erde!"

Werde sothanes Gespräch zeitlebens nicht vergessen, anerwogen es mir später gar bedeutsam schien.

Nun muß aber niemand meinen, der Junker Christoffel sei als ein kleiner Augenverdreher und Duckmäuser erzogen

worden, indem nicht leicht ein Mensch mehr derlei Vögel verabscheute als Frau Katharina, so von Natur frohen Sinnes und heiterer Gemüthsart war. Der Knabe spielte gar fröhlich im Garten und auf dem Schloßhofe, streifte bald mit der Mutter, bald mit mir oder dem alten Kurt durch die Wälder und über die Heide, haschte nach Schmetterlingen und goldglänzenden Käfern, freute sich an den vielen Singvögeln in den Büschen und an den Fischlein im Blyenbache.

Als er größer wurde, regete sich frühzeitig das Jägerblut in ihm, bezeigte eine große Freude an den Rehen, so in zahlreichen Rudeln auf den nahen Waldwiesen äseten, und lernte sie auch über die maßen geschickt unter dem Winde beschleichen. Auch spürte er den Nestern der grauen Seemöven nach, so in großen Scharen in den ausgedehnten Sümpfen zwischen dem Schlosse und der Maas nisten; lauschte auf den Schrei der Kiebitze und suchte deren Eier, welche der Großvater liebte. Die Sumpfschnepfen, die Regenpfeifer, die wilden Enten, die Holztauben, die Feldhühner und fast alle Sumpf- und Waldvögel kannte der Knabe, bevor er sechs Jahre alt war, und wußte ihre Standorte und Zeiten. Das lernte er alles von dem alten Kurt, der ihn zu einem rechten Jäger erziehen wollte. Auch im Schießen übte sich der Knabe fleißig, zuerst mit dem flandrischen Bogen, dann mit der Armbrust, so ich ihm verfertiget hatte und wozu ich kaum Pfeile genug schnitzen konnte. Bald fehlte nur selten mehr ein Schuß das Schwarze der Scheibe, und seine Geschicklichkeit freute den Vater so sehr, daß er ihm ein kleines Handfeuerrohr versprach, sobald er sein siebentes Jahr erreicht habe.

Damals war Herr Arnold fleißiger auf Blyenbeek, dieweil Geldernland sich nach dem Frieden von Ryswijk einer vierjährigen Ruhe erfreute. Der Herr Vater unterwies meinen lieben Junker also selbst im Reiten, wozu der Großvater ihm einen schönen milchweißen Pony verehrt hatte. Kaum konnte sich der kleine Christoffel von dem lieben Thiere trennen, das also zahm und gesellig war, daß es auf seinen Ruf froh wiehernd herbeilief, auch ihm das Futter aus der Hand fraß. Kannst dir denken, daß Christoffel jetzo für sein Leben gern ritt und den Vater auf seinem Pony durch Hag und Heide begleitete. Herr Arnold lehrte ihn auch im Galopp vorbeisprengend mit dem kleinen Säbel nach dem Türkenkopfe hauen, so ich für meinen Liebling geschnitzet und mit bunten Farben bemalt hatte.

Konnte ihm auch nicht genug von Kriegszügen und Heldenthaten vermelden! Wenn er an Regentagen bei mir neben der Schnitzbank saß, mußte ich ihm von Cyrus und Alexander, von Hannibal und Cäsar, von Karl dem Großen und Roland, von den Kreuzrittern und Saracenen erzählen, wohingegen auch er mit leuchtenden Augen mir berichtete, was sein Vater und seine Mutter ihm von dem Ahnherrn Christian erzählt hatten, der als Schenk der Grafen von Jülich ins Heilige Land gezogen war, und von den Herzögen von Brabant, von denen die Schenk herstammen sollen, wie ja auch ihr Wappen dasjenige der Herzöge von Brabant ist. Noch von vielen andern Rittern und Herren aus seinem Geschlechte wußte er frühzeitig Bescheid und wie sie zu Aachen bei der Krönung der Kaiser tournirten und Ehre und Ruhm gewannen. Nur von dem Kriegsobersten Martin Schenk mochte er nichts

hören, obschon der alte Kurt von seinem Großvater, so als Reuter unter jenem gedienet hatte und bei einem Haar mit selbigem in der Waal bei Nymwegen ertrunken wäre, gar viel von den tollen Streichen und großem Kriegsruhm desselben zu berichten wußte.

„Die Mutter hat mir gesagt, das sei ein böser, böser Mann gewesen", pflegte mein lieber Junker zu sagen. „Es grauset mir vor ihm, wenn ich sein Bild anschaue. Und weißt du was?" sagte er leise, „die Anna hat mir erzählt, er habe keine Ruhe und müsse todt in den dunkeln Winternächten, wenn es stürmt und schneit, über die Heide reiten mit seinen wüsten Kriegsgesellen, so ihm Kirchen und Klöster niederbrennen halfen. Sie selbst hat ihn schon gehört. Dreimal reitet er rund um den Schloßgraben und will hinein; aber sein Gaul scheut vor dem Kreuze auf dem Schloßthor und trägt ihn durch die Lüfte über den Kiefernwald weg, allwo er sich endlich dort drüben jenseits der Dünen laut wehklagend in die großen Sümpfe hineinstürzet."

Gar wenig zufrieden war mein Christoffel mit den kurzen und einsilbigen Berichten, welche er aus dem Vater über dessen Erlebnisse im Türkenkriege durch viele Fragen herauspreßte. Da erzählte ihm schon mehr der Grates, der als Reitknecht mit Herrn Arnold nach der Donau gezogen war. Bei dem zählten die eigenhändig gespaltenen Türkenköpfe schon nach Tausenden. Einmal sollen sogar, wie dieser Kriegsheld männiglich, so es glauben will, berichtet, drei türkische Batterien zwei Stunden lang auf ihn allein geschossen haben, wobei ihm die Kettenkugeln und Bomben nur so wie im Sommer die Blyenbeeker Mücken um die Ohren herumflogen. Solche Heldenthaten erschienen

aber selbst meinem kleinen Junker unglaublich, befragte also seinen Herren Vater darüber und erhielt von selbigem die Antwort: „Merke dir, mein Kind: die Helden, welche bei den Erzählungen ihrer Abenteuer den Mund am weitesten aufreißen, reißen gemeiniglich auch vor dem Feinde am weitesten aus! Du aber mußt mir ein Held nicht in Worten, sondern in Thaten werden!"

„Das will ich, Vater!" redete dagegen gar eifrig mein lieber Christoffel. „Ach, wenn ich nur schon groß wäre! Und was meinst du wohl, daß ich dann thun soll? Soll ich gegen die Türken ziehen wie du? Den Türkenkopf haue ich jetzt jedesmal übers Ohr, wenn ich auch noch so blitzschnell vorübersprenge. Oder soll ich gegen die Franzosen fechten, welche da oben am Rhein mit Sengen und Brennen schier greulicher gehauset als die ungläubigen Türken, wie mir der Kurt erzählet? Oder soll ich mit Tante Angelina übers Meer fahren zu den wilden Indianern in Neufrankreich, von denen mir die Mutter gar viel vermeldete, und die christlichen Huronen gegen die bösen Irokesen vertheidigen, welche schier so grausam sind als die leidigen Teufel?"

„Ich denke, du wirst nicht so weit in den Krieg ziehen müssen", redete mein Herr Marquis dagegen; „anerwogen es wohl den Schein gewinnt, daß wir gar bald hier in unserem Gelderland wieder Kriegslärm haben werden."

Da rief der Christoffel: „Hurrah! Dann darf ich mit dir ziehen, gelt, Vater? Sitze ja fest im Sattel und treffe mit dem Pfeil den Vogel im Fluge. Weiß auch ein schönes gelderisches Kriegsliedchen, das mich der Kurt gelehrt hat. Höre nur!" Und er sang mit glockenheller Stimme:

„Klein ist mein Gut,
Groß ist mein Muth,
Und das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!
Hurrah, Hurrah!
Das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!"

„Schon gut, mein kleiner Kriegsheld", sagte Herr Arnold. „Wie alt bist du denn eigentlich?"

Christoffel antwortete: „O bald sieben Jahre!"

Worauf der Herr Vater meinte: „Nun, dann ist es hohe Zeit, daß du den Krieg mit den Buchstaben eröffnest. Diesen Winter soll dir die Mutter das Lesen und Meister Jan das Schreiben beibringen, und wenn ich das nächste Mal gen Roermond reite, will ich mit dem Pater Rector des Jesuitencollegii reden, daß du alldort die Schule besuchen kannst."

Da zog mein Junker schier einen schiefen Mund und meinete: „O weh, mit den Buchstaben kriegen! So fürchte ich, solches werde viel langweiliger sein als ein Zug gegen den Großtürk oder die Indianer."

Als die Heide abgeblüht war und die ersten rauhen Nebeltage kamen, wurde sothaner Buchstabenkrieg wirklich eröffnet. Christoffel zeigte auch hierbei ein über die Maßen rasches und glückliches Talent, so daß er binnen wenigen Wochen alle Buchstaben des deutschen und lateinischen Alphabets auf seine Schiefertafel malen erlernte. Als der Tag des heiligen Manns Sanct Nikolaus herankam, schrieb er ihm den ersten Brief, wobei ich ein weniges nachgeholfen, was ich mit nichten abläugne, und bat in selbigem Brief, er solle ihm ein schönes, nicht gar zu schweres Feuerrohr bringen, eines mit den neuen Feuerstein-

schlössern, und eine Jagdtasche voll Rosinen und Printen und Marzipan.

Der gute Christoffel war in selbigem Winter fast beständig in meiner Werkstätte. Wenn er nicht auf seine Schiefertafel schrieb, so schaute er mir bei der Arbeit zu; denn auch für die Kunst zeigte er eine gar seltene Anlage, daß ich mich des öftern baß verwunderte ob der drolligen Figuren, so er bald mit dem Griffel zeichnete, bald aus dem Thone formte. War nämlich dazumalen mit einer Arbeit beschäftigt, welche dem „Paradies" die letzte Zier und Vollendung geben sollte. Der neue Kamin mit der Schlange um das Fußgestell der Diana war schon längst fertig und aufgestellt. Nun wollte aber das mit schönen Weinranken und Engeln verzierte Fries desselbigen nicht recht zu den wuchtigen Eichenbalken passen, so die Frucht- und Blumenkörbchen der vier Karyatiden viel zu schwer belasteten. Hatte also dem Herrn Arnold vorgeredet, er möge mich die dicken Balken abschrägen und das Hauptfries mit breitem Blattwerk und zierlichen Figuren ausschmücken lassen, was er gerne zufrieden war.

Zu solchem Werke formte ich in Lehm das Modell, und dabei half mir der kleine Christoffel mehr als dem Vater lieb. Er nannte mir die Thiere, so den Jahreszeiten entsprechen, und ich bildete dieselben in das üppige Blattwerk hinein: Kaninchen, Hasen, Reiher, Rohrdommeln. Die Hauptarbeit fiel aber auf Herbst und Winter, anerwogen da eine ganze Hirschjagd und Sauhatze in das Blattwerk hineingeschnitzet werden sollte. Zu der Hirschjagd beschrieb mir Christoffel selbst den Plan also: er mußte auf seinem Pony sitzen und mit erhobenem Jagdspieß einen Vierzehnender verfolgen, so der Teckel zwar von vorn ankläffte, der Nero aber von hinten ansprang. Konnte ihm den Nero

nicht groß, den Pony aber nicht klein genug formen, und so fiel der Rüe schier größer aus als das Roß. Sothane Gruppe machte dem Vater und der Mutter so großen Spaß, daß ich den Auftrag erhielt, Christoffels Hirschjagd etwas zu verbessern, im übrigen aber gerade so in das Fries hineinzuschnitzen. Und so wird mein guter Christoffel auf seinem winzigen Pony im „Paradies“ sitzen, solange das Schloß Blyenbeek stehen bleibt.

Solche Schnitzerei wurde bis Sanct Nikolausen Tag fertig. Und da haben wir noch einmal ein schönes Fest im „Paradies“ mit Lust und Freuden begangen. Herr Arnold und Frau Katharina feierten den Jahrestag ihrer Vermählung, wozu auch der alte Herr Erbmarschall vom Schloß Haag herübergekommen war und die Geschenke mitgebracht hatte, um welche der Brief Christoffels den Heiligen Mann gebeten. Sie lagen gar zierlich geordnet auf einem Tische unter dem Adler mit dem Schenkenwappen und Wahlspruch — ein ganzer Jagdanzug, gelbe Stulpstiefel, ein Pulverhörnchen aus Elfenbein, das mit einer kunstreichen Klappe versehen war, welche bei jedem Drucke just für einen Schuß von dem gefährlichen Kraute durchließ; ein Jägerhut mit grünen Bändern und wallenden Federn; eine Waidtasche voll kostbarer Zuckerhasen, Hirschen, Sauen, Rebhühner, Fasanen und allem möglichen Gethiere, und endlich die kleine Büchse mit dem blanken Lauf, dem neuesten Steinschloß und dem zierlich geschnitzten Kolben.

Kann sich männiglich denken, welchen Jubel mein Christoffel erhob, als er zwischen Großvater und Mutter vor den Tisch mit den Geschenken trat. Gleich mußte die Jagdkleidung angelegt und die Büchse probirt werden. Ich weiß nicht, wie es kam; aber als ich die Büchse das erste

Mal knallen hörte, gab es mir einen Stoß ins Herz hinein. Doch vertrieb das muntere Lachen Christoffels die schlimme Ahnung, und das Fest war über die Maßen fröhlich. Auch der alte Herr Erbmarschall war lange nicht so ernst wie bei dem ersten Wiegenfest und brachte einen recht muntern Trinkspruch aus auf die ewige Fortdauer des Blyenbeeker Paradieses.

Du lieber Gott, das hatte nun seine schönen Tage bald alle gesehen!

7.

Es ziehen sich auf ein neues bedrohliche Wetterwolken über dem „Paradies“ zusammen.

Als man nach Christi gnadenreicher Geburt 1700 Jahre zählete, brachen zugleich mit dem neuen Jahrhundert gar schwere Zeiten über Geldernland, ja über die ganze liebe Christenheit herein. Karl der Andere von Hispanien war kinderlos gestorben, und so entbrannte der entsetzliche Krieg um sein Erbe zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Habsburg, der zur Stunde annoch dauert und von dem man nicht sagen kann, wie viel Blut er noch kosten oder wie viel Elend er noch bringen werde. Es hatte nämlich der sterbende König sein Testament und letzten Willen also verändert, daß er den Philipp von Anjou zum Erben seiner Kron und aller hispanischen Länder einsetzete, wiewohl frühere Verträge solches ihm verboten hatten. Und war Karl II. kaum zu seinen Vätern versammelt, so haben sie zu Madrid in Wahrheit auch schon den Philipp zum König gekrönt, ehebevor die Herren in Wien, so allezeit etwas langsam sind, solches verhindern konnten. Auch unser Gelderland mußte den Bourbonen

huldigen, und hat Ludwig XIV. solches allsobald für seinen Enkel ohne Federlesens mit starker Truppenmacht besetzet. Kannst dir denken, daß sothaner Wandel weder dem Erbmarschall noch meinem Herrn Arnold, so allezeit für das Haus Habsburg eingestanden, sonderlich angenehm gewesen. Aber sie mußten sich fügen und ritten nach Roermond zur Huldigung.

Auch ich begleitete sie dorthin, anerwogen ich dem Pater Rector des Jesuitencollegii Bericht erstatten sollte über den kleinen Christoffel und von demselben vernehmen, was ich ihm des weitern noch beibringen müsse, damit er im darauffolgenden Jahre in die erste Grammatika eintreten könne. So kam ich nach Roermond zur Huldigung, welche auf offenem Marktplatze am 19. Hornung 1702 stattfand. Sie hatten dazu an der Vorderseite des Rathhauses eine mit rothem Tuche zierlich verbrämte Empore angebracht. Unter einem Thronhimmel hing das Bildniß des Königs und dessen Wappenschild mit der Umschrift: Philippus rex Hispaniae inauguratur dux Sicambriae, und zu beiden Seiten prangte das gelderische Wappen mit dem Verse:

Concordis animis sit Geldria laeta monarcha.

Du grundgütiger Himmel! Ja wohl, „einmüthigen Sinnes" und eine „fröhliche Herrin"! Und im Hintergrunde konnte man ohne sonderliche Prophetengabe die Kriegsfackel brennen sehen, während das rothe Tuch, womit alles drapiret war, mich an die Ströme von Blut gemahnte, so in Italien allbereits zu fließen begannen.

In solchen Gedanken stand ich am Fenster des gegenüberliegenden Weinhauses zur güldenen Lilie und sah der Huldigungsfeier zu. Die beiden ersten Adeligen, so auf die

Empore traten und in die Hand des Grafen von Horn dem neuen Könige Treue gelobeten, waren der Erbmarschall und dessen Schwiegersohn, mein lieber Herr Arnold. Als sie sich wendeten und selbander die Treppe hinabstiegen, hörte ich ein Weib, so hinter mich getreten war, einen greulichen Fluch in französischer Sprache ausstoßen, und dieweil ich mit heftigem Erschrecken ihre Stimme zu erkennen vermeinete, schaute ich mich um und sah mich Auge in Auge mit der unseligen Emerentiana Dausque.

Habe sie auf den ersten Blick erkannt, so sehr auch die letzten Jahre und mehr noch ein wüstes Leben sie entstellt hatten, anerwogen sie sich jetzt offenbar auch dem Trunke ergeben, wie ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre von wimperlosen, schweren Lidern halb verdeckten trüben Augen laut bezeugten. Jedennoch konnte man in der stolzen Gestalt noch etwelche Spuren früherer Schönheit nicht gänzlich verkennen; auch hatte sie sich gar bunt und frech gekleidet, dieweil sie, wie ich nachher hörte, nunmehr als eine Art Marketenderin mit einem französischen Sergeanten umherzog und mit den Besatzungstruppen Ludwigs XIV. nach Gelderland zurückgekommen war.

Kann sich männiglich denken, daß ich mich voll Zorn und Ekel von dem Weib abwenden wollte, was aber schon zu spät war, maßen sie mich allbereits erkannt hatte und laut lachend flugs mit den Worten anredete: „Siehe da, mein Wouverman von Blyenbeek! Wie geht's im ‚Paradiese‘ zwischen den hölzernen Jahreszeiten und den gemalten Blumenkränzen und Fruchtstücken? Wie, nicht einmal einer Antwort würdigt mich der Herr? O wie unhöflich diese Deutschen sind; es ist gut, daß unser großer König sich dieses Landes erbarmet, um unter seinem Scepter dessen

Bewohnern etwas mehr Schliff beizubringen. Grüße wird mir der Herr in Blyenbeek doch bestellen? Sintemal ich offen gestehe, daß die Sehnsucht, dem ‚Paradiese‘ wieder einmal einen Besuch abzustatten, mich bewogen hat, den französischen Fahnen in das Land Geldern zu folgen.“

Verließ die Weinstube so rasch als mir bei dem großen Gedränge möglich, und überlegte, was ich zu Nutz und Frommen meiner lieben Herrschaft etwan thun könne. Wohl kam mir der Gedanke, das Schandweib einthürmen zu lassen; aber unter was für einem Vorwande? War freilich für meine Person völlig überzeugt, daß die Landstreicherin, so vor vier Jahren meinen lieben Christoffel rauben wollte, keine andere sei als eben diese unselige Emerentiana Dausque. Aber Beweise hatte ich nicht, anerwogen ich nicht einmal mit einem körperlichen Eide hätte betheuern können, daß ich in der verschleierten Hexe mit voller Sicherheit die gegenwärtige Dausque erkannt habe. Auch war es kein leichtes Stück, ein französisches Soldatenweib unter sothanen Umständen festzunehmen.

Wie ich so in Gedanken über die Straße ging, begegnete ich meinem alten Matthias, den ich nur wenige Male mehr gesehen hatte, seit er Verwalter von dem nahe bei Roermond belegenen Hillenrath geworden. Erzählte ihm natürlich von dem Zusammentreffen mit der leidigen Emerentiana und wie dieselbe auf ein neues Blyenbeek mit irgend einem teuflischen Plane bedrohe. Redeten also über die Sache hin und her. Matthias wollte nichts von einer Verhaftung wissen, fragte mich aber genau, wo und wie ich sie gesehen habe, wie sie gekleidet sei und dergleichen, woraus ich schloß, er wolle sie aufsuchen und etwan durch ein Stück Geld beschwichtigen, was ich ihm

widerrieth und ihn warnete, sich in keinerlei böse Händel einzulassen.

„Laßt mich nur sorgen," sagte er; „wenn es geht, wie ich plane, so soll ihr kein Haar gekrümmt werden, und wir werden doch der ewigen Furcht vor diesem Unglücksweibe ledig."

Hatte leider keine Zeit, mit dem wackern Manne länger über die Sache zu reden, maßen just die Stunde schlug, da mich mein gnädiger Herr an die Klosterpforten der Ursulinen entboten. Gab also dem alten Matthias die Hand, ihn abermalen bittend, er möge sich ja in keine schlimmen Händel mit der französischen Soldatesca einlassen, und eilte zu den Ursulinen. Dort sah ich nicht ohne Herzklopfen hinter dem Gitter des Sprechsaals Angelina, welche jetzt im Kloster Mutter Maria von den heiligen Engeln heißt. Habe nie ein lebendes Antlitz gesehen, welches den Engelbildern des Predigerbruders Fra Angelo mehr ähnlich sah als ihr Angesicht, dessen Huld und Anmuth durch den Klosterschleier nur gewonnen hatte. Habe nachher oft versucht, es zu malen, ist mir aber nie gelungen. Sie redete fast nur mit ihrem Bruder und sagte kaum ein paar Worte zu mir, aber mit solcher Liebe, daß ich voll himmlischen Trostes mit Herrn Arnold aus Roermond schied und gen Blyenbeek ritt.

Es kamen jetzt gar traurige und stürmische Tage. Anfang Mai (1702) erklärten die Verbündeten den Franzosen den Krieg. Der Marschall Boufflers, so unter dem Herzoge von Bourgogne das französische Heer befehligte, lagerte mit einer großen Heeresmacht, sage mit vierundfünfzig Bataillonen und einhundertvier Schwadronen, bei Xanten, während die Armee der Generalstaaten unter dem

Grafen Athlone bei Cleve stand, keine vier Stunden von Blyenbeek. Kannst dir denken, daß wir auf unserem Schloß, welches Herr Arnold gegen die umherziehenden Banden zur Vertheidigung eingerichtet, gar unruhige Stunden verlebten. Bald zogen sich die Holländer vor den überlegenen Franzosen auf Nymwegen zurück. So wurde die zum Schlosse gehörige Herrschaft Afferden der Reihe nach von beiden Armeen überschwemmt. Am schlimmsten erging es den armen Leuten, als die Franzosen vor dem berühmten Engländer Marlborough, welcher das Commando der Verbündeten übernommen hatte, in aller Eile längs der Maas auf Venlo und Roermond abmarschirten. Da standen wir eines Abends droben im Schloßthurme und schauten mit Thränen in den Augen nach Afferden, wo der Reihe nach fast sämtliche einzeln stehende Höfe in Flammen aufgingen. Die ganze Nacht hindurch war der Himmel vom Brande geröthet.

„Die armen Leute!" klagte die edle Frau Katharina.

„Wir wollen ihnen die Häuser wieder aufbauen, Mutter", sagte der gute Junker Christoffel. „Aber, Papa, weshalb thun uns das die bösen Franzosen, welche doch behaupten, daß sie unsere Freunde seien und im Auftrage des neuen Königs von Hispanien kämpfen?"

„Sie wollen den Holländern und Preußen eine Wüste hinterlassen", antwortete Herr Arnold seinem Sohne.

„Das Brennen", sagte Grates, der just mit einer Botschaft die Treppe heraufkam, „soll namentlich von einem Sergeanten und einer Marketenderin herrühren, welche laut verkündeten, sie wollten dem Herren von Blyenbeek seine Herrlichkeit verderben. Eben kommt ein Bauer gelaufen und sagt, die beiden seien mit einer Mord-

bande unterwegs nach dem Schlosse, um auch dieses einzuäschern."

Liefen also spornstreichs die Treppen hinab. Der Bote war der Vater des Trikes, ein gar treuer Mann, doch sonst nicht der Flinkste; dasselbige Mal aber war er gelaufen wie ein Has, daß er mit Staub und Schweiß bedeckt im Schloßhofe stand. Er berichtete von der erschrecklichen Wuth der Franzosen, welche das ganze Dorf plünderten, ja den Leuten die Kleider vom Leibe rissen.

„Und es ist eine Bande nach dem Schlosse unterwegs?" fragte der Herr Arnold.

„Ja, ein Sergeant und sein Weib mit einem Dutzend seiner Leute, den Schlimmsten von allen. Die Mordbrenner haben mir das Haus über meinem Kopfe angezündet und den Trikes gezwungen, sie nach Blyenbeek zu führen. Mein Bub hat sie aber, wie ich ihm bedeutet, rechts ab in die Sümpfe geleitet, derweil ich Zeit fand, vorauszulaufen und Euch zu warnen."

„Eine Marketenderin, sagt Ihr? Wie sieht sie aus, jung oder alt?" fragte Herr Arnold.

„Nicht jung, aber groß und stark. Ich meine, daß ich sie Tok oder Dogge habe anreden hören."

Auf solche Worte erbleichte mein Herr Arnold merklich, sammelte sich aber allsobald, gab dem Bauer einen Brabanter Thaler für seinen treuen Dienst und befahl, daß die Schloßbrücke aufgezogen und das Thor verrammelt werde, alle Knechte und Bedienten aber sich waffneten. „Sie sollen uns nicht so leichten Kaufes den feurigen Hahn aufs Dach stecken", sagte er, und der kleine Christoffel rief: „Hurrah! ich hole meine Büchse!"

Wachten also die ganze Nacht. Aber wiewohl im Westen und Süden zahllose Brandstätten den Himmel erleuchteten, auch von der Maas her fernes Schießen gehört wurde, so dämmerte der frühe Sommermorgen doch herauf, ohne daß sich ein Feind vor dem Schlosse gezeiget hätte. So schickte der Herr Marquis Kundschafter nach Afferden, und diese brachten bald die Meldung, die Franzosen seien während der Dunkelheit in der Richtung auf Venlo abmarschirt, und jenseits der Maas ständen bereits Truppen der Generalstaaten.

Der grundgütige Gott hatte also sothane Gefahr gnädiglich abgewendet, und ich gab mich der Hoffnung hin, die Emerentiana Dausque sei ein für allemal mitsamt den Franzosen aus dem Lande gejagt, anerwogen der Marschall Marlborough den Boufflers zusamt seinem Herzog von Bourgogne wie die Hasen vor sich her trieb. Venlo, Stevenswerth, Roermond wurden der Reihe nach genommen, und nur mehr die beiden starken Festungen Rheinberg und Geldern waren in der Gewalt des französischen Heeres. Afferden war übrigens nicht die einzige Herrschaft, welche unserem Herren verheert wurde; auch Asselt theilte dasselbe Los, und das Dorf Swalmen, so zur Herrschaft Hillenrath gehöret, wurde am 28. Juli gänzlich niedergebrannt, und sollen sich, wie ich nachher hörte, auch dort ein Sergeant und ein Soldatenweib unter den Mordbrennern ingrimmig hervorgethan haben.

Kann sich männiglich denken, daß sothane Einbußen eine gar empfindliche Heimsuchung für meinen lieben Herrn Arnold waren, anerwogen sie nicht nur einen großen Theil seines Vermögens vernichteten, sondern auch seine Hörigen an den Bettelstab brachten, daß sie auf

viele Jahre nicht im stande waren, ihre Zehnten und Zinsen zu entrichten. Dazu kamen schier unerschwingliche Kriegscontributionen, so mein Herr zuerst an die Franzosen, dann an die Generalstaaten und schließlich an die Preußen entrichten mußte. Auch seine öffentliche Stellung und politische Thätigkeit hatte der Krieg vernichtet, so daß es nicht zu verwundern, wenn der edle Herr gar ernst und von Kummer gebeugt umherging, als das grausame Kriegsjahr sich zu Ende neigte. Aber die treue Gemahlin tröstete ihn mildreich mit solchen und ähnlichen Worten: „Und wenn wir noch mehr irdisches Gut verlören, würde ich keine Thräne darum weinen. Nur die Noth und das Elend der armen Leute, welche von uns Hilfe erwarten, thut mir bitterlich weh. Daß du den leidigen Sorgen des Staatsraths für etliche Zeit enthoben bist, sehe ich eigentlich nicht ungern, anerwogen du also etwelche Muße findest, bei uns zu bleiben. Bist ja auf Blyenbeek in den letzten Jahren schier ein Fremdling geworden! Und schau, den größten Schatz auf Erden, so unser Paradies hienieden ausmacht, hat uns der grundgütige Gott annoch gelassen, verstehe unsere treue Liebe und unser liebes Kind."

Da fassete mein Herr Arnold die edle Frau Katharina bei der Hand und sagte, derweil ihm das Wasser in die Augen schoß: „Ja, ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn uns der Christoffel entrissen würde! Du hast recht, Frau; wir wollen den Muth nicht sinken lassen und gegen Gott nicht undankbar sein, der uns in dem Knaben ein also großes Gut anvertraut hat."

Der Winter, welcher jetzt mit starkem Frost und heftigem Schneefall hereinbrach, steigerte Noth und Elend

unter den armen Leuten über die Maßen. Da ließ die gnädige Frau alles Korn, so man auftreiben konnte, zu Brod backen und versetzte sogar ihr Geschmeide und edles Gestein beim Juden Joël, um also Nahrung, wärmende Decken und Arzneien für die vielen Kranken und Schwachen zu beschaffen. Herr Arnold hatte ihr früher eine wunderherrliche Kommode zum Namensfeste geschenkt, so entweder der berühmte Charles Boule in Paris selbst gefertigt hat, oder die doch wenigstens mit großer Kunst nach seiner Manier gemacht wurde. Die ganze Vorderseite ist mit vergüldetem Silberblech und Schildplatt so bedeckt, daß bald das kunstreich gravirte Metall, bald das Schildplatt abwechselnd das eine die Zeichnung, das andere aber den Hintergrund der überaus zierlichen Renaissancemuster bildet. Dazu kommen getriebene Knäufe und Knöpfe und sowohl an den geschwungenen Thierfüßen als oben zur Krönung so schönes Schnitzwerk in kostbarem Holz, daß sich meine Arbeit dagegen nicht darf sehen lassen.

Da ließ mich nun in jenem bittern Winter Frau Katharina auf einen Tag in ihre Kammer rufen, wo sothaner Prachtschrank stand, und fragte mich, ob man das Gold und Silberblech nicht aus der schönen Boule-Arbeit der Kommode herauslösen könne. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte, sie werde mich nie dazu bringen, das herrliche Kunstwerk zu zerstören. „Wir werden es später wieder einsetzen“, sagte sie; „der Jude Joël wird mir hundert Brabanter Gulden darauf vorstrecken, womit wir leicht ein paar arme Leute vor dem Hungertode retten können. Wenn Ihr mir nicht helfen wollt, so werde ich selbst die Metallstücke herauslösen.“ Wirklich begann sie mit einem Messer vor meinen

Augen ein Stück des schön gravirten Metallbeschlages abzubiegen und machte mit der ausgleitenden Klinge einen Kritz über die schöne Zeichnung. Nahm ihr also in Gottes Namen das Messer aus der Hand und begann die winzigen Schrauben loszudrehen, welche das Metall am Holze festhielten.

In währender Zeit machte mein Junker Christoffel in selbigem Winter und dem darauffolgenden Frühjahr im Lesen, Schreiben und Rechnen so gute Fortschritte, daß es eine Freude war, seine Schreibhefte zu sehen. Auch sein gutes Herz erschloß sich immer schöner wie eine Blume im lieben Lenze. Davon können die Armen und Kranken von Afferden und in den einsamen Heidehütten, zu denen er die Mutter begleitete, ein Liedlein singen. Wenn er dann von solchen fast täglichen Besuchen heimkehrte und mir von der Freude und Dankbarkeit der armen Leute erzählete, dann leuchteten seine Augen vor heiliger Lust.

So verging Frühjahr und Sommer des Jahres 1703. Die Preußen belagerten unter dem Grafen von Lottum mit großer Macht die Festung Geldern, welche von dem Spanier Don Domingo de Betis auf das tapferste vertheidigt wurde, während das ganze übrige Gelderland im Besitze der Verbündeten war. Blyenbeek wurde noch immer von Streifpartien der Preußen und Holländer heimgesucht, so Lebensmittel und Pferdefutter für die Belagerer herbeiholten und die Bauern dermaßen zu Schanzarbeiten zwangen, daß sie kaum an eine Aussaat denken konnten. Solches mag den Marquis mitbestimmt haben, den guten Junker Christoffel nun wirklich nach Roermond zu den Jesuiten zu senden, allwo er in größerer Ruhe

und Sicherheit die für einen Edelmann geziemende Schule und Bildung gewinnen könne. Er wäre auch selber gerne nach Hillenrath übergesiedelt; aber seine Gemahlin war nicht zu vermögen, die armen Leute um Blyenbeek in gegenwärtiger Noth hilflos zu verlassen, und wollte lieber, wiewohl schweren Herzens, in eine Trennung von ihrem lieben Kinde einwilligen.

Daß die gute Frau Katharina ihren Sohn nicht ganz aus den Augen verliere, malte ich den Christoffel in Lebensgröße mit dem Federhute auf dem Kopfe und der Steinschloßbüchse in der Hand, und ich muß sagen, daß der Kopf des Knaben mir so gut gelang, wie vielleicht noch kein Portrait. Die blauen Augen schauen einen gar mild und freundlich an und die blonden Locken, so leicht gekräuselt auf die Schultern hinabfallen, umrahmen ein engelgleiches Gesicht, aus dem die liebe Unschuld und Herzensgüte hervorschauet, derweil der frische Mund ein freundliches und fröhliches Wort zu reden scheinet. Das Beiwerk hatte ich keine Zeit mehr fertig zu bringen, und war solches nur untermalet, als der Abschiedstag herankam. Doch machte das Bild der Mutter eine große Freude, und es war gewiß eine besondere göttliche Fügung, anerwogen ich den lieben Knaben später nicht mehr so hätte malen können.

Zu Anfang des Herbstmonats machte ich mich mit dem Junker und dem Marquis auf den Weg nach Roermond. Im „Paradiese“ war vorher ein kleines Fest, doch ohne allen Pomp, gefeiert worden. Die Mutter zeigte dem Knaben noch einmal den Wappenspruch, küßte ihn mit Thränen in den Augen und bezeichnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf der Stirne.

„Mache es mir auch auf Mund und Brust, Mutter, wie du es thatest, da ich noch klein war“, bat Christoffel. „Oder glaubst du vielleicht, der liebe Gott wohne nicht mehr in meinem Herzen?“

„Doch, mein Kind, das glaube ich zuversichtlich; denn du bist immer fromm und brav und gehorsam gewesen und hast den Armen Gutes gethan, weil sie Christi Brüder sind!“ Und sie griff nach dem Weihbrunnen und machte dem Knaben gar feierlich das heilige Kreuzzeichen zugleich mit Freude und Schmerz, daß ich mich der Zähren nicht erwehren konnte.

Dann ritten wir fort. Die gnädige Frau gab uns das Geleite bis zur Maasfähre in Afferden, und als das Schiff um die nächste Biegung des Flusses steuerte, sah Christoffel noch einmal seine Mutter am Ufer stehen und mit dem Tuche winken. Da schwenkte er seinen Federhut, rief mit lauter Stimme: „Ade, Mutter!“ und wischte sich heimlich mit dem Tüchlein über die Augen.

Die Reise, so wir der hin und her ziehenden Truppen wegen ganz auf der Maas zurücklegten, verlief ohne Unfall. Auf Sanct Moritzen Tag langten wir in Roermond an und gingen gleich zu den Jesuiten, wo Christoffel nicht nur durch seine Kenntnisse im Schreiben, Lesen und Rechnen, sondern ebensosehr durch sein holdseliges, bescheidenes und dennoch kindlich frohes Wesen den ehrwürdigen Pater Rector und alle andern Patres für sich gewann, so daß sie ihn mit Freuden in die Grammatika aufnahmen. Pater Rector fragte ihn auch noch besonders über seine Kenntnisse in der christlichen Religion, und da er den Canisius, den ihm die Mutter selbst erläutert, ganz am Schnürchen hatte, schenkte er ihm ein schönes, auf Pergament ge-

maltes Bild der lieben Mutter Gottes und seines Namenspatrons, des hl. Christophorus, was den Knaben über die Maßen freute.

Da das Schuljahr erst nach vierzehn Tagen beginnen sollte, hatten wir in dem nahen Schlosse Hillenrath noch ein weniges Ferienzeit. Der gnädige Herr blieb mehrere Tage bei uns; denn er wollte die Güter und Höfe und Wälder besichtigen, so durch den Krieg grausam verheeret worden, um zu sehen, wo und wie zu helfen sei. Auch seine Schwester Angelina besuchte er mit dem Knaben in ihrem Klösterchen, während ich bei einer andern Gelegenheit dort vorzusprechen gedachte. Der liebe Junker kam voll Freude nach Hillenrath zurück und hatte die Taschen voll süßes Gebäck, brachte auch mir einen schönen Gruß und einen zierlichen Rosenkranz aus Olivenkernen, so aus dem Oelgarten Gethsemani von einem frommen Pilger gebracht worden sind. Weiß nicht, ob die heilige Seele etwan eine Ahnung gehabt, daß die Zeit des bittern Leidens auch für mich jetzt gar bald anheben werde.

Auf den 20. Herbstmonat ritt Herr Arnold von Hillenrath fort, um seinem Schwiegervater, so gichtkrank auf seinem Schlosse Hoensbroech, nicht weit vom Flecken Heerlen, darniederlag, einen Besuch abzustatten und von dort nach Blyenbeek heimzukehren. Der Herr Erbmarschall hatte nämlich das Schloß Haag den Preußen räumen müssen, welche Geldern belagerten. Als Herr Arnold fortritt, band er mir und dem Matthias die Sorge für den lieben Christoffel auf die Seele.

„Ich habe in diesen zwei Jahren durch die traurigen Kriegsläufte mehr als die Hälfte meiner Habe verloren“, sagte er; „doch achte ich dieses wenig, wenn nur dem Knaben

kein Unheil widerfährt. Wüßte nicht, wie ich ein solches ertragen könnte."

So sagten wir ihm, er solle ruhig sein, dieweil wir den lieben Junker wie unsern Augapfel hüten wollten. Der Knabe aber rief ihm zu, als er schon über die Schloßbrücke trabte: „Grüß mir lieb Mütterchen und sag ihr, ich werde schön brav und fleißig sein und jeden Morgen und Abend beten, wie sie es mich gelehret hat!"

8.

Ins himmlische Paradies.

„Wir wollen ihn wie unsern Augapfel hüten!"

Weiß Gott, daß ich es ehrlich meinte, und auch der alte Matthias hat gewiß nur das Beste beabsichtigt. Wenn er nur nicht die Sucht gehabt hätte, seine Pläne zu verheimlichen und mit allem hinter dem Berge zu halten. Hätte ich nämlich geahnt, wer mit uns unter demselben Dache weile, so wäre ich keine Stunde mit dem lieben Christoffel in Hillenrath geblieben oder hätte wenigstens ganz andere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Muß freilich zu seiner Entschuldigung anführen, daß ich vor Jahr und Tag sein Vertrauen wenig verdiente, als ich durch meine Thorheit die Emerentiana in das Blyenbeeker Paradies eingeführt habe. Aber dem Herrn Arnold hätte er sein Unterfangen doch offenbaren sollen.

Summa: Er hatte dieselbige Emerentiana Dausque heimlich eingefangen und im Schlosse Hillenrath eingethürmt. Schon damals bei der Huldigung in Roermond hatte er diesen Plan gefaßt und beinahe ausgeführt. Es wäre ihm auch nicht so schwer geworden, das trunkene Weibsbild mit

Hilfe von zwei vertrauten Bauern auf einem Wägelchen nach Hillenrath zu bringen, wenn dieselben nicht die Franzosen gefürchtet hätten, so die Stadtthore von Roermond besetzt hielten. Mußte sie also damals mit ihrem Sergeanten ziehen lassen. Als aber die Franzosen auf dem Rückmarsch sengend und brennend die Maas aufwärts zogen und das Dorf Swalmen anzündeten, so zur Herrschaft Hillenrath gehört, erkannte einer von jenen Bauern das Marketenderweib, das der alte Matthias in Roermond gerne dingfest gemacht hätte. Es gelang ihm, selbiges in einen Hinterhalt zu locken und in der darauffolgenden Nacht, während die Franzosen sich eilig vor den anrückenden Preußen zurückzogen, unbemerkt nach Hillenrath zu schaffen, wo der alte Matthias, so derweilen von dem Fang benachrichtigt worden, sie ganz heimlich in Empfang nahm und sonder Federlesens in ein festes Gelaß einthürmte.

Mein Matthias dachte dabei, auf solche Art dieser Unholdin ein für allemal ledig zu werden, maßen er schon dafür sorgen wolle, daß sie nie mehr entwische. Hat sie also auf eigene Faust zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt und meinte damit gegen die Emerentiana gar mildiglich zu verfahren, anerwogen selbe vom Rechts wegen Galgen und Rad oder aber den Scheiterhaufen verdient hätte. Strich sich also den grauen Bart, als er den Schlüssel ihres Kerkers hinter der Gefangenen abdrehte, und sagte: „Nach dir soll kein Hahn mehr krähen! Deine Racheplâne sind jetzt begraben, und dein Name wird vor keinem Gerichte zur Schande meines gnädigen Herrn mehr genannt werden.“

In solcher Weise lag also die Emerentiana schon länger als ein Jahr zu Hillenrath in dermaßen strengem Gewahrsam, daß selbst das Hausgesinde nichts um sie wußte. Der

alte Matthias selber brachte ihr heimlich Wasser und Brod, und alles schien nach Wunsch zu gehen, anerwogen in Wahrheit kein Hahn nach ihr krähte und sie lebendig begraben schien. Aber leider Gottes hätte der gute Mann, der nur als getreuer Diener zu handeln vermeinte, gerade durch sothane eigenmächtige That die blutdürstige Wölfin mit dem unschuldigen Lämmlein zusammengebracht, was ihm der Barmherzige gnädiglich verzeihen möge!

Doch will ich mit nichten alle Schuld auf ihn wälzen, anerwogen auch ich die Augen besser hätte brauchen müssen, nun aber in Gottes Namen das traurige Ereigniß erzählen, wie es nach dem Rathschlusse der ewigen Weisheit sich zugetragen hat. Ach, daß ich solches Elend erleben mußte!

Es war der 28. Herbstmonat anno Domini 1703 — werde den Tag nicht vergessen und wenn ich hundert Jahre alt würde. Mein alter Matthias hatte mir am Vorabende gesagt, er müsse in aller Frühe mit dem Jäger Ruprecht einen Gang in den Wald bei Flodrop machen, hoffe aber vor Abend wieder in Hillenrath zu sein. Wir sollten uns recht erlustigen, und könne der liebe Junker mit mir oder einem der Knechte den Strich im Swalmener Busch abgehen, allwo der Jäger Dohnen für die Krammetsvögel gestellt habe; sie seien schon tüchtig am Ziehen, und möchten wir leicht einen Korb voll zum Abendessen nach Hause bringen. Auch füllte er das elfenbeinerne Pulverhörnlein Christoffels mit frischem Kraut, daß er etwan einen Schuß auf eine Kette von Rebhühnern thun könne, die gerade in selbigem Herbste unmäßig zahlreich waren. Summa: Sollten uns den wonnigen Herbsttag in Wald und Feld recht zu nutze machen, da jetzt bald die Zeit komme, wo der liebe Junker in die Schulstuben eingesperrt würde, maßen es nur mehr wenige

Tage bis zu Sanct Lucas des Zwölfboten Fest sei, von dem es im Spruche heiße: „Lucas macht den Buben die Augen naß", dieweil an ihm die Schulen anfangen.

Ach, Lieber, ein viel näherer Tag sollte uns die Augen naß machen!

Der Unglückstag brach so schön und freundlich an, als ob er nur Liebes und Gutes bringen wollte. Da wir in der Frühe nach Swalmen zur heiligen Messe gingen, funkelte die Sonne so fröhlich am blauen Himmel, daß ein Buchfink sich ganz im Kalender verthat und sein munteres Frühlingsliedlein vom Aste herab schmetterte. Meinen Christoffel aber drückte eine böse Ahnung. Er redete mir von den großen Greuelthaten und den schweren Freveln, so der Kriegsoberst Schenk gegen Kirchen und Klöster begangen habe, und wie ihm die Mutter einst gesagt, derlei Thaten würden oft an späten Enkeln noch gerächt.

„Wie kommst du an einem also schönen Morgen auf dermaßen schwarze Gedanken?" fragte ich ihn. „Schau doch, wie fröhlich der Wald gelb und roth und braun in der Sonne steht?"

„Ja, er ist immer am schönsten, bevor er sein Laub fallen läßt", erwiderte er. „Aber du hast recht; es ist heute ein gar liebliches Wetter. Du gehst doch nachher mit mir in den Dohnenstrich? Ich habe die Büchse schon geladen und hoffe entweder ein Rebhuhn oder ein Häschen zu erlegen. — Weshalb ich auf den alten Kriegsobersten Martin Schenk komme, fragest du? Ich habe heute Nacht von ihm geträumt und ganz sonderbar. Es schien mir, ich sei in Blyenbeek und stehe auf der Spitze der Sanddünen, von der aus man auf das Schloß herabblickt und weit über die Heide nach dem großen Cleverwalde und der Maas und ringsum die

vierundzwanzig Kirchthürme sehen kann. Und da war auf einmal aller Sonnenschein weg, derweilen ich in Nacht und dunkeln Nebelwolken auf der einsamen Höhe stand. So fürchtete ich mich baß und rief der Mutter und deinen Namen, daß ihr mir helfen möchtet; aber niemand von euch hörte mich. Da kam es auf einmal von den Sümpfen her mit Gebraus und Geheul durch die Luft geritten; ich wollte fliehen und konnte nicht. Es war der alte Martin Schenk, gerade so, wie er zu Hause in der Halle gemalt hängt, mit dem gelben Lederkoller und den großen Stulphandschuhen, und seine Feldbinde flog im Nebel. Er schaute mich aus dem bleichen Gesicht so ingrimmig an, daß ich seinen Blick wie einen Stich im Herzen spürte. Und auf einmal hatte er meine Büchse in seiner Hand und zielte auf mich und drückte los, und obschon die Kugel sonderbarerweise ganz langsam geflogen kam, konnte ich auch nicht ein Haar breit zur Seite weichen, und ich fühlte, wie das heiße Blei mir Zoll für Zoll durch den Leib ging. Dann erst krachte der Schuß; der böse Schenk aber verschwand in die Lüfte. Was dann im Traume folgte, dessen kann ich mich nicht entsinnen. Aber schließlich schien es mir, ich liege in meinem Bettchen zwischen Rosen und Heideblumen im Paradieszimmer, und wenn ich die Augen aufschlug, sah ich über mir an der Decke nicht den Adler mit dem Wappen, so du gemalt hast, sondern einen viel schönern, wunderherrlichen Vogel mit rothen und blauen und violetten und purpurnen, goldschillernden Fittichen, wie ich noch keinen gesehen habe, und durch die Zimmerdecke schaute der Himmel wirklich herein, nicht nur gemalt, und neben mir stand die Mutter und sang: Coelum peto! Darüber bin ich aufgewacht und hörte draußen die Morgenlerche singen. — Sieh, lieber Meister Thyssen, dieser

absonderliche Traum, so mir annoch durch den Kopf geht, hat mir etwas den fröhlichen Morgen verderbt. Er wird doch nichts zu bedeuten haben?"

„Was sollte er bedeuten, lieber Christoffel? Dein Blut war etwas erhitzt, und da ist dir im Schlafe vorgekommen, was die Anna von dem Martin Schenk gefabelt hat, so nicht einmal dein rechter Vorfahr ist. Daß du aber oftmals und sogar im Traume an das Coelum peto denkest, welches dir die Mutter ans Herz legte, ist recht gut. Nur muß es dich stets gemahnen, dein Herz rein zu bewahren, daß du jeden Tag zur Himmelfahrt bereit seiest."

„Ja, du hast recht, und das hat mir auch der Pater Edmund gesagt, bei dem ich neulich meine erste Beicht gemacht habe; maßen man nie wissen kann, ob man den Abend erlebt, und er hat mir von einem Knaben in meinem Alter erzählt, so plötzlich, in währendem fröhlichem Spiel, zu Boden fiel und eines jähen Todes verschied."

Nach einer Weile fügte Christoffel bei: „Wenn ich jetzt sterben müßte, thäte mir nur eines leid, daß ich den Vater nicht bat, meinen Pony zu verkaufen und das Geld der Mutter zu geben, damit sie den armen Leuten dafür Brod kaufe. Der heilige Schutzengel hat mir letztes Frühjahr einmal diesen Gedanken eingegeben; aber ich habe selbigen aus dem Kopfe geschlagen, anerwogen mir der Pony zu lieb war, und das war recht bös von mir. Morgen will ich dem Vater schreiben, daß er den Pony verkaufe."

Unter solchen Gesprächen hatten wir die Kirche erreicht, und da gerade kein Altarknabe zugegen, diente der Junker Christoffel dem Priester die heilige Messe. Sehe ihn noch vor mir mit dem goldlockigen Engelskopfe, wie er so andächtig betete und tiefgebeugt zur heiligen Wandlung schellte.

Es beschlich mich auch ein eigenthümliches Gefühl, als ob der Knabe für diese böse Welt viel zu gut, für den Himmel aber reif sei. Auch sein Traum wollte mir nicht aus dem Kopfe, und ich erinnerte mich an einen ähnlichen, so ich früher einmal gehabt hatte, in dem der alte Kriegsoberst und die Emerentiana Dausque dem kleinen Christoffel ein Leids zufügen wollten. Ob all dieser Gedanken war ich, was mir Gott verzeihe, bei der ganzen Messe so zerstreut, daß ich meinen Rosenkranz nicht einmal zur Hälfte fertig brachte.

Nach der Messe gingen wir zusammen mit dem frommen Pfarrherren, so ein gar gelahrter und kunstsinniger Mann ist, aber leider bei dem Brande von Swalmen nicht nur seine Bücher, sondern, was schier bedauerlicher, eine erlesene Sammlung von Kupfern verloren hat, ins Schloß zurück, allwo wir miteinander das Frühstück einnahmen. Derweilen sind wir zwei in ein Gespräch über die Kunst und in Sonderheit über die Malerei gekommen; dauerte auch nicht lang, so waren wir mit nichten einerlei Meinung über die niederländischen Maler, auf welche er schlecht zu sprechen, wohingegen er die alten Kölner Meister nicht genug herausstreichen konnte. Da ich nun aber die Niederländer, bei welchen ich in die Schule gegangen, hitzig vertheidigte, sind wir in einen so heftigen als langen Disput gerathen.

Solches behagte dem lieben Christoffel gar wenig, anerwogen er nach den Krammetsvögeln sehen wollte. Holte also seine Büchse herbei und fragte mich, ob er etwan allein in den Swalmener Busch gehen dürfe. Das habe ich ihm zwar nicht verstattet, sagte vielmehr, ich käme; schritten also hinter dem Knaben, der etliche Schritte voraufging, durch den Garten, blieben aber, was mir der barmherzige Gott verzeihen möge, unter der großen Linde noch einmal stehen und

verführten über den Rubens ein solches Geschrei, daß sowohl der Gärtner als etliche Mägde, so unsern Wortstreit gewahrten, halb verwundert und halb geärgert die Köpfe zusammensteckten. Weiß nicht, wie lange sothaner Disput gedauert. War leider Gottes also darin gänzlich vertiefet, daß ich nicht bemerkte, wie der herzliebe Christoffel, dem die Zeit zu lang geworden, mit seiner Büchse in den kaum hundert Schritt entfernten Buchenbusch gegangen, meinen Augen aber, so ihn hätten hüten sollen, entschwunden war.

Da auf einmal wurde sothaner friedlicher Kunststreit gräßlich unterbrochen. Ein Schuß krachte in dem nahen Wäldchen; ein Weheruf ertönte. Der Gärtner stürmte an uns vorbei, den Bäumen zu, indem er mir zurief: „Ich fürchte, es ist dem Junker, so ich vor einiger Zeit mit seiner Büchse da hinein gehen sah, etwan ein Unheil zugestoßen."

Kann sich männiglich denken, daß ich dem Gärtner nachlief, so rasch mich meine Füße trugen. Ach, du lieber Himmel! Wir brauchten nicht weit zu gehen. Da im grünen Moose unter einer Eiche lag der liebe Knabe bewußtlos wimmernd in seinem Blute. Neben ihm stand mit wild verzerrtem Gesichte ein Weib, so ich auf den ersten Blick erkannte, trotzdem ihre Haare im Kerker ergraut waren. Es war die unselige Dausque.

„Haltet sie, greift sie, die Mörderin!" rief ich dem Gärtner zu.

Aber das Weib stieß den alten Mann von sich und rief: „Sorgt um Euern Paradiesvogel, Meister Maler, und lästert nicht, bevor Ihr untersucht habt. Wie Ihr leicht sehen könnt, ist ihm die Büchse geplatzt; er wird sie überladen haben. Den Alten gönne ich es und Euch nicht minder!"

So rief die Furie und entsprang in die Büsche, ehebevor wir sie fassen konnten. Du lieber Himmel, wir hatten anderes zu thun als ihr nachzulaufen! Da lag der gute Christoffel und wimmerte und stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Meinte zuerst, es sei etwan nur die rechte Hand, so elendiglich zerrissen war. Als ich aber niederkniete, gewahrte ich auch rothes Blut zwischen seinen gelben Haaren hervorquellen, und da ich ihm die blutigen Locken aus der Stirne strich, sah ich oberhalb der Schläfe eine klaffende Wunde, in welcher annoch ein Splitter des Büchsenlaufes steckte. Erkannte also auf den ersten Blick, daß mein lieber Christoffel, so das Bewußtsein gänzlich verloren hatte, gar gefährlich verwundet sei. Ich suchte den Splitter zu entfernen, das strömende Blut zu stillen; ich rief nach Wasser, nach Binden. Schon eilten mehrere Mägde und Knechte herbei, die alle laut klagten und jammerten. Hoben ihn also sanft auf und trugen ihn zum Schloß zurück. Sofort sprengte ein Reitknecht nach Roermond hinein, um den Doctor zu rufen.

In währender Zeit fuhr ich fort, die Kopfwunde mit nassen Tüchern zu kühlen, was auch eine so gute Wirkung hatte, daß endlich der liebe Knabe nicht nur die Augen aufschlug, sondern sogar mich erkannte. Hat mir auch mit schmerzlich zuckenden Lippen, so er zu einem Lächeln zwingen wollte, die linke Hand gereicht und geflüstert: „Verzeihe —"; dann sah er sich um, und da er den Pfarrherren von Swalmen erblickte, dem er am Morgen die heilige Messe gedient hatte, winkte er ihn an seine Seite.

Wir zogen uns einige Augenblicke zurück; dann trat der geistliche Herr mit Thränen in den Augen zu uns heraus und sagte: „Ich fürchte, der liebe Engel stirbt uns; so will ich ihm den Heiland zur heiligen Wegzehrung holen."

Als ich wieder an das Bett des Verwundeten trat, lag er mit geschlossenen Augen da; nur die bleichen Lippen bewegten sich in halblautem Gebete. Ich kniete nieder und betete unter heißen Thränen mit ihm. Nach einer Weile hielt er inne und sagte: „Guter Meister Thyssen, bring mich rasch, rasch nach Blyenbeek! O die Mutter, die Mutter! Und du mußt dem Vater sagen, daß ich kein Körnchen Pulver mehr in die Büchse that, als er mir erlaubte. Das Weib, so mich im Busche traf und nach meinem Namen fragte, muß etwas an der Büchse verderbt haben, und ich fügte ihm doch niemals ein Leides zu!"

„Die Mordbrennerin, man wird sie einfangen und rädern lassen!" sagte ich außer mir vor Schmerz.

Da hob der Knabe mühsam das Haupt ein wenig und sagte: „Nicht meinetwegen! Ich verzeihe ihr. Wir wollen ein Ave Maria für sie beten." Und er hob mit schwacher Stimme an und betete das „Gegrüßest seist du, Maria" und die Worte: „In der Stunde unseres Todes. Amen" sagte er zweimal, das zweite Mal ganz leise, und die Augenlider fielen ihm wieder zu.

In währender Zeit kam der Doctor und untersuchte die Wunden. An der Hand mußte er eine Ader unterbinden, was dem Knaben so große Schmerzen machte, daß er abermals die Besinnung verlor. Als dann der Arzt die Kopfwunde untersuchte, zuckte er bedeutsam mit den Achseln und sagte leise zu uns: „Da ist wenig Hoffnung! Auf die Nacht wird ein hitzig Fieber kommen; anerwogen die Hirnhaut verletzet ist und so sich die Entzündung, wie schier sicher, den tiefer liegenden Geweben mittheilet, wird solches leider zum Tode führen."

Fragte ihn, ob ich den Knaben noch lebend zu Schiffe nach Afferden bringen könne. Solches bejahte er und war gänzlich der Meinung, die Flußfahrt werde sogar zur Beruhigung des Kranken beitragen, der in seinem Fieberwahne voraussichtlich heftig nach der Mutter verlangen werde. Gab also gleich Befehl, ein leichtes Maasschiff mit guten Rudern und allem Nöthigen für diese traurige Fahrt auszurüsten.

Langsam erwachte der Knabe, dem der Doctor etliche Tropfen eines gar kräftigen Wässerleins einträufelte, aus seiner Ohnmacht, als der Priester mit dem lieben Heilande kam. O da ist von allen, so den guten Christoffel sahen, kein Auge trocken geblieben; selbst der Doctor, der ansonst ein harter Mann scheint, hat heimlich mit der Hand über sein Gesicht gewischt, und es war ein Schluchzen und Jammern, daß man kaum den Gebeten des Priesters folgen konnte. Nur der Kranke war ruhig und lächelte holdselig, als er Jesum Christum zum ersten- und letztenmal in sein Herz aufnahm.

„Jetzt ist alles gut", sagte er dann; „jetzt tröstet nur Vater und Mutter", und als ich ihm bemerkte: „Morgen werden wir in Blyenbeek sein", drückte er mir die Hand und flüsterte: „Fort, fort, zur Mutter, zur lieben Mutter!" Dann sank er müde zurück und schloß die Augen.

Auf eine Bahre gebettet trugen wir den Knaben am Nachmittage zur Maas hinab und legten ihn sanft auf weiche Polster in den Kahn hinein. Dann begann die Fahrt flußabwärts. Die Strömung faßte das leichte Fahrzeug und trug es sanft schaukelnd rasch Venlo zu, als hätte der Fluß Mitleid mit dem schlummernden Kranken. Die Thürme der Stadt und Festung zeigten sich bald am goldenen Abend-

himmel. Ich schickte eine Botschaft nach dem Annunciaten-kloster Trans-Cedron, das mein gnädiger Herr noch unlängst mit einer reichen Stiftung bedacht hatte, daß sie sowohl des Knaben als seiner Eltern in ihrem Gebete gedächten. Dann ging die Fahrt weiter. Die Nacht brach ein. Der Kranke wurde unruhiger. Er kannte mich nicht mehr, und ich hatte alle Mühe, ihn auf seinem Lager festzuhalten, dieweil er sich in seinen Fieberphantasien bald von dem geharnischten Martin Schenk, bald von einem Weibe verfolgt sah. Dann rief er: „Da ist sie wieder! Da hat sie meine Büchse in der Hand und stopft etwas in den Lauf und legt sie mir wieder auf der Rasenbank zurecht."

Durch Fragen erfuhr ich sogar von dem im Fieberwahne redenden Knaben, wie das Unglück geschehen. Habe es mir wenigstens also zusammengereimt: die Dausque war in selbiger Nacht, wie mir nachher der alte Matthias gestand, aus ihrem Kerker ausgebrochen; es fand sich nämlich, daß sie in monatelanger Arbeit wohl zwanzig Ziegelsteine aus der Mauer gebröckelt hatte, und halte ich das Loch für groß genug, daß sie durch selbiges entweichen konnte, wiewohl andere der Meinung sind, der leidige Satan habe sie befreit, um durch sie das liebe Gottesbäumchen, verstehe meinen Junker, also elendiglich zu knicken. Summa: Das Weib hat sich nahe am Schloß im Gebüsch verkrochen, entweder um die folgende Nacht zur Flucht zu brauchen oder, was mir wahr-scheinlicher, um an dem Matthias eine rechte Rache zu üben. Und da mußte denn mein lieber Christoffel dem Drachen in den Weg laufen. Sie wird ihn gleich erkannt haben und fragte zur Vorsicht auch nach seinem Namen. Dann wird sie ihm nachgeschlichen sein, und als der Knabe an der Rasen-bank, wo er mich erwarten wollte, die Büchse auf einige

Augenblicke unbewacht gelassen, mag sie auf irgend eine Weise, etwan durch Hineinstopfen von Rasen in den Gewehrlauf, das Unheil veranlaßt haben. Was später aus der Dausque geworden ist, habe ich nie mit Sicherheit erfahren; nur daß der Ruprecht aussagte, der Teufel habe ihr den Hals umgedreht, anerwogen er nach etlichen Wochen ein greulich entstelltes todtes Weibsbild im Swalmener Busch gefunden habe, das wohl dieselbige Dausque gewesen sein mag. Doch lasse ich solches in seinen Würden.

Wir nun fuhren derweilen die Maas hinab und hörten schon seit Venlo die Kanonade der Preußen vor Geldern, anerwogen der Graf von Lottum gerade damals durch den Obersten Schlund die Stadt und Festung furchtbar beschießen ließ. Als wir nun näher kamen und bei Arcen, nur etwan zwei Stunden von Geldern, anlangten, sahen wir den ganzen Himmel über der Festung in Gluthen und konnten die feurigen Bogen wohl unterscheiden, so die Bomben und Brandkugeln beschrieben. Auch der gute Christoffel bemerkte das schreckliche Donnern der Kanonen, und wurde in seinen Phantasien in eine Schlacht versetzt. Da warf er sich ruhelos auf seinem Lager hin und her. „Meister Thyssen, Meister Thyssen," rief er, „hilf mir doch! Siehst du denn nicht, wie der böse Martin Schenk immer auf mich zielt und immer auf mich schießen will? So nimm ihm doch die Büchse! Ha, jetzt drückt er los, und langsam, langsam kommt die Kugel und bohrt sich in mein Gehirn hinein — o wie das brennt!"

Gegen Morgen wurde Christoffel ruhiger. Als wir an Well vorbeifuhren, läutete es zur Frühmesse. Da betete er halblaut seine Gebetchen, daß die Knechte unwillkürlich die Ruder beiseite legten und mitbeteten, wobei mehr als einer

sich mit der rauhen Hand über die Augen fuhr. Von Bergen aus, wo wir eine kurze Weile rasteten, schickte ich einen Eilboten nach Blyenbeek mit der Trauerkunde dessen, was geschehen war, und mit der Bitte, rasch eine gute Bahre nach Afferden zu bringen. Hatte das alles während der Nacht mit vielen Seufzern und Zähren, so mir auf das Papier niederrannen, auf einen Zettel geschrieben, und ist mir all mein Leben niemalen ein Brief so sauer geworden wie jene wenigen Zeilen. Es wollte mir schier das Herz abdrücken, wenn ich des Jammers der Eltern bei sothaner Zeitung gedachte; war auch mehr als einmal schier entschlossen, auf und davon zu gehen, anerwogen ich kaum den Muth fand, mit dem sterbenden einzigen Kinde, so ich wie meinen Augapfel zu hüten versprochen hatte, vor meinen gnädigen Herren und die liebe Frau Katharina hinzutreten. O daß doch viel tausendmal lieber der bittere Tod mich getroffen! Es hat mich aber die Liebe bei meinem todtwunden Christoffel festgehalten, und habe ich mir selbst die Qual, so mir die Begegnung mit dessen Eltern sein mußte, als eine geringe Sühne auferlegt für meine Nachlässigkeit, so dieses Elend mitverschuldet. Als ich dachte, der Bote werde das Schloß erreicht haben, fuhren wir langsam weiter und vollbrachten mit schwerem Herzen das letzte Stück der Flußfahrt. Brauchten auch an der Fähre von Afferden nicht lange zu warten, bis die Leute von Blyenbeek kamen — allen voran der gnädige Herr Arnold und die arme edle Frau Katharina.

Ach Lieber, den Jammer, so ich jetzt erlebte, will und kann ich nicht beschreiben! Der Herr Marquis wollte zuerst gar nicht glauben, daß es so schlimm sei; als er aber aus den irren Worten des Knaben, welcher ihn nicht einmal

kannte, den gefährlichen Zustand entnahm, wurde er sprachlos vor Schmerz. Die Mutter hatte sich niedergekniet und flüsterte dem Kinde alle Schmeichelworte zu, so Liebe und Schmerz ersinnen können. Und es war, als ob die Stimme der Mutter den wandernden Geist des Knaben auf Augenblicke zurückriefe, da er bei ihrem Klange nicht nur die Augen aufschlug, sondern auch gar traulich sagte: „Mutter!" Und dann flüsterte er, wieder in seinem Fiebertraum untersinkend: „Siehst du den wunderschönen Vogel? O verscheuche ihn nicht! Er fliegt immer näher und näher! Schau, wie seine güldenen Federn in der Sonne glitzern! Meister Thyssen, du mußt ihn malen, wenn der Vater die neue Kapelle in Blyenbeek baut, um welche ihn die Mutter gebeten hat." Dann legte er den Finger der linken Hand auf die Lippen und sagte: „Stille, stille! Da ist er ganz nahe. Mutter, er setzt sich auf deine Schulter und singt so süß und lieblich. Hörst du ihn denn nicht? Er singt: Coelum peto! coelum peto! — Zum Himmel! zum Himmel! Ja, ich komme, ich komme: Vater, Mutter, Meister Thyssen, lebet wohl. Ade, ade!"

Solches waren die letzten Worte, so ich von den Lippen des lieben Knaben hörte. Er sank auf sein Lager zurück und schloß die Augen. Man bettete ihn nun auf die Tragbahre und trug ihn über die Heide, den Blyenbach entlang, ins Schloß. Auf dem ganzen Wege begleiteten uns die jammernden und weinenden Leute von Afferden, denen der holde Knabe mit seiner Mutter so manches Gute erwiesen hatte.

Da ist mir klar geworden, daß der liebe Gott nicht lohnt, wie Menschen lohnen, so nur eine kurze Spanne Zeit auf dieser Erde weilen, sondern wie es sich für den Ewigen

geziemt. Nach menschlichem Maße hätte der Knabe wie dessen Eltern ein langes Leben und viel Glück und Segen auf dieser Erde verdient. Der Herr aber, in dessen Augen alles irdische Glück nur eine eitel schimmernde Seifenblase ist, nahm ihn in den Tagen der Unschuld zu sich, um selbst sein ewiger Lohn zu sein.

Am Abende verschied der Knabe, und wir bahrten ihn gar schön und lieblich im „Paradies" auf, gerade unter dem Adler mit dem Wappen und dem Spruche Coelum peto, wie er es im Traume vorhergeschaut. Die Standbilder der vier Jahreszeiten und die Wände des Saales waren mit schwarzem Tuch verhüllt. Aber mitten zwischen den düstern Farben des sonst so fröhlichen Saales lag der Knabe, in Blumen gebettet, selbst die allerschönste, ach leider geknickte Blume, so der Stamm der Schenk von Nydeggen getrieben hat. Ihm zu Füßen stand die Wappentafel mit allen Titeln und mit sechzehn Schildern seiner Ahnfrauen, rechts und links die Wappen der Agnaten, dieselbigen, die einst so fröhlich aus den grünen Guirlanden am Schloßportale hervorschauten, als wir den kleinen Christoffel festlich empfingen. Er ruhte gar schön und holdselig auf der Bahre; die Mutter hatte ihm über die Stirnwunde die goldgelben Locken gestrählt und die letzten Herbstrosen dareingeflochten, daß ich ihn noch einmal zu malen versuchte. Aber es ging mir nicht, anerwogen meine Hand zitterte und mein Auge so oft von Thränen verdunkelt wurde, daß mir das Bild des lieben Todten mit nichten gelingen wollte.

Also wurde der Junker Christoffel begraben, und lange dauerte es, bis der erste heftige Schmerz einer mildern Trauer wich. Die edle Frau Katharina fand zuerst in Gott Ruhe und Ergebung wieder. Viel trug ein gar lieber und trost=

reicher Brief Angelinas dazu bei. Auf das Anrathen der frommen Klosterjungfrau machte sie mit mir eine Wallfahrt zur Trösterin der Betrübten nach Kevelaer, allwo sie auch dieses Mal Kraft und Stärke empfing.

Da wir über die Heide heimritten, faßte ich mir ein Herz und begann sie mit heißen Thränen zu bitten, daß sie mir den Mangel an Wachsamkeit, so ich doch gelobet hatte und so den Tod des lieben Knaben mitverschuldet, um Gottes Barmherzigkeit willen nachsehe, auch bei ihrem Gemahl ein gnädiges Fürwort um Verzeihung für mich einlege. So ließ sie mich aber in ihrer Herzensgüte gar nicht zu Worten kommen, hat mich statt dessen sofort gar mildiglich getröstet und gesagt: „Solches war Gottes Wille und Fügung! Es geht eben nicht, wenn man sich auf Erden ein Paradies einrichten will. Der liebe Gott sorgt dafür, daß es zerstört wird, damit wir Menschen fühlen, wo das Thal der Thränen und wo die ewige Heimat sei."

Frau Katharina widmete sich hinfüro noch ernster den Werken der Nächstenliebe und den Uebungen der Frömmigkeit. Dabei suchte sie den tiefen Schmerz ihres Gemahls zu lindern. Aber die Wunde wollte in seinem Herzen nie mehr ganz verharschen. Wochenlang streifte er auf der winterlichen Heide, in den abgelegensten Dickichten der Föhrenwälder umher, vorgeblich auf der Jagd, in Wahrheit aber, wie ich wohl bemerkte, um sich ungestöret dem Leidmuthe zu überlassen, so sich seiner Brust bemächtiget hatte. Als er vernahm, der Tod des lieben Knaben sei eine Rachethat der unseligen Dausque gewesen, schrieb er sich selbst die traurige Schuld zu. „All das Unheil fließt aus der vergifteten Quelle meines Jugendleichtsinnes!" meinte er, als ich ihm einmal ein Trostwort sagte.

Es dauerte lange, bis sich sein Schmerz auch nur ein geringes legte, daß ich wohl fürchtete, er werde auf ein neues in seine frühere Menschenscheu und Schwermuth zurückfallen. Aber nach und nach wird etwan, wie ich hoffe, die Liebe und Milde seiner Gemahlin den düstern Feind besiegen. Doch geht er zur Stunde noch umher wie ein Schatten an der Wand; zweifle auch, ob er jemalen den furchtbaren Schlag gänzlich überwinden werde.

„Meister Thyssen," sagte er mir neulich, „bewahret die Wappentafel, so Ihr für den Katafalk des seligen Christoffel gemalt habt, dieweil es der liebe Gott etwan füget, daß selbige bald auch an meiner Leich aufgestellet werde. Ich bin der letzte meines Stammes; Ihr habt nur den Namen zu ändern." Und als ich ihm derlei Gedanken ausreden und Hoffnung machen wollte, daß er wohl noch andere Leibeserben haben und der Stamm der Schenk neu erblühen werde, anerwogen sowohl er wie seine edle Gemahlin annoch in der Blüthe und Kraft der Jahre ständen, schüttelte er traurig das Haupt und sagte: „Mit mir geht's zu Ende. Im Himmel hoffe ich glücklich zu werden, hienieden nicht mehr. Das Kartenhaus, so ich hier auf Erden bauen wollte, ist mir gründlich zusammengestürzt, wie meine Frau solches mir vorhergesagt hat."

Im Frühjahr 1704 ließ er, obschon es mitten in den schweren Kriegszeiten mit großen Opfern und Unkosten verbunden war, die Schloßkapelle bauen, um welche ihn seine Gemahlin einst gebeten und von welcher der sterbende Christoffel geredet hatte. Eine große Steintafel, welche die beiden Wappen der Schenk und Hoensbroech und die Jahreszahl trägt, wurde an der Außenseite eingemauert.

Zwischen beiden Wappen mahnt ein geflügelter Engelskopf an den seligen Christoffel. Die Zeichnung zu dieser Tafel habe ich entworfen; aber der unerfahrene Steinmetz hat sie in dem harten Stein gar schlecht ausgeführt. Sobald der Kalkbewurf des Gewölbes hergestellt wurde, gab ich mich daran, dasselbige al fresco zu bemalen: eine Marmorbalustrade, mit Teppichen und Fruchtguirlanden verziert, im Hintergrunde ein roth verglühender Abendhimmel, darüber klares Blau und fortziehende schwarze, goldgeränderte Wetterwolken, aus denen liebe Engelein mit Blumen und Fruchtgewinden herniederschweben. Das alles sollte sowohl an das überstandene Leid als an die Hoffnung eines ruhigen Lebensabends und reicher himmlischer Belohnung gemahnen. Ganz in der Nähe des Altares aber malte ich auf dem Rande der Balustrade den Wundervogel, von dem der selige Christoffel in der Nacht vor dem Unglücke geträumt hatte und den er bei seinem Tode zu sehen vermeinte.

Und nachdem ich ihn so schön als möglich gemalet, warf ich Pinsel und Palette ins Feuer, griff zum Wanderstabe und verließ das liebe Heideschloß Blyenbeek und die gute edle Frau Katharina und den tiefgebeugten Herrn Arnold, welche mich mit vieler Liebe bei sich zurückhalten wollten. Als ich ihnen aber sagte, wohin es mich ziehe, und daß ich im heiligen Orden vom Berge Karmel Aufnahme gefunden, da ließen sie mich in Frieden ziehen und wünschten mir alles Glück für Zeit und Ewigkeit, und die gute Frau Katharina sagte:

„Meister Thyssen, jetzt geht Ihr ins irdische Paradies!“

„Und im himmlischen Paradiese hoffen wir uns alle wieder zu finden“, antwortete ich. „O betet, gute Frau, daß

einst der Wundervogel des seligen Christoffel uns alle dorthin rufe!"

Und so schied ich von dem Schlosse Blyenbeek am Tage von Pauli Gedächtniß im Jahre des Heils 1704.

Lieber Leser, der du die Geschichte vom „Paradies" liesest, bete ein Ave Maria für den Schreiber!

* * *

So weit reicht die Erzählung des Meisters Thyssen. Wir haben ihr nur wenige Worte beizufügen. Der Marquis scheint sich wirklich von dem harten Schlage, welcher ihn durch den Tod seines einzigen Sohnes betroffen hatte, nicht mehr ganz erholt zu haben. Er starb zu Blyenbeek am 31. August 1709. Die Wappentafel, welche an seinem Katafalke aufgestellt war, habe ich sehr gut erhalten auf dem Söller gefunden. Ebenso die ganz ähnlich gemalte Wappentafel seiner edeln Gemahlin Katharina, geborene Gräfin Hoensbroech. Dieselbe scheint noch sehr viel Gutes auf Erden gewirkt zu haben; denn in Anerkennung ihrer Verdienste wurde sie im Jahre 1717 von der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia mit dem Sternkreuzorden geschmückt. Sie starb im Jahre 1736. Durch sie kam die Erbschaft der Schenk von Nydeggen, namentlich die Schlösser Blyenbeek und Hillenrath, an die Familie Hoensbroech.

Das Paradieszimmer auf Blyenbeek ist noch recht gut erhalten, namentlich die Schnitzereien am Fries mit der Hirschjagd des kleinen Christoffel und die Kaminverzierungen mit der Schlange um die Herme der Diana. Sehr frisch sind die Deckenmalereien geblieben: die Köpfe der vier Welttheile, der Adler mit dem Wappen und dem Spruchbande, ganz besonders aber die Frucht- und Blumenkränze.

Es scheint fast, daß dieselben, und zwar von geschickter Hand, in diesem Jahrhunderte aufgefrischt wurden; denn die Farben sind so kräftig, daß man meinen könnte, sie seien erst vor kurzem aufgetragen. Das Mittelgemälde ist dagegen nicht mehr kenntlich und die Standbilder der vier Jahreszeiten sind entfernt worden, weil sie bei der gegenwärtigen Benützung des Saales zu viel Raum wegnahmen. Sie stehen aber wohl erhalten auf dem Söller und können zu jeder Stunde wieder aufgestellt werden, und dann würde das Paradieszimmer, mit den alten Gobelins an Stelle der neuen Papiertapeten, heute noch gerade so aussehen, wie in den Tagen, da der Junker Christoffel als Kind hineingetragen wurde, als Knabe darin spielte und im Tode unter dem Wappenadler als letzter Sprosse der Schenk von Nydeggen geruht hat.

Spillmann, Joseph,

Wolken und Sonnenschein Novellen und Erzählungen

Bd.: 2

1894